1427

Xh. 136.
2

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-674109-p0002-1

Die medicinische Chimie

welche in sich enthält

die Weise,

wie man die gewöhnlichsten Arztneyen bereiten und sie zu Heilung der Kranken anwenden soll,

verfertiget von

Herrn Malouin,

Leibarzt seiner Majestät der Königin von Frankreich, Doctor und ersten Professor der Pharmacie in der medicinischen Facultät zu Paris, Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris und London, und königl. Bücherrichter.

Zweyter Band.

Nach der neuesten Ausgabe aus dem Französischen übersetzt

von

D. George Heinrich Königsdörfer.



Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. allergn. Privilegio.

Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung, 1764.

KOENFRIED
UNIVERS.
ZVHALLE

Verzeichniß

der Bücher und Kapitel im zweyten Bande.

Der vierte Theil.

1. Kap. Von den Metallen überhaupt . S. 1
2. — Von dem Golde . . 4
3. — Von der Goldtinktur . . 8
4. — Von dem Goldsaffran oder Knallgold . 10
5. — Von dem Höllensteine . 13
6. — Von dem Kupfer . . 16
7. — Von dem Grünspan . . 21
8. — Gebranntes Kupfer oder Aes vstum . 27
9. — Von dem Zinne . . 28

Verzeichniß der Kapitel

10. Kap. Von dem Bley = = S. 32
11. — Vom gepülverten Bley = = 37
12. — Von der Silberglätte = = 38
13. — Von der Mennige = = 39
14. — Vom gebrannten Bley = 40
15. — Von dem Bleyweiße = = 42
16. — Von dem Bleyessig = 43
17. — Von dem Bleyzucker = = 46
18. — Von dem Eisen = = 49
19. — Von dem Eisensafran = 53
20. — Der eisenartige Mohr des Lamery = 58
21. — Von dem Eisensalze des Riviers = 60
22. — Von der Eisenkugel = = 63
23. — Von der Stahltinktur = 64
24. — Von der alkalischen Stahltinktur des Herrn D. Stahls = = 67
25. — Vom Queckfilber = = 69
26. — Vom gereinigten Queckfilber = 72
27. — Von dem medicinischen Gebrauche des Queckfilbers überhaupt = = — 77
28. — Das Queckfilber kurirt die Venusseuche 85
29. — Die Zubereitung des Kranken ehe er die Kur anfängt = = — 94
30. — Die Kur der Venusseuche durch Einreiben = = = = — 97
31. — Die Kur der Venusseuche ohne Speichelfluß = = = — 105

32. Kap.

32. Kap. Von der Kur der Venusseuche durch Räuchern = = S. 108
33. — Von der Queckſilberſalbe = — 111
34. — Von dem mineraliſchen Mohr = — 114
35. — Von dem antimonialiſchen Mohr = — 119
36. — Von dem Zinnober = = — 129
37. — Von dem präparirten oder gereinigten Zinnober = = — 131
38. — Von der Wiederauflebung des Queckſilbers aus ſeinem Zinnober = — 138
39. — Aufgelöſtes Queckſilber, Queckſilberwaſſer = = = — 140
40. — Von dem weißen Niederſchlag = 144
41. — Von dem rothen Niederſchlag = — 147
42. — Von dem Arcano Corallino = — 150
43. — Das durch ſich ſelber niederſchlagende Queckſilber = = — 152
44. — Von dem mineraliſchen Turbith = 155
45. — Von dem freſſenden Sublimat = — 159
46. — Das verſüßte Queckſilber, oder der weiße Adler = = — 169
47. — Pillen von dem weißen Adler = — 175
48. — Panacee des la Brune = — 179
49. — Von dem Spießglaſe = = — 187
50. — Von dem Glaſe des Spießglaſes = — 192
51. — Von der Spießglaßleber = — 198
52. — Von dem Metallenſafran = — 201

Verzeichniß der Kapitel

53. Kap. Der medicinische König = S. 205
54. — Der einfache Spießglaßkönig = 207
55. — Von dem Eisenkönig = 209
56. — Von dem Kupferkönig = 212
57. — Von dem Zinnkönig = = 213
58. — Von dem Metallenkönig = = 214
59. — Von dem Lilium = = 215
60. — Von der Spießglastinktur = 220
61. — Von dem Goldschwefel des Spießglases 222
62. — Von dem mineralischen Kermes = 224
63. — Von dem schweißtreibenden Spießglase 235
64. — Von des Poterie Mittel wider Schwindsucht = = = 242
65. — Von der Spießglaßbutter = 246
66. — Von dem Spießglaszinnober = 249
67. — Von dem Pulver des Algeroths = 251
68. — Von dem mineralischen Bezoar = 254
69. — Von den Mitteln wider die Kröpfe = 258
70. — Von den Mitteln des Rotrou = 264
71. — Von dem mineralischen Schwefel = 272
72. — Von dem arsenicalischen Magnet = 275
73. — Von den Schwefelblumen = 276
74. — Von dem gewaschenen Schwefel = 280
75. — Geterpentinter Schwefelbalsam = 283
76. — Das Schwefelmagisterium = 285
77. — Von dem Schwefelgeiste = = 287
78. — Von dem Agtsteine = = 289

79. Kap.

79. Kap. Von dem zubereiteten Agtsteine = S. 293
80. — Von der Essenz oder Tinktur des Agtsteins = = = 295
81. — Das flüchtige Agtsteinsalz = = 298
82. — Von dem Oele des Agtsteins = 304
83. — Von dem Vitriol = = 308
84. — Von dem Geiste und Oele des Vitriols 312
85. — Das Rabelische Wasser = 316
86. — Von dem Aether = = 320
87. — Der schmerzstillende mineralische Liquor des Hofmanns = = 328
88. — Von dem stillenden Salze des Hombergs = = = 332
89. — Von der Alaun = = 336
90. — Zubereiteter oder gereinigter Alaun = 338
91. — Gebrannter Alaun = = 342
92. — Von dem Salpeter = = 343
93. — Der mineralische Krystall = 349
94. — Von dem Polychrestsalz = = 352
95. — Von dem Alcali des Salpeters, oder von dem mit Kohlen feuerbeständig gemachten Salpeter = = = 357
96. — Von dem Salpetergeiste = 361
97. — Der versüßte Salpetergeist = 363
98. — Das aus zwey Dingen bestehende Salz, oder Arcanum duplicatum = 369
99. — Die weiße Magnesie des Salpeters = 375

100. Kap. Kochsalz oder Seesalz = S. 376
101. — Von dem Salzgeiste = — 381
102. — Versüßter Salzgeist = 383
103. — Das Glauberische Salz = — 385
104. — Von dem epsomer Salze = — 394
105. — Von dem Kalke = = — 399
106. — Von dem Kalkwasser = = — 403
107. — Von dem Salze des Kalks = = 407

Die

Die medicinische Chimie.

Der vierte Theil.
Von den Mineralien.

Das 1. Kapitel.
Von den Metallen überhaupt.

Es stehen einige in der Meinung, daß die Metalle keine medicinische Kraft hätten, und daß man keine wahre Wirkung von ihnen erwarten könnte, wenn man sie nicht zerlegte und in ihre Grundtheile auflöste, oder sie müßten sich wenigstens, wenn sie einige Wirkung beweisen sollten, in dem Körper auflösen. Es ist diese Meinung eine alchimische Einbildung. Das Queckſilber, welches viele Krankheiten, besonders diejenigen heilet, welche von der Venusseuche herkommen, und welches ein so kräftiges Mittel ist, die dicken Säfte aufzulösen, da es überhaupt das stärkste Mittel ist, die Ver-

stopfungen zu heben, kann nicht zerlegt werden. Es beweiset dieses, daß man sich irrt, wenn man glaubt, es müßte sich eine Arztney in dem Körper auflösen, wenn sie einige Wirkung darinnen hervor bringen soll.

Gefeilter Stahl, Eisen, Regulus jovialis, die äusserliche Auflegung des Bleyes und dergleichen, beweisen die Wirksamkeit der Metalle in Heilung der Krankheiten. Und ich glaube, man kann aus den Metallen die größten Arztneyen in langwierigen Krankheiten bereiten.

Die meisten Chimisten behaupten, daß die medicinischen Eigenschaften der Metalle blos in ihrem Schwefel, das ist, in ihrem öhlichten Theile zu suchen sey. Herr Pott, ein geschickter preußischer Arzt, spricht in seiner Dissertation de Sulphuribus metallorum, man könnte den Schwefel der Metalle, und zwar nicht nur aus den unvollkommenen, sondern auch aus den vollkommenen Metallen überkommen. Und es giebt dieser große Chimiste die Art und Weise an, wie man solches bewerkstelligen kann. Z. E. wenn man den Schwefel aus dem Silber ziehen will, so muß man das Silber in Scheidewasser auflösen, und diese Auflösung mit Küchensalz, das im Wasser zerlassen worden, oder mit Vitriolgeiste niederschlagen. Endlich thut man Queckſilber dazu, setzt es in einen Kolben in das Sandbad, macht anfänglich ein gelindes Feuer darunter, welches zwey Stunden lang so kann unterhalten und hernach verstärket werden. Es steigt ein Zinnober, sagt Herr Pott, in die Höhe, welcher aus dem Schwefel des Silbers und des Queckſilbers besteht, die man dazu genommen hat.

Die aus dem Mineralreiche hergenommene Arztneyen, sind überhaupt wirksamer, als die aus dem pflanzhaften und thierischen. Ihre Wirksamkeit macht zuweilen, daß man

man sie schwerer anbringen kann, und man kann mit ihrem Gebrauche leichter Fehler begehen, und man hat sie deswegen öfters mit Unrecht in üblen Ruf gebracht.

Die heiß gemachten Metalle können auch sehr verschiedene äuserliche Mittel abgeben. Steckt man einen glühenden Bratspieß durch Speck, und läßt das geschmolzene Fett, das heraus läuft, ins Wasser fallen, so entsteht dadurch eine treffliche Pommade, die Geschwüre damit zu verbinden.

Ich bin überzeugt, daß glühend gemachtes Kupfer, oder Zinn, wie auch Bley, wenn sie geschmolzen und in Fett oder Oel gegossen werden, ihnen gute Eigenschaften mittheilen werden.

Geschmolzene oder glühend gemachte und so gleich in Wasser geworfene Metalle geben dem Wasser verschiedene Eigenschaften, so wie die Metalle verschieden sind, die man dazu nimmt. Ich habe aus der Erfahrung, daß das Queckfilber gleichfalls dem Wasser seine Eigenschaft mittheilet, so gar daß es zuweilen einen Speichelfluß erreget hat. Man wird in der Folge dieses Werkes Proben von der Wirksamkeit der Metalle in den belebten Körpern antreffen, ohne daß sie sind aufgelöst worden.

Man behauptet, daß epileptische Personen sind kurirt worden, wenn sie über geschmolzenes, und noch fließendes Metall hin und her gegangen sind, wenn man Glocken oder Kanonen gegossen hat. Ist diese Wirkung wahr, so muß man sie dem Dampfe des Metalles zuschreiben, und folglich wird es nicht nöthig seyn über das fließende Metall zu gehen, es wird genug seyn, wenn man den Dampf davon in sich zieht.

Diese Eigenschaft der fließenden Metalle wider die fallende Sucht kann von einem arsenikalischen Grundtheile

herkommen, welcher mit gewissen Metallen so innig vereiniget ist, daß ein weit stärker Feuer, als das Schmelzfeuer dazu gehöret, solchen heraus zu treiben. Es ist daher, wenn man ein Erzt schmelzt, das beste Zeichen, woran man erkennen kann, daß es vollkommen geschmolzen ist, wenn es einen Knoblauch- oder Phosphorartigen Geruch von sich giebt. Es ist bey dieser Bemerkung sehr zu verwundern, daß das Erzt lange Zeit im Schmelzfeuer steht und darinnen fließt, ehe es diesen Geruch von sich giebt, und wenn es diesen Geruch von sich streuet, so macht es in dem Schmelztiegel eine Flamme, wie die fließende Materie des Phosphors, wenn man sie in dem Schmelztiegel probiret, um zu sehen, ob sie im Stande ist Phosphor zu geben.

Das 2. Kapitel.

Von dem Golde.

Das Gold gilt überall sehr viel. Die Menschen sind von Natur in diese festgesetzte Tugend des Goldes verliebt. Ein natürlicher Hang, den der Mensch zu dem Golde hat, macht, daß dieses Metall eine schöne Zierde für die Kleider, Geräthschaft und dergleichen abgiebt. Ich habe in dem königlichen Garten ein gewisses Vergnügen in dem Gesichte der Zuhörer bey Erblickung des Goldes abgemahlt gefunden, das man ihnen sehen ließ, ehe man es auflösete. Das Gold, spricht Mathioli über den Dioskorides, besitzt eine gewisse anziehende Kraft, womit es die Herzen derjenigen an sich fesselt, die es ansehen, u. s. w.

Was die medicinischen Kräfte anbetrifft, so sagt eben der Verfasser, daß wenn man das Gold einnimmt, so thut

thut es keinen Schaden, wie viele andere Metalle, sondern es stärkt vielmehr auf eine wundersame Art das Herz.

Es haben verschiedene Schriftsteller bemerket, daß Rosenwasser, in welchem man verschiedene male glühend Gold gelöscht hat, ein gutes Mittel wider die rothe Ruhr ist: Ich halte dafür, daß solches zuweilen in der rothen Ruhr sehr nützlich seyn kann, weil das Rosenwasser in gewissen Fällen bey der rothen Ruhr gut ist; und die Erfahrung hat mir gelehrt, daß das Gold, so wie andere Metalle, wenn es geglüht oder geschmolzen ist, und im Wasser abgelöscht wird, dem Wasser eine zusammenziehende Kraft mittheilet, welche bey den ruhrhaften Durchfällen nützlich ist.

Bauhin führet in einem Briefe an den Bartholin an, daß er ein länglicht Stück feines Gold öfters geglüht, und wieder im Wasser abgelöscht, und daß solches dadurch endlich ein beträchtliches an seiner Schwere verlohren habe. Er habe hierauf dieses Wasser abgeraucht, und etwas Gold daraus bekommen. Man sieht hieraus, daß durch diese Arbeit sich ein Theil dieses Metalles auflöst, das ist, sich im Wasser zertheilet, und wodurch diese Wasser, nachdem man verschiedene Metalle nimmt, verschiedene Eigenschaften überkommen.

Es glauben einige, das Gold besäße eine Kraft, die Milch bey den Wöchnerinnen zu vertreiben. Man legt Goldblättgen auf die Brüste. Ich kenne einige Weiber, welche mich versichert haben, daß ihnen dadurch wäre geholfen worden. Ich erzehle diese Sache, ohne daß ich sie glaube. Es ist ausgemacht, daß solches nicht schaden kann, und es ist alsdenn wohlgethan, sich mit Erfahrungen einzulassen, welche zum Wohlseyn der Menschen etwas beytragen können. Ja, ich erinnere mich, daß Hip-

pokrat in einer seiner Schriften den Aerzten anpreist, die Weiber in gewissen besondern Kuren anzuhören, die die Krankheiten ihres Geschlechts anbetrifft, da in andern Krankheiten die Aerzte aus demjenigen urtheilen können, was sie selber gefühlt haben.

Ich habe oftmals von Herrn Grosse, einem Mitgliede der königl. Gesellschaft sagen hören, daß das Gold ein stärkendes Mittel wäre, und dieser Arzt ließ es als ein kräftiges Mittel einnehmen.

Man kann sich gemeiniglich schwer vorstellen, wie das Gold, welches sich im menschlichen Leibe auf keine Weise auflösen kann, wie eine Arztney wirken könne. Allein wenn man überlegt, daß das Queckſilber, welches sich eben so wenig in dem Körper auflöst, so kräftig wirkt, um die Verstopfungen aufzulösen, und die Säfte zu reinigen, ob es gleich beständig ungetheilt bleibt, so wie es der Hyacinth, der Agtstein, der Zinnober und andere Dinge thun, die sich niemals in dem Körper auflösen, und doch daselbst wirken, so wird man nicht anstehen zu versichern, daß zart getheiltes Gold einige Wirkung habe. Ueberhaupt weiß man nicht wie die Mittel wirken, und so lange man dieses nicht einsieht, so lange muß man auch nicht deswegen blos die Wirkung verneinen, weil man nicht einsiehet, wie es damit zugeht.

Man muß keine Wirkung deswegen läugnen, weil man nicht die mechanische Ursache davon einsieht. Es giebt viele Wirkungen, die man nicht läugnen kann, ob wir gleich die Ursache davon nicht wissen, dergleichen zum Exempel die Elektricität ist. Die Unwissenden glauben alles aus Aberglauben; diejenigen, welche sich klüger zu seyn dünken, als sie wirklich sind, nämlich die Halbgelehrten verneinen alles, was sie nicht wissen, aus Vorurtheil,

und

und kluge Leute glauben und läugnen nicht, was sie nicht begreifen, oder was sie nicht wissen.

Die specifische Schwere der Arztneyen trägt in dem Körper viel zu ihrer mechanischen Wirkung bey. Die außerordentlichen Wirkungen des Queckſilbers rühren überhaupt von der Schwere und großen Theilbarkeit dieses Minerals her. Das Gold, welches noch schwerer als das Queckſilber ist, kann aus dieser Ursache noch wirksamer seyn, als selbst das Queckſilber, und verdient dieses allerdings, daß man darüber nachdenkt, ehe man über die Wirksamkeit oder Unwirksamkeit des Goldes sein Urtheil fällt, besonders wenn man in diesem Stücke keine hinlängliche Erfahrung hat, die man sehr selten besitzt.

Zwelfer spricht in seiner Mantiſſa ſpagyrica, 1. Th. 1. Kap. de Auro, daß das Gold die Eigenschaft habe das Herz zu stärken, und das Geblüte zu reinigen, auch sey es ein gutes Mittel wider die Milzsucht.

Jacutus Luſitanus de medic. Princ. hiſt. lib. 1. quaeſt. et lib. 2. de Pratic. medic. obſerv. 136. spricht, er habe aus der Erfahrung gelernet, daß das Gold die Eingeweide stärke, das Blut reinige, und ein gutes Mittel in bösartigen und ansteckenden Krankheiten sey. Es wird dieses von Avicenna, Serapion, Plater und sehr vielen andern gelehrten ausübenden Aerzten bestärket.

Goldblättgen kommen unter viele Pulver und stärkende Confectionen. Jedermann weiß, daß man die Pillen damit übergüldet. Man muß sie aber nicht solchen Kranken nehmen lassen, denen man Queckſilber eingiebt, weil sie die Wirkung desſelben schwächen. Es ist besser, daß man in diesem Falle Silberblättgen nimmt.

Gold und Queckſilber sind bey aller ihrer außerordentlichen Schwere sehr flüchtig, und eben diese Eigenschaft

trägt auch viel zu ihrer Wirkung bey. Und dahero ist auch bey Bereitung der Goldtincturen nicht ohne Nutzen, wenn sie vielmals digerirt und destillirt werden.

Die chinesischen Aerzte rathen denjenigen, welchen das Queckſilber zu sehr nach dem Munde geht, ein Decoct von Gold zu trinken, und sich damit zu gurgeln, um die Geschwüre des Halses zu heilen, welche von dem Queckſilber entstanden sind.

Das Horizontalgold, welches man auch sonst den Azoth des Heslingius nennt, ist ein Amalgama von Gold, das man so bereitet, wie man das Queckſilber bereitet, um den Präcipat durch sich zu machen. Zwelfer versichert, daß diese Bereitung des Goldes und Queckſilbers ein gutes Mittel ist, die venerischen Krankheiten zu heilen.

Wenn man einen zu starken Speichelfluß hemmen will, der vom Queckſilber verursacht worden, so darf man nur dem Kranken Goldblättgen nehmen lassen. Man darf sie nur mit Lacrizensaft zu Pillen machen. Und will man die Feuchtigkeit durch den Stuhl abführen, so thut man etwas Jallappe darunter

Das 3. Kapitel.

Goldtinctur.

Nehmet feines Gold, dergleichen das Ducatengold ist, cementirt es mit Steinsalz, (Sal Gemmae) das ist, legt dieses Salz gepülvert und das Gold lamellirt schichtweise über einander in einen irdenen Topf, den ihr rings herum mit glühenden Kohlen umgebt, bis alles durchglüht ist. Waſcht hernach das Gold, laßt es trocken werden, macht es glühend, löſcht es in Baumöl, und wiederholet dieses sieben mal.

Nehmet

Nehmet hernach gepülverten Zuckerkant, und thut ihn mit dem calcinirten Golde in eine beschlagene gläserne Retorte. Den Bauch von der Retorte müßt ihr in einen Topf thun, und feinen Sand darauf schütten, und einen andern Topf umgekehrt darauf stürzen. Macht ein mäßiges Feuer von Kohlen oben und unten, und unterhaltet es 24 Stunden.

Nach Verlauf dieser Zeit nehmt es aus der Retorte heraus, und zerreibt es in einem marmornen Mörser. Hernach thut es in einen Kolben ins Sandbad, gießt Brandewein darauf, und setzt einen blinden Helm darauf, der dreymal größer als der Kolben ist. Man muß 24 Stunden lang starkes Feuer geben, damit der Brandewein beständig kocht, bis man sieht, daß unten in dem Kolben etwas weißes zum Vorschein kömmt. Gießt alsdenn die gelbe Tinctur, die ins Rothe und Violette fällt, durch Umneigen ab.

Das ist nach der alchimistischen Sprache ein trinkbar Gold, welches nach meiner Meinung besser als alle andere Goldtincturen sind, die bis hieher zum Vorschein gekommen sind.

Ich vermuthe, daß das Elixier des Marschalls *d'Estrées* eine Goldtinctur ist, die mit dem Weingeist versüßt worden, der über schweißtreibenden Mineral, oder über schweißtreibendes Spießglas, das weiß calcinirt worden, abgezogen ist.

Das trinkbare Gold, dessen Bereitung ich jetzund beschrieben habe, unterhält oder ergänzt die natürliche Wärme, und reiniget in gewissen Fällen das Blut Man bedient sich seiner in ansteckenden und bösartigen Fiebern, in Blattern, Masern, Schlagfluß und Lähmung. Ich habe es in geschwächten Eingeweiden, in verdorbenen Säften, und auch in dem Brande nützlich befunden.

Man nimmt auf einmal von einen bis acht Tropfen. Man richtet sich dabey nach dem Alter, Geschlecht und Krankheiten. Man nimmt es auch des Tages öfterer oder weniger, nachdem es nöthig ist.

In wässerichten Schlagflüssen, in der Schlafsucht und Ohnmachten giebt man es dem Kranken alle halbe Stunden. Man giebt es in einer Brühe, oder in Wein, oder in Betonienthee mit etwas Zucker ein. Man verstärkt auch in diesen Fällen die Dosin, und wenn es mit dem Kranken etwas besser geworden ist, so giebt man es weniger, und man läßt es alsdenn nur aller vier Stunden, und endlich des Tages nur zweymal nehmen, nämlich des Morgens und Abends, und endlich gar nur des Tages einmal, nämlich des Morgens nüchtern in einem Löffel voll spanischen Wein.

Man pflegt auch die Goldtinctur noch auf eine andere Weise zu nehmen, da man sie tropfenweise auf etwas klaren Zucker fallen läßt, wodurch ein kleiner Bissen entsteht, den der Kranke, so wie er ist, oder in Oblate eingewickelt, hinterschlingen, und so gleich eine gehörige und dienliche Feuchtigkeit drauf trinken kann.

Eine Stunde darauf kann jedesmal der Kranke Brühe, oder ein anderes Nahrungsmittel, wie es die Natur und Zeit der Krankheit erfordert, nehmen.

Die Goldtinctur treibt zuweilen Schweiß. Bey einer Entzündung und Trockenheit ist sie nicht dienlich.

Das 4. Kapitel.

Goldsafran oder Knallgold.

Wenn man Knallgold machen will, so muß man ein halbes Quentgen feines Gold entweder in Blättgen

oder

oder lamellirt, und in kleine Stückgen zerschnitten, in einen kleinen Kolben thun. Darauf gießt man eine halbe Unze Königswasser, setzt den Kolben im Sandbade über das Feuer, und läßt ihn so lange daselbst stehen, bis sich das Gold völlig aufgelöst hat. Hernach gießt man tropfenweise aufgelöstes Weinsteinsalz hinein, und hält damit so lange an, bis kein Aufbrausen mehr erfolgt. Alsdenn thut man ein wenig flüchtiges Alkali dazu, und gießt viel Wasser hinein, damit es sich niederschlägt.

Hierauf läßt man die Feuchtigkeit ruhig stehen, und wenn sie recht klar ist, so gießt man sie ab. Auf dem Boden des Gefäßes wird ein gelbes Pulver zurück bleiben, das man öfters mit laulichten Wasser wäscht, bis es ohne Geschmack abgegossen wird.

Endlich läßt man dieses Pulver durch öfteres Umrühren auf einem Löschpapier in einer trocknen Luft und ohne Feuer völlig trocken werden. Man muß so gar Achtung geben, daß die Sonne nicht darauf scheint, weil es sich sonst mit einem großen Knall gleich dem Donner, auf einmal zerstreuen wird, und daher hat man diesem Goldsafran den Namen Knallgold gegeben. Man erhält durch diese jetzt beschriebene Operation zween Scrupel Goldsafran, den man mit etwas Weingeist versüßen muß.

Wenn man ihn mit Schwefelblumen reibt, so wird er violet, man muß ihn aber auf einem Porphyr oder in einem marmornen Mörser sachte reiben, und wenig auf einmal.

Der Goldsafran, oder wie man ihn sonst nennt, das Knallgold, hat eine laxirende Kraft, und zuweilen macht es Brechen, wenn man es nur blos mit Wasser ausgesüßt und getrocknet, nicht aber mit Weingeist versüßt hat. Man muß wohl rectificirten Weingeist darauf gießen, und

hernach

hernach den Weingeist abrauchen lassen, indem man den Teller, worauf der Goldsafran ist, an einem warmen und trocknen Ort setzt. Ist die Säure des Knallgoldes auf solche Art durch den Weingeist versüßt worden, so wirkt es nicht mehr in den ersten Wegen, es geht in das Geblüte, und zeigt seine Wirkung daselbst durch Erregung einer Ausdünstung. Daher rühmt man es in Blattern, und in den Fiebern, die von einer Fäulniß der Säfte entstehen. Potier machte sein schweißtreibendes Gold von dem Knallgolde und Schwefel, die er mit Weingeist digerirte.

Das Knallgold ist auch sehr dienlich, die allzu große Wirkung des Queckfilbers zu mäßigen, das alles verläßt, um sich damit zu vereinigen.

Man muß sich nicht vorstellen, wie einige fürchten, daß der Goldsafran in dem Leibe losgehen kann. Man darf nur anführen, daß das Knallgold nicht losgehen kann, wenn es naß ist.

Man giebt es von einem halben Gran bis zu sechs Granen in einem Löffel von Ptisane oder Wasser, und wenn es nicht mit Weingeist ist versüßt worden, so giebt man es entweder zum Brechen oder zum Purgiren ein. Giebt man es aber die Säfte zu reinigen, nachdem man es mit Weingeist versüßt hat, so läßt man es von drey bis zwölf Gran in Brühe, oder in Wein, oder mit ein wenig Confection von Hyacinthen, Theriak, Cardebenedictenextract, oder Rosenconserve, oder Hindläufconserve als einen Bissen nehmen, ja man kann es des Tages etliche mal geben.

Das 5. Kapitel.

Von dem Höllensteine.

Den Höllenstein zu machen, wirft man in einen deutschen Schmelztiegel eine halbe Unze feines gefeiltes Silber, und gießt anderthalb Unzen Salpetergeist darauf. Wenn das Silber aufgelöst ist, so setzt den Tiegel in einen Ofen, wo einige glühende Kohlen sind, und laßt die Feuchtigkeit gelinde abrauchen. Es werden rothe orangenfarbigte Dämpfe aufsteigen. Die Materie wird kochen, und sehr in die Höhe steigen, endlich wird sie auf dem Boden des Tiegels niederfallen.

Verstärket hierauf das Feuer, die Materie wird nicht weiter fließen, sie wird trocken werden und ein Salz vorstellen; sie wird nicht mehr rauchen, und so gleich schmelzen. So bald sie wie ein Oel aussieht, so gießt sie in ein länglichtes Gefäße, das mit Fett geschmiert und heiß gemacht worden, es wird ein Geräusch entstehen, wenn sie hinein kömmt. Laßt sie kalt werden, und ihr werdet sechs Quentgen Höllenstein haben, die ihr in recht trockne Baumwolle einwickeln, und in einer Büchse oder in einem länglichten Glase recht verschließen müßt.

Diese Arbeit erfordert viele Aufmerksamkeit, wenn sie gerathen soll. Die Materie kocht und schwillt im Feuer sehr auf. Daher muß man einen großen Schmelztiegel dazu nehmen, und die ganze Zeit über, da sie kocht, ein gelindes Feuer unterhalten, damit sie nicht über den Rand des Schmelztiegels überfließt. Der Verfertiger muß sich auch in acht nehmen, damit nichts an ihn springt, weil es ihn sonst sehr verbrennen würde.

Er muß sehr genau Acht haben, wenn die Materie geflossen ist, um sie von dem Feuer wegzunehmen, so bald

als

als sie sich in eine Art von Oel verwandelt hat, denn läßt man sie zu lange in dem Feuer, so verfliegt die Säure des Salpeters, die mit dem Silber verbunden seyn muß, durch die Heftigkeit des Feuers, und der Höllenstein wird um so viel schwächer seyn, je mehr von dieser Säure verflogen ist. Doch muß man auch die Materie nicht eher vom Feuer wegnehmen, als bis sie völlig geschmolzen ist, denn wenn sie nicht genugsam gekocht hat, so zieht der Höllenstein in der Luft zu leicht die Feuchtigkeit in sich, und man muß ihn daher wieder in das Feuer bringen. Wenn der Höllenstein in der länglichten Forme, worein man ihn gegossen hat, oben eine Silberfarbe bekömmt, so ist dieses ein Zeichen, daß er hinlänglich gekocht hat.

Man kann den Höllenstein lange haben, wenn man ihn nur recht für der Luft verwahrt. Unterläßt man hingegen diese Vorsicht, so wird er die Feuchtigkeit der Luft in sich ziehen, und nach und nach vergehen.

Der Höllenstein ist nichts weiter, als die Säure des Salpeters, die sich mit dem Silber verbunden hat, und verbindet man diese Säure mit einem andern Metall, so wird man gleichfalls einen Höllenstein bekommen. Man könnte ihn mit Kupfer, und so gar auch mit Eisen machen, allein er würde nicht so stark und so geschwinde wirken, und er würde auch noch mehr die Feuchtigkeit an sich ziehen.

Es geben einige vor, man müßte den mit Thon abgezogenen Salpetergeist, und nicht das mit Vitriol gemachte Scheidewasser nehmen, wenn man einen guten Höllenstein verfertigen will.

Man bedient sich des Höllensteines die Fontanelle damit zu machen, und die Geschwüre damit zu öfnen. Man gebraucht ihn mit Nutzen, die Härte wegzunehmen, die sich öfters in den Geschwüren befindet, um das faule Fleisch

wegzu-

wegzubeizen, wie auch dasjenige, welches zwar gut ist, aber ungleich wächst, und durch diese Ungleichheit die Heilung der Wunde verhindert, weil sich der Eiter darzwischen verhält. Man nimmt auch den Höllenstein dazu, wenn man dasjenige Fleisch wegbeizen will, welches zwar vereinigt, und von einer guten Beschaffenheit ist, aber zu geschwinde heran wächst.

Der Höllenstein besitzt auch die Tugend, die zu sehr geschwächten Zasern anzuziehen, und ihnen eine Springkraft beyzubringen. Wenn dahero die Lefzen der Geschwüre zu schlaff sind, und man sich davon einen Nutzen verspricht, wenn man sie wieder zusammen zieht, und so gar runzelt, so braucht man nur mit dem Höllenstein darüber wegzufahren, und indem er die Gefäße verschließt, so macht er diejenigen feste, welche offen sind. Man hat dahero nicht so leicht ein Bluten zu befürchten, wenn man sich des Höllensteines bedienet, als wenn man ein schneidendes Werkzeug nimmt. Ja man wendet zuweilen den Höllenstein mit Nutzen in Stillung des Blutens an, weil die Rinde, die er macht, lange Zeit feste sitzt, und das Bluten dadurch auf das sicherste vertrieben wird.

Der Höllenstein leistet auch in dem Falle gute Dienste, wenn die Entzündung eines geschwornen Theiles zu schwach ist, weil er sie verstärket. Der Höllenstein ist gut Grinder hervor zu bringen, welche die Schwärung wieder wegbringt, und diese verursacht ein Eiter, das zuweilen nützlich ist, z. E. wenn man Fleisch erweichen will.

Man muß den Höllenstein feste in eine Reisfeder stecken, sonst kann man große Unfälle davon haben.

Es ist hinlänglich, wenn man nur eine Spitze wegbeizen will, sie nur ganz leicht damit zu berühren, wenn

man

man aber einen großen Umfang Fleisch wegzubringen hat, so muß man mit dem Steine darüber wegfahren.

Der Theil der Wunde oder des Geschwüres, das der Stein berührt hat, wird weiß. Er hinterläßt daselbst einen weißen Strich, und man findet den andern Morgen den berührten Theil in der Schwärung. Um Gelegenheit zu diesen Schwären zu geben, so muß man, wenn der Höllenstein ist angestrichen worden, mit dem zweyten Verbinden länger warten.

Diejenigen, welche die Fisteln blos durch Aetzmittel heilen wollen, bedienen sich des Höllensteines, der mit Salben oder andern Dingen überzogen ist. Und bey der Kur, die sie mit diesem Aetzmittel anstellen, thun sie zuweilen gleichsam verstohlner Weise einige Schnitte mit der Schere oder dem Messer. Diejenigen hingegen, welche die Kur durch Aetzmittel verwerfen, und mit schneidenden Werkzeugen verfahren, bedienen sich gleichfalls öfters auf eine subtile Weise des Aetzmittels, so wie jene des schneidenden Werkzeugs. Man hat Ursache, so wie sich die Gelegenheit äusert, so wohl das Aetzmittel als das schneidende Werkzeug zu gebrauchen. Allein man muß sich nicht überhaupt, weder für die eine, noch die andere Art des Verfahrens erklären. Siehe in dem ersten Bande 46. Kapitel von dem Aetzsteine nach.

Das 6. Kapitel.

Von dem Kupfer.

Man hat gleich von den ersten Zeiten der Arztneykunst an Gebrauch von dem Kupfer gemacht. Die Alten eigneten ihm besondere Eigenschaften, in Ansehung der Theile des Körpers zu, die zur Zeugung dienen. Man muß

muß wissen, wenn man die Sprache der Chimisten verstehen will, daß sie dieses Metall Venus nennen. Sie haben die sieben Metalle mit eben den Zeichen belegt, durch welche die Sternkundigen die sieben Planeten vorgestellet haben. Sie haben ihnen auch eben die Namen gegeben. Sie haben ferner geglaubt, Aehnlichkeiten zwischen den vornehmsten Eingeweiden des Körpers und der Metalle zu finden, und deswegen haben sie darinnen Mittel für diese Theile des Körpers gesucht. Z. E. in dem Golde, das sie die Sonne nennen; herzstärkende; in dem Silber, das sie den Mond nennen, Kopfarztneyen; in dem Zinn, das sie Jupiter nennen, Arztneyen wider die Hectik; in dem Eisen, das sie Mars nennen, Leberarztneyen, u. s. w.

Plin erwähnt in dem 10. Buch 21. Kap. wo er von den Gänsen handelt, einer Arztney, die von Kupfer, Gänsefett und Zimmet gemacht wird: Aliud reperit Syriae pars, quae Comagene vocatur, adipem eorum in vase aereo, cum cinamomo niue multa obrutum, ac rigore gelido maceratum, ad vsum praeclari medicaminis, quod a gente dicitur Comagenum.

Boerhave spricht in den Anfangsgründen seiner Chimie, 192. Proceß, daß ein Wassersüchtiger durch eine alkalinische Kupfertinctur ist gesund gemacht worden, und daß dieses Gesundwerden durch einen häufigen Abgang des Urins bewirket worden, ja er bemerkt, daß dieser Mensch seit dem viele Jahre in guter Gesundheit gelebt. Stisser hat die Vorschrift zu einer Kupfertinctur wider die fallende Sucht aufgesetzt. Siehe die Acta Laboratorii Helmstadiensis.

Herr D. Thierry hat eine Streitschrift verfertiget, in welcher er behauptet, daß man den Gebrauch des kupfernen Geschirres aus der Küche verbannen, und kein Essen

darinnen kochen soll. Den medicinischen Gebrauch aber schließt er nicht aus, weil es alsdenn mit aller möglichsten Vorsicht und in verzweifelten Fällen gegeben wird, dergleichen die fallende Sucht ist, welche mit dem Tode in gleichem Range steht. Nec obiicias spricht dieser gelehrte Arzt (*) ex cupro, Sales, tincturas varias, ens veneris Boyleo laudatissimum, aliaque bene multa parari ad vsum internum, felicis vsus, praesertim in epilepsiis; tincturae cupri alcalinae, volatilesque, curatum hydropicum, excitato maximo vrinae effluuio, qui diu sospes superuixit; etenim cognita mutata praeparatione vel dosi, venena fieri medicamenta, multum inde discriminis esse inter medicamentum caute et prudenter a medico, in desperato morbo exhibitum, et venenum sanis diuersae aetatis et temperiei, per cibos incerta assumtum dosi.

Aus Myrrhen, Eisensafran und Mohnsaft, unter einander gemischt und auf einer kupfernen Platte geröstet, wird ein gutes eröfnendes, verbesserndes und besänftigendes Arztneymittel bereitet.

Wer mit Kupfer ist vergiftet worden, dem muß man warmes Wasser mit Oel oder Milch, Brühen von Hühnern und Kalbfleisch, und Klystiere von Kalbsgekröse und Füßen, und endlich das Pulver des Gutteta und Theriak geben.

Aeuserlich braucht man das Kupfer zu Salben und zu Pflastern.

Dioscorides spricht, der Saft von Schelkraut, wenn er über ein Kohlenfeuer mit Honig in einem kupfernen Gefäße gekocht wird, macht das Gesicht helle.

Das blaue Wasser, welches einige Eau celeste, und andere aqua Saphirina nennen, und man für die Augen braucht,

(*) An ab omni re cibaria vasa aerea prorsus ableganda? Cap. V

braucht, wird von Kalkwasser und Salmiac gemacht, die man in einen kupfernen Kessel thut. Wenn man es bereiten will, so gießt man in ein kupfernes Gefäße einen Theil von dem ersten Kalkwasser, zween Theile von dem andern, und drey Theile von dem dritten, und thut so viel Quentgen Salmiac dazu, als das Kalkwasser Chopinen ausmacht.

Die im Kupfer arbeiten, haben gemeiniglich grünlichte Haare. In China bedient man sich blos des rothen Kupfers zur Medecin, und man sollte dieses in allen Ländern beobachten. Die Gefäße, deren man sich in denen Officinen bedient, um die Confituren zu machen, sollen von rothem Kupfer seyn.

Die Färbekessel, um mit Waid darinnen zu färben, sind besser von rothem Kupfer, als von gelben, das im Deutschen Messing heißt, weil das rothe Kupfer nicht so leicht Flecke macht, wenn die Wolle oder der Zeug es berührt, oder wenn sie einige Zeit darinnen bleiben.

Inzwischen geben die Gefäße, die aus gelben Kupfer oder Messing gemacht sind, der Feuchtigkeit weniger Geruch, als die aus rothen verfertiget sind, weil das Messing härter ist, wie alle Metalle, die vermengt sind. Es ist bekannt, daß das Messing ein Gemenge von Kupfer und Gallmey ist. Ich bin der Meinung, daß die kupfernen Gefäße eben so wenig, oder wohl gar noch weniger Geruch von sich gäben, wenn man sie nicht scheuerte, und nur sonst reinlich hielte, und bey jeder Gelegenheit austrocknete, wodurch sie mit einer Art von Firniß würden überzogen werden.

Das Kupfer ist ein sehr bequemes Metall Gefäße daraus machen zu lassen, weil sie gut halten, und doch dünne und leichte sind. Sie schicken sich auch überhaupt gut zum Feuer. Denn das Feuer, und zwar einerley Feuer,

wirkt verschiedentlich auf einerley Sachen, nachdem die Gefäße verschieden, darinnen sie dem Feuer ausgesetzt werden. Man kann über diese Materie viele Versuche anstellen.

Die Alten brauchten die Arztneyen aus dem Kupfer zur Heilung verschiedener Krankheiten, und gaben öfters Kupferblumen ein. Hippokrates bediente sich derselben sehr fleißig.

Man hat zweyerley Arten von Kupferblumen; die eine, welche die einfachste ist, entsteht, indem man Wasser auf Kupferbleche gießt, wenn sie aus dem Schmelzofen kommen, wodurch auf diesen Blechen eine Art Staub hervor gebracht wird, welches die Kupferblumen sind, die man zusammen streicht.

Die andere Art der Kupferblumen ist zusammengesetzter; wenn man sie machen will, so nimmt man einen Theil gefeiltes Kupfer, und zween Theile Salmiac. Man läßt beydes zusammen gemengt acht Tage lang stehen, hernach sublimirt man sie in einem Kolben oder in einer Retorte. Man vermengt hernach das sublimirte mit dem zurück gebliebenen in dem Kolben, und sublimirt es wieder wie vorher. Man wiederholet dieses dreymal. Endlich wäscht man diese Blumen im warmen Wasser aus, um alles Salz gänzlich heraus zu bringen, und dann trocknet man sie.

Die Kupferblumen, deren sich die Alten zu Zeiten des Hippokrats bedienten, waren die einfachen Blumen, welche an verbranntem Kupfer anflogen, wenn man es an einigen Orten jählings im kalten Wasser kalt werden läßt oder ablöscht. Die Aerzte verstanden zu der Zeit die Chimie nicht. Diese Wissenschaft machte zu der Zeit noch keinen Theil der Naturlehre und der Arztneykunst aus. Auch ist seit dem die Heilung der Krankheiten höher gestiegen.

Das

Das 7. Kapitel.

Von dem Grünspan.

Der Grünspan ist eine Art von Kupferrost, der mit etwas Weinhaften gemacht wird. Man kann ihn in allen Ländern mit Kupfer, mit Kämmen, woran die Weinbeere gehängt haben, und mit Wein machen. Allein der meiste Grünspan, der in Europa verbraucht wird, oder wenigstens der beste, wird in Frankreich, in der Provinz Languedoc bereitet, wo die Luft und die Weine sich am besten dazu schicken.

Es geht nicht aller Wein an Grünspan damit zu machen: Die frischen, neuen, rohen, sauren oder abgefallenen, wie auch die allzu süßen taugen nicht dazu. Die eigentlichen Weine zum Grünspan machen haben Feuer, das ist, sie sind geistig. Der Muscatwein wird am besten dazu angehen.

Der Versuch, den man mit den Weinen macht, um zu sehen, ob sie zu dieser Arbeit tüchtig sind, besteht darinnen, daß man sie anzündet. Der am besten brennt, den zieht man allen andern vor, welches beweiset, daß der ölichte Theil des Weines zum Grünspan machen etwas beyträgt, und man muß dahero wohl bemerken, daß das Oel das Kupfer mehr grün macht, als das Wasser.

Nimmt man hingegen fette Gefäße dazu, oder man läßt Oel hinein fallen, so verdirbt man damit die Arbeit, weil das Oel, welches nicht verdünnet ist, die wirkenden Theile bey dieser Arbeit stumpf macht, da hingegen das Oel des geistigen Weines verdünnet ist, und dadurch eine Art von Brandewein ausmacht. Dahero gießt man, wenn der Wein oder Rückstand zu schwach sind, Brandewein zu. Man nennt den Rückstand denjenigen Wein, der schon zum Grünspan machen ist gebraucht worden.

Eine warme Gegend schickt sich besser zu dieser Manufactur, als eine kalte, doch muß es auch nicht zu heiß seyn. Die gemäßigte Luft der Keller, wo man den Grünspan macht, muß etwan 18 Grad über den Gefrierungspunkt betragen.

Man macht den Grünspan jetzt zu Languedoc von Kupferblechen, die gleich gehämmert sind, damit man den Grünspan desto besser und leichter abschaben kann.

Die Weinbeerkämme läßt man an der Luft oder in der Sonne recht trocknen, hernach weicht man sie im Keller in den Rückstand oder in Wein ein. Nimmt man Essig dazu, so wird der Grünspan nicht so gut, und er läßt sich auch nicht so leicht von dem Kupfer herunter bringen.

Wenn man die Weinbeerkämme auf solche Art acht Tage hat weichen lassen, so nimmt man sie heraus, und legt sie eine Weile auf eine Horde, damit sie abtropfen. Hernach macht man eine Art Knauel daraus, die man in die Töpfe thut, und französisch oulles, ollae genennt werden. Es sind diese Töpfe von Thon, ollae fictiles.

In diese Töpfe gießt man den Rückstand oder den Wein und deckt sie mit Deckeln von Rockenstroh, die mit gespaltenen Brombeersträuchern zusammen gebunden sind, genau zu.

Nach Verlauf zweener Tage wendet man diese Weinbeerkämme um, deckt die Töpfe wieder zu, und berührt die Weinbeerkämme nicht eher wieder, als bis die Gährung offenbar weinhaft riecht.

Hernach macht man die Kupferbleche heiß, und legt sie in die Töpfe auf die Weinbeerkämme schichtenweise, aber so, daß die erste und letzte aus Weinbeerkämmen besteht.

Man läßt alles drey bis vier Tage in diesem Zustande, bis man auf den grün angelaufenen Kupferblechen weiße

Punkte

Punkte sieht, welches eine Art Crystallen sind. Hernach muß man sie heraus nehmen, und auf die platte Seiten, eine über die andere legen.

Wenn sie trocken sind, so befeuchtet man sie wieder auf der Seite, die derjenigen entgegen gesetzt ist, auf welche man sie wieder so legt, wie sie lagen, und man befeuchtet sie wieder, wenn sie trocken sind. Man wiederholet dieses dreymal, welches vierzehen Tage währet, und es vermehrt sich diese Zeit über der Grünspan ungemein durch eine Art der Vegetation oder Crystallisation.

Endlich schabt man den Grünspan von den Kupferblechen mit einem stumpfen Messer herunter. Man stößt ihn in einem Troge zu Pulver, und knetet ihn in einem Troge, um ihn mit dem Rückstande zu einer Art von Teig zu machen, und damit füllt man Säcke von weißen Leder an, die man aufhängt, um sie zu trocknen. Diese Säcke voll Grünspan wiegen ohngefehr 25 Pfund.

Die allzu viele Luft schadet, wenn die Bleche umliegen, welches in der französischen Fabrique un relais heißt. Daher bedecken sie einige obenhin mit einem Tuche, oder mit Weinbeerkämmen. Inzwischen ist die Wirkung der äußerlichen Luft zur Durchdringung des Kupfers und Crystallisirung des Grünspanes dienlich. Es ist besser, wenn man sie nicht bedecket, sondern die Fenster oder Luftlöcher des Kellers zumacht, und die Thüre so wenig öfnet, als man nur kann.

Die Töpfe, worein man die Weinbeerkämme und die Kupferbleche legt, müssen nicht verglasurt seyn, weil das Bley, das die Glasur daran ausmacht, die geistige Säure schwächt, welche den Grünspan hervor bringen soll.

Wenn die Kupferbleche neu sind, so muß man mit der Vorbereitung derselben anfangen, indem man sie drey

bis vier Tage in schon gebrauchte Weinbeerkämme eingewickelt liegen läßt. Die Bleche, davon man schon Grünspan abgenommen hat, sind besser als die neuen.

Wenn die Töpfe neu sind, so muß man sie einige Tage in den Rückstand einwässern, und es sind daher diejenigen, worinnen schon Grünspan ist gemacht worden, besser als die neuen. Der Gebrauch macht die Sachen zu demjenigen, wozu man sich ihrer bedient, bequemer, so lange sie nicht schadhaft werden. Aus dem Gebrauche entsteht eine Fertigkeit, davon man die Grundsätze nicht sattsam kennt, ob man wohl von ihrer Kraft überzeugt ist, ohne daß man darüber so weit nachdenkt, als es diese Sache verdient.

Herr Montet, ein Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Montpellier, hat einen sehr lehrreichen Aufsatz entworfen, wie man den Grünspan macht.

Wenn man guten Grünspan haben will, so muß man recht trockenen, dunkelgrünen, und der wenig weiße Flecke hat, aussuchen.

Die Chineser nennen den Grünspan joung tsin, oder toung lon. Sie rathen ihn in Mutterbeschwerungen, das Blut zu stillen, die Wunden zuzuheilen, das Gesichte aufzuhellen, das Fleisch wegzunehmen, und die Augenfisteln zuzuheilen, an.

Sie lassen ihn auch als ein Brechmittel in Schleim und wider die Würmer nehmen. Sie bedienen sich desselben, um die epileptischen Anfälle und die Tollheit zu heilen, welche von einem Ueberflusse der wässerichten Feuchtigkeiten herkommen. Sie zerlassen zwo Unzen Grünspan im Molken; sie scheiden durch ein Filtrum die steinigten Theile davon. Hernach lassen sie die Molken, worinnen der Grünspan aufgelöst ist, abrauchen, und wenn die Materie recht trocken ist, so machen sie solche zu Pulver.

Sie

Sie vermengen solche mit einem Quentgen Moschus. Sie befeuchten diese Vermischung mit einem Decoct von Basilienkraut, und wenn sie solcher Reißmehl zugesetzt haben, so machen sie Pillen einer Haselnuß groß daraus. Die Dosis ist die Helfte einer solchen Pille, die sie in einem Decoct des Basilienkrautes und Zinnobers nehmen lassen. Sie geben die Dosin von dieser Arztney verschiedene male, wodurch sie die fallende Sucht und die Tollheit zu heben vorgeben. Dieses Mittel führt stark oben und unten aus.

Die Menge des Grünspans, welcher unter dieses Mittel kömmt, ist auf solche Art von den chinesischen Schriftstellern nicht bestimmt. Der Grünspan ist bald mehr, bald weniger sandigt, und löst sich in der Molke mehr oder weniger auf; und man ist dahero in der Dosi ungewiß, wenn man nicht dasjenige, was nach der Abrauchung des in Molken aufgelösten Grünspanes übrig beibt, wiegt. Man sollte auch bey dem Gebrauche eines so heftigen Mittels die Dosin der Pille bestimmen. Denn es ist die Dosis nicht hinlänglich genug bestimmt, wenn man die Helfte einer Haselnuß groß nehmen läßt, welche groß oder kleiner seyn kann, und also nicht so genau kann getheilet werden, als ein Mittel von einer solchen Wichtigkeit nöthig hat.

Ich begreife nicht, was der Zinnober für einen Nutzen hat, wenn er mit dem Basilienkraute abgekocht wird, wenn man wenigstens hier nicht, wie die Alten, das Drachenblut dadurch versteht. Ich glaube, man sollte den Zinnober mit dem Moschus unter den Grünspan mengen. Der Zinnober ist mit dem Moschus in der Zusammensetzung des Mittels vereiniget, das, seit es die Aerzte zu Edinburg gerühmt haben, hier in Frankreich bey Nervenkrankheiten gebraucht wird, und es stammt gleichfalls von den Chinesern her. Es ist sehr zweifelhaft, ob es in Europa eben

so wie in China gut thut, weil man sich hier für weiser hält, als in China. Man giebt es schon nicht mehr, wie die Chineser sagen, weil man es nehmen müßte, unglücklich zu seyn: Man glaubt hier, es sey unnützlich, Zinnober mit dem Moschus zu vermengen, wie die Chineser thun. Man begreift blos, daß der Moschus in Nervenkrankheiten wirken kann, und weil man nicht sieht, wie der Zinnober, welcher scheint, daß er sich nicht in dem Körper auflösen könne, einen Nutzen haben könne, wenn er zugleich mit dem Moschus genommen wird, so schließt man ohne allen Anstand, daß der Zinnober blos dazu genommen worden, um diesem Arzneymittel die Gestalt der Pillen zu geben. Das heißt nicht ohne Erkenntniß der Ursache handeln wollen. Allein man befindet sich oft in dem Falle, daß man weiter keine Kenntniß hat, als der geschehenen Dinge, oder der Erfahrung, durch Bemerkung, und man ist sehr glücklich, wenn man sie hat. Kann man zu derjenigen, die man aus der Erfahrung hat, noch diejenige fügen, welche die Ueberlegung schenkt, so ist solches um desto besser. Allein es muß die Ueberlegung der Erfahrung nicht zu nahe treten. Dahero gebe ich den Rath in convulsivischen Krankheiten, das mit dem Moschus zusammen gesetzte Arzneymittel völlig so zu geben, wie es die Chineser bereiten, um zu erfahren, ob es in Europa die Folgen hat, wie in Asien; und wenn die Erfahrung davon gewiß ist, so kann man sich die Freyheit erlauben zu versuchen, ob man durch Aenderungen solches vollkommener machen kann, wobey man aber allemal die Ueberlegung der Erfahrung unterwerfen muß, in so ferne solche nicht abergläubisch ist.

Wenn man Grünspan in Essig auflöst, trocknet und wieder in Brandewein auflöst, so heilet er die venerische Krätze und Geschwüre. Man kann so viel Alaun dazu nehmen,

nehmen, als der Grünspan beträgt. Der Grünspan ist ein sehr wirksames Reinigungsmittel.

Das 8. Kapitel.

Gebranntes Kupfer oder Aes vstum.

Wenn man gebranntes Kupfer machen will, so thut man alte Kupferbleche, Schwefel und Küchensalz zu gleichen Theilen in einen irdenen Topf. Man legt sie schichtenweise, bedeckt hernach das Gefäße, und verlutirt die Fuge des Deckels und des Gefäßes, doch so, daß ein kleines Luftloch bleibt. Man macht Feuer um das Gefäße herum, um die Materie zu kalciniren.

Der tse gen toung der Chineser ist nichts anders, als das aes vstum oder gebrannte Kupfer der Europäer. Die Chineser halten diese Art von Kupfersafran zu verschiedenem Gebrauche, so wohl äußerlichen als innerlichen, sehr hoch. Sie schreiben ihm so gar die Kraft zu, die gebrochenen Knochen wieder zusammen zu heilen, sie bedienen sich auch dessen gegen einige innerliche Krankheiten. Sie wollen mit gebranntem Kupfer, das in Essig ist aufgelöst worden, die Mutterbeschwerung und das Herzklopfen heilen, und lassen es bis zu einem Quentgen nehmen. Wenn man dieses Mittel versuchen will, so muß man anfänglich nicht eine so große Menge auf einmal geben, weil dieß zu viel gewagt ist.

Man kann auch diese Art des Kupfersafrans so machen, daß man ein Kupferblech heiß werden läßt und im Weinessig löscht. Dieses wiederholet man siebenmal. Hernach zerstößt man dieses gebrannte Kupfer, reibt es zu einem feinen Pulver, und versüßt es etwas mit Wasser. Man preiset dieses Mittel in Verrenkungen, Brüchen

und

und Quetschungen an, und läßt es gemeiniglich im Weine nehmen, es ist aber der innerliche Gebrauch dieses Mittels verdächtig, hingegen der äußerliche von großen Nutzen, und ein gutes Reinigungsmittel.

Zu den Zeiten des Dioscorides machte man das gebrannte Kupfer, wie man es heut zu Tage macht. Dieser griechische Arzt gab den Rath, dasjenige, welches so roth wie Zinnober, sich zu wählen, und er spricht, es ist zu sehr gebrannt, wenn es etwas schwärzlich sieht. Er eignet ihm folgende Kräfte zu, daß es das Erschlappte wieder anzöge, daß es trocknete, die Geschwüre reinigte und zuheilte.

Das 9. Kapitel.

Von dem Zinne.

Das Zinn kann vielleicht in der Arztneykunst nützlicher seyn, als man gemeiniglich dafür hält, Angelus Sala, Mynsicht und andere gelehrte Aerzte machen aus diesem Gebrauche viel Lermens. Es ist bekannt, daß das Zinn zu dem Antihectico des Poters, zu dem metallischen König, und folglich zu dem Lilium genommen wird. Das Zinn ist der Brust sehr zuträglich.

Der Zinnkalk, oder die Zinnasche, welche durch die Kalcination dieses Metalls entsteht, ist dasjenige, was man kalcinirtes Zinn nennt. Wenn man sie machen will, so läßt man das Zinn in einem flachen Gefäße schmelzen, nimmt den Kalk davon weg, so wie er auf der Oberfläche des Zinnes die Zeit über entsteht, da es über dem Feuer schmelzt. Hernach thut man allen Kalk, den man auf solche Art zusammen gebracht hat, in einen Schmelztiegel, um die Kalcination vollends zu Ende zu bringen, und damit

damit die Zinntheilchen, die man mit dem Kalke etwa weggenommen hat, zu Boden fallen.

Dieser Kalk ist gut in den Blutstürzungen des Frauenzimmers. Baglivi giebt den Zinnkalk für die Mutterbeschwerungen als ein dienliches Mittel aus.

Läßt man diesen Zinnkalk im Weinessig digeriren, so löst er sich darinnen zum Theil auf; und filtrirt man diese Auflösung, raucht einen Theil davon ab, und setzt sie hernach an einen trockenen und frischen Ort zum Anschießen, so entsteht dadurch ein Salz, welches man das Salz des Jupiters nennt, und das die meisten Chimisten, unter deren Anzahl auch Junker ist, dem Mynsicht zuschreiben, ob es sich gleich schon in dem Crollius (*) befindet, der vor dem Adrian von Mynsicht lebte.

Die Alchimisten geben dem Zinn den Namen Jupiter, weil sie vorgeben, daß das Zinn in der Erde in Absicht auf die andern Metalle eben das ist, was der Stern des Jupiters in Ansehung der andern Planeten am Himmel vorstellt.

Aeußerlich aufgelegt, eignet man dem Zinn die Kraft zu, die Schmerzen zu lindern und zu stillen. Man bedient sich desselben in der Colik, und legt auf den Bauch warme zinnerne Teller. Man bedient sich zinnerner Flaschen, in welche man siedendes Wasser gießt, hierauf legt man diese Flaschen in das Bette an den Leib, um ihn zu erwärmen und zum Schwitzen zu bringen. Man gebraucht sie am öftersten an die Füße der Kranken zu legen, wenn es nöthig ist, daß man sie erwärmet.

Jedermann weiß, daß man das Zinn vollkommener machen würde, wenn man es weißer, härter, und klingender machen und das Knisternde benehmen könnte, das es

(*) Basilica chimica.

es von Natur hat, wenn man es zusammen beuget. Einige Chimisten geben das Mittel an, es härter zu machen, andere sagen, daß sie es weißer gemacht, und einige sagen, daß sie ihm das Knisternde benommen haben, aber sie sagen nicht, daß sie dem Zinne diese Veränderungen alle auf einmal und zugleich verschafft haben, und keiner davon hat das Queckſilber dazu gebraucht, welchen Vorschlag ich 1740 der Akademie gethan habe.

Um das Zinn auf solche Art vollkommener zu machen, so muß man es am Feuer schmelzen, und Queckſilber hinein gießen. Das Zinn muß nicht gar zu heiß seyn, sondern nur vollkommen schmelzen, und das Queckſilber, das man hinein gießt, muß warm seyn. Das Zinn ist nach dieser Operation weißer und härter, als vorher.

Das beste Verhältniß ist ein Theil Queckſilber zu acht Theilen Zinn. Folgt man diesem Verhältniß, so ist das Zinn weißer und härter. Nahm ich weniger Queckſilber, so war das Zinn nicht so vollkommen. Nahm ich aber mehr, so wurde es zu zerbrechlich, und that ich ich gar zu viel darein, so machte ich es zerreiblich.

Das Queckſilber hat auch die Eigenschaft, dem Zinne sein Knistern zu benehmen, und es giebt dieses Gelegenheit zu glauben, daß dieses Knistern dem Zinne nicht wesentlich ist.

Das Zinn, welches auf solche Art von dem Queckſilber durchdrungen ist, macht, indem es kalt wird, ein Geräusch, das demjenigen gleicht, welches die todte Kohle von sich giebt, wenn man sie im Feuer glühend werden läßt; und das Zinn lermt um so viel mehr, je kälter es wird, und es giebt so gar noch lange Zeit darnach, wenn es völlig kalt geworden ist, einen Laut von sich.

Dieses mit dem Queckſilber präparirte Zinn hat auch noch dieses besondere, daß sich auf der untern Oberfläche,

womit

womit es den Grund des Gefäßes berührt, in welches es ist gegossen worden, nachdem man es geschmolzen und mit dem Queckſilber vereiniget hat, wie Nadeln anschießt. Hat man nur sehr wenig Zinn und Queckſilber mit einander vereiniget, so erblickt man daselbst statt der Crystallen nur Abdrücke von Blättern der Bäume.

Diese Vereinigung des Queckſilbers und des Zinnes kann wieder geschmolzen werden: Sie widersteht dem Feuer, ohne daß es sich dadurch wieder trennt, wenn nur das Feuer nicht gar zu heftig, sondern blos hinreichend ist, das Zinn zu schmelzen, und nicht den Zusammenhang, der sich zwischen den Kügelgen des Queckſilbers und den Theilgen des Zinnes findet, zu zerstören. Dieses Zinn nähert sich durch die Weiße und Härte dem Silber mehr als das feinste einfache Zinn.

Es hat seinen Nutzen, wenn ich hier anmerke, daß die Kupferschmiede die üble Gewohnheit haben, das Zinn mit Bley zu vermengen, welches sie zu dem Verzinnen nehmen, ob dieses gleich durch ergangene Verordnungen verboten ist. Es ist wahr, wenn man Bley darunter mengt, so sieht die Verzinnung besser aus, als wenn sie mit Zinn alleine gemacht wird. Man kann diese verzinnten Gefäße als Gefäße ansehen, deren innerliche Oberfläche aus halb Bley und halb Zinn besteht. Und daher sind die verzinnten Gefäße sehr schädlich zu gebrauchen, weil das Bley daselbst von der Säure oder den Salzen der Materien angegriffen wird, die man in diese Gefäße thut. Siehe die Geschichte der königl. Akademie der Wissenschaften vom Jahr 1742. auf der 44. Seite.

Das 10. Kapitel.

Von dem Bley.

Das Bley heißt in der Sprache der Chimisten gemeiniglich Saturn.

Es findet sich in dem Bley etwas, welches dem thierischen Leben sehr nachtheilig ist, wenn es aufgelöst oder durch das Feuer in die Höhe getrieben wird. Diejenigen, welche in dem Bley arbeiten haben Zittern, bekommen Koliken, und sterben an Auszehrungen. Es ist auch den Bäumen zuwider, und rührt dieses von einem arsenikalischen Grundtheile her, welches meiner Meinung nach allen unvollkommenen Metallen gemein ist. Das Feuer treibt diesen arsenikalischen Theil mehr oder weniger ganz leicht davon, nachdem er mehr oder weniger damit verbunden ist. Man hat Ursache zu glauben, daß er in Bley weniger anzutreffen ist, als in einem andern Metalle. Das Zinn, welches in den Küchen so sehr gebraucht wird, wo es nur warm gemacht wird, verursacht gleichwohl bey nahe eben die Krankheiten, welche das Bley veranlaßt, wenn man das Zinn viel heißer werden läßt, als man nöthig hat, um es zu schmelzen. Das Eisen, welches unter allen unvollkommenen Metallen den Menschen am meisten günstig ist, vereiniget sich am leichtesten mit dem Arsenik. Auch ist das Eisen unter allen Metallen dasjenige, welches den Arsenik am schwersten von sich läßt wenn es dergleichen in sich hält. Es hält ihn am allerfestesten.

Das Bley, welches durch das Feuer oder durch ein ander Mittel aufgelöst, den Thieren und Pflanzen so schädlich ist, schadet ihnen nichts, wenn es ganz, und in seinem natürlichen Stande ist. Die Bäume, die sich in Bleyminen gepflanzt befinden, und zwischen dessen Wurzeln

Bleyminen

Bleyminen sind, sind von den Bäumen nicht unterschieden, die an einem andern Orte stehen. Eben so wenig ist das Bley in seinem natürlichen Stande dem Menschen zuwider, ja es lehrt die Erfahrung, daß es für sie vortreffliche Eigenschaften besitzt, und so zu sagen das Fleisch liebt. Die Geschwüre reinigen sich, und heilen unter einer Bleyplatte oft besser, als unter den meisten Pflastern, und es kömmt auch unter sehr viele Pflaster und Salben. Und dieses hat dem Borelli in der 9. Bemerkung, 112. Seite so zu sagen bewogen, Plumbi cum corpore humano, sympathia. Das Bley besitzt für den äußerlichen Körper so viele Eigenschaften, als das Eisen für den innerlichen.

Paracels spricht, das Bley ist die vierte Stütze der Wundarztney. Die guten Eigenschaften des Bleyes wenn es äußerlich aufgelegt wird, rühren auch zuweilen von seiner Schwere her, die sich der Erzeugung des wilden Fleisches entgegen setzt, welches das Zuheilen verhindert. Eben diese Schwere macht, daß nach der Operation des Trepans eine Bleyplatte auf den geöfneten Ort der harten Hirnhaut gelegt, die schwammigten Auswachsungen verhindert, zu welchen das Aufschwellen, worinnen sich zu der Zeit diese Haut befindet, Gelegenheit giebt.

Es giebt Aerzte, die, wie Ludovicus, dem Bley, wenn es in Kugeln verschluckt wird, die Eigenschaft beylegt, daß es das Bluten stillt. Einige brauchen auch das Bley in inwendigen Geschwüren des Körpers, besonders in den Geschwüren des Schlundes. Man gießt zu dem Ende geflossenes Bley in das Wasser, und trinkt dieses Wasser statt des gewöhnlichen Wassers. Man bedient sich auch dieses durch das Bley zubereiteten Wassers, um einen Wundtrank, z. E. aus Johanniskraut, Teufelsabbiß, Ehrenpreiß, Gundermann, Pappeln und Leinsaamen zu machen.

Wenn man Bleyplatten auf die Nieren und in das Perinäum legt, so haben sie die Eigenschaften, daß sie die Begierde zum Beyschlaf mindern.

Man bedient sich auch des Bleyes in Verhaltungen des Urins, welche von Carunkeln oder andern Verhinderungen in der Harnröhre verursacht werden. Man macht zu dem Ende Sonden von neun bis zwölf Zollen lang und von verschiedener Dicke, die größten müssen so groß als eine Federspuhle seyn. Man zieht es durch das Drateisen. Man nimmt deswegen zu diesen Sonden das weichste Bley, welches nicht so leicht zerbricht.

Es geschieht sehr selten, daß diese Sonden in der Harnröhre zerbrechen, wenn es aber doch geschieht, und man kann sie nicht durch erweichende Dinge und das Berühren heraus bekommen, so darf man nur eine Oefnung in die Harnröhre machen, da, wo das abgebrochene Stück liegt, welches eben keine große Operation ist.

Sollte eine bleyerne Sonde in der Blase zerbrechen, so wäre zu befürchten, daß das hinein gefallene Stück sich mit dem Weinsteine des Urins überzieht, und den Kern zu einem Stein abgiebt, der auf solche Art entstehen könnte.

Das einzige Mittel das Bley aus der Blase heraus zu bekommen, ist sehr eindringendes Queckſilber hinein zu spritzen, das durch das Spießglas gegangen ist, wie ich solches im Jahr 1740 der Akademie übergeben habe. Das Queckſilber wird endlich in der Blase das Bley auflösen, und verhindern, daß sich kein Weinstein darum anlegt, indem das Queckſilber sehr geschickt ist, diese Materie zu zertheilen, und die Zufälle zu heilen, weswegen man verbunden ist, diese Sonden zu gebrauchen.

Das Queckſilber vereiniget sich natürlicher Weise mit dem Bley, es erweicht solches, und durchdringet es sehr

leicht:

leicht: Ich gebe daher den Rath, wenn man sich einer bleyernen Sonde bedienen will, die Spitze davon eine Zeit lang in Queckſilber einzuweichen, welches zur Eröfnung der Verſtopfung vieles beytragen wird. Und dieſes verhindert nicht, daß man nicht außer dem die Sonde in Oel eintauchen ſollte, wie man gemeiniglich thut.

Die Chineſer ſchreiben dem Bley die Tugend zu, daß es die Lebensgeiſter beſänftiget, den Gift der bösartigen Fieber bezähmet, das Brechen heilet, die Würmer tödtet, die Verſtopfungen und Anhäufungen zertheilet, den Durſt ſtillt, die Melancholie vertreibt, und die Mutterkoliken ſtillt.

Sie ſagen, daß das Bley, wenn man es äußerlich als Feilſtaub auflegt, die Scropheln vertreibt, daß es mit runder Hohlwurzel vermengt, die Kröpfe zertheilt; daß es das Geſichte aufhellet, daß es die Zähne befeſtiget, daß es die Haare und den Bart unterhält. Es iſt dieſes Mittel, ſpricht der chineſiſche Schriftſteller, in der That fürtrefflich in Krankheiten, man mag es äußerlich oder innerlich gebrauchen. Doch fügt er auch hinzu, daß es, weil es außerordentlich kalter Natur ſey, mäßig müßte gebraucht werden, daß der allzu öftere Gebrauch dieſes Mittels dem Magen ſchadet. Sie ſehen auch das Bley als ein gutes Mittel wider die Wirkungen des Arſeniks an.

Wenn man aber dem innerlichen Gebrauche des Bleyes bey den Chineſern nachdenkt, ſo kömmt man auf die Gedanken, daß dieſe Völker entweder von einer andern Leibesbeſchaffenheit ſind, als die Europäer, oder daß ihr Bley von unſerm unterſchieden iſt.

Es würde zu verſchiedenen Arbeiten nützlich ſeyn, wenn das Bley härter und weißer könnte gemacht werden, als es von Natur iſt. Ich habe der Akademie im

Jahr 1740 ein Mittel vorgeschlagen, das Bley zu diesen Arbeiten geschickter zu machen.

Man weiß, daß das Queckſilber ſich mit dem Bleye amalgamirt, daß der bloſe Dampf des geſchmolzenen Bleyes das Queckſilber hart macht; daß das fließende Queckſilber Bley zu gleichen Theilen in ſich faſſen kann; und daß die Kügelgen des Queckſilbers auf ſolche Art den Theilgen des Bleyes ſo feſte anhängen, daß beyde zugleich durch Gemsleder gehen, ohne ſich von einander abzuſondern. Es war daher kein Zweifel, daß ſich das Queckſilber nicht mit dem geſchmolzenen Bleye vereinigen ſollte, ob es ſich gleich nicht ſo leicht ausführen ließ, als man ſich anfänglich vorſtellte. Doch wußte man noch nicht, was dadurch für eine Veränderung in dem Bleye würde hervor gebracht werden.

Als ich in geſchmolzenes Bley Queckſilber gethan, und dieſes Gemenge hatte kalt werden laſſen, ſo habe ich gefunden, daß das Queckſilber alsdenn dem Bley ſeine ſchlechte Farbe benommen, und es weißer und härter gemacht hat, und das Bley in dieſer Beſchaffenheit dem ſchönſten Zinne gleich war.

Wenn man bey der Vermiſchung des Bleyes und Queckſilbers blos die Abſicht hat, es härter und weißer zu machen, ſo muß man dazu einen Theil Queckſilber und vier Theile Bley nehmen.

Man läßt das Bley ſchmelzen, und zu gleicher Zeit macht man das Queckſilber in einem eiſernen Löffel warm. So bald das Bley geſchmolzen iſt, ſo gießt man das Queckſilber hinein, und thut alles ſo gleich vom Feuer weg.

Wenn dieſes Gemiſche kalt iſt, ſo ſetzt man es wieder an das Feuer, damit es wieder vom neuen ſchmelzt, und man thut es vom Feuer weg, ſo bald als es geſchmolzen iſt.

Das.

Das also vollkommener gemachte Bley wird darum zum andern male geschmolzen, damit man es in eine Forme gießen kann, wenn man ihm eine besondere Gestalt geben will.

Das Alkali des Weinsteines ist ein Mittel wider die üblen Wirkungen der Dämpfe des Bleyes, des Arseniks und des fressenden Sublimats. Die im Arsenik arbeiten, trinken Wasser, worein Asche eingeweicht worden, wenn sie sich durch arsenikalische Dämpfe beschwert glauben. Die Asche hat ein Salz bey sich, das dem Weinsteinsalze gleich kömmt. Ich habe in dem Kapitel von dem fressenden Sublimat, das sicherste, das gemeinste und leichteste Mittel angezeigt, wie man diesen Gift zerstören kann.

Das II. Kapitel.

Vom gepülverten Bley.

Wenn man Bley pülvern will, so reibt man eine Büchse inwendig mit Kreide, hernach gießt man geschmolzen Bley hinein, und schüttelt die Büchse herum, damit sich das Bley in Kügelgen verwandelt, indem es kalt wird.

Man siebt es durch ein Haarsieb, um die großen Bleykörner von den kleinen zu scheiden. Die größten nennt man gekörntes Bley, und die kleinen gepülvertes Bley. Man wäscht beydes im Wasser ab, um die Kreide davon zu bringen.

Man bedient sich des gepülverten Bleyes in krebshaften Geschwüren und in dem ofnen Krebse der Brüste, wo man das gepülverte Bley einpudert. Das Bley versüßt die scharfen Säfte, die sich an dieses Metall anhängen, und es auflösen, und eben deswegen besänftiget das Bley auch die Schärfe der Geschwüre. Man kann auch die Silberglätte auf solche Weise brauchen.

Das 12. Kapitel.

Von der Silberglätte.

Die Silberglätte entsteht aus dem Bley, wenn man es schmelzen läßt, um Gold und Silber zu reinigen. Die Silberglätte ist grün oder roth, nachdem sie sehr oder wenig ist kalcinirt geworden. Man nennt diejenige Goldglätte, die gelblicht oder röthlicht aussieht, und Silberglätte, die weißlicht sieht.

Die Chineser bedienen sich der Silberglätte, woraus sie mit Karpfengalle einen Brey machen, um die Flecken in den Augen damit zu vertreiben, die sich auf der Hornhaut finden. Ich vermuthe, daß der chinesische Schriftsteller oder Uebersetzer die Silberglätte mit dem gebrannten Bley vermengt. Was die Karpfengalle anbetrifft, welche die Chineser zu dieser Arztney nehmen, so geben verschiedene Dinge Anlaß zu glauben, daß die Galle der Fische in gewissen Augenkrankheiten ein specifisches Mittel sind. Es wird in der heiligen Schrift Tob. 11, 13. gesagt: Da nahm Tobias von der Galle des Fisches und salbete dem Vater seine Augen, und er litte das fast eine halbe Stunde. Und der Staar gieng ihn von den Augen, wie ein Häutlein von einem Ey. Und Tobias nahm es und zog es von seinen Augen, und alsbald war er wieder sehend.

Ehe man die Silberglätte braucht, so präparirt man sie, indem man sie reibt, und über diese gepülverte Silberglätte Wasser gießt. Das trübe Wasser gießt man ab, den Rückstand im Mörser stößt man wieder, gießt nochmals Wasser darauf, und gießt es gleichfalls durch das Umneigen ab. Dieses wiederholt man so oft, bis man auf die Art alle Silberglätte mit dem Wasser abgegossen hat. Man läßt sie setzen, gießt das klare Wasser ab, und läßt

das

das auf dem Boden zurück gebliebene sehr feine Pulver trocken werden. Man nimmt zu dieser Arbeit einen eisernen oder marmornen Mörser.

Die Silberglätten und fast alle Zubereitungen aus dem Bleye sind austrocknend, reinigend und kühlend. Die Silberglätten lösen sich im Oel auf. Sie sind der Grund von einer großen Anzahl Pflaster.

Man nimmt Gold und Silberglätte ohne Unterschied. Bey Verfertigung des einzigen Pflasters, die Hand Gottes benannt, zieht man die Goldglätte der andern vor.

Die Silberglätte kömmt unter die rothe austrocknende Salbe, unter das Vnguentum nutritum, unter die egyptische Salbe, die braune Salbe, welche gemeiniglich die Muttersalbe genennt wird, unter die Apostelsalbe. Die Silberglätte kömmt auch unter das Diabotanumspflaster, unter das Vigopflaster, unter das Opodeltochpflaster, unter das styptische Pflaster, unter das Diachylonspflaster, unter das heilige Pflaster, unter das Diapalmapflaster, unter das Emplatre de charpies, das Abbé de Grace, unter das graue Pflaster und dergleichen.

Das 13. Kapitel.

Von der Mennige.

Die Mennige, oder das rothe Bley, hat gleichfalls die Eigenschaften der Silberglätte; das Bley ist da ein wenig mehr gebrannt, als in der Silberglätte. Die Mennige ist sehr nützlich, um den Fortgang des Chancers zu hemmen. Es giebt venerische Chancers, welche die Eichel sehr geschwind wegfressen, und die Wirkung bey dem Gebrauche des Queckſilbers die Franzosen dadurch zu kuriren, davon diese Chancer herrühren, ist nicht so ge-

schwinde, und da trocknet die Mennige, wenn sie darauf gepudert wird, die Chancer aus, und hemmt den Fortgang derselben.

Man macht mit dem rothen Bley das Mennigspflaster, auch nimmt man das rothe Bley unter das Nürnbergische Pflaster, unter das styptische Pflaster, unter das Wachspflaster, unter die heilenden Trochisken der Mennige.

Ein Quacksalber gab ein orangenfarbenes Pulver aus, in welchem man deutlich wahrnahm, daß es aus Silberglätte und mineralischen Schwefel bestand. Er ließ zwölf bis funfzehen Gran von diesem Pulver in die Hand thun. Man machte die Hand vorher recht warm, und tropfte alsdann zwo bis drey Tropfen Baumöl darauf, und mit der andern Hand, die man auch warm gemacht hatte, rieb man das Pulver und Oel zwischen den hohlen Händen, ohngefehr eine halbe viertel Stunde, und die Zeit über vergieng alles, indem es in die Schweißlöcher der Haut drung. Es brachte dieses hernach einen Schweiß oder einen häufigen Abgang des Urins zuwege. Auf solche Art kann man das Bley in den Körper bringen, wie man das Queckſilber durch das Einreiben hinein bringt; und dieses giebt Gelegenheit, auf eine Verbindung des Bleyes und Queckſilbers in Gestalt einer Salbe zu denken, um gewisse venerische und andere Geschwüre damit zu salben.

Das 14. Kapitel.

Vom gebrannten Bley.

Wenn man gebranntes Bley, Plumbum vstum, machen will, so thut man Bley in eine zinnerne Schüssel, die keine Glasur hat, oder in eine Pfanne. Wenn das Bley geschmolzen ist, so rührt man es mit einem eisernen

eisernen Spatel überall herum, bis es sich in ein schwärzlichtes Pulver verwandelt hat.

Man kann gepülverten Schwefel darauf streuen, wenn es anfängt sich in Pulver zu verwandeln, und alsdenn muß man es von dem Feuer wegnehmen, und mit dem Umrühren fortfahren, bis alles zu einem schwärzlichten Pulver geworden ist. Man muß nur halb so viel Schwefel dazu thun, als das genommene Bley ausmacht, und welches, nach der Größe zu rechnen, bey nahe die Helfte beträgt.

Dieses gebrannte Bley ist sehr nützlich für hartschlechtige Pferde, man giebt ihnen alle Tage eine Unze in angefeuchten Kleyen, es bekömmt dieses dem hartschlechtigen Pferde sehr wohl, und es wird dadurch kurirt, wenn es jung ist, und man lange Zeit mit dem Gebrauche dieses Mittels anhält, auch dabey kein Heu, sondern nur Stroh, und keinen Hafer, sondern nur Kleyen mit Honig zu fressen, und nur bloses Wasser mit Gerstenmehl zu saufen giebt. Es wird davon purgiren; man weiß, daß es sehr schwer und sehr gefährlich ist die Pferde zu purgiren.

Die Chineser nennen das gebrannte Bley hean tan. Sie bereiten es, indem sie Essig in das geschmolzene Bley gießen, und wenn dieses Gemengsel kocht, so werfen sie etwas Schwefel, und einen Augenblick darauf, Salpeter hinein. Hört dieses Gemengsel auf zu kochen, so schütten sie vom neuen Essig, hernach Schwefel, endlich Salpeter dazu; und das wiederholen sie so lange, bis alles zu Pulver geworden ist. Dieses Verfahren verdient Aufmerksamkeit.

Das gebrannte Bley kömmt unter das Vnguentum Diapompholigos.

Das 15. Kapitel.

Vom Bleyweiße.

Das Bleyweiß ist eine Art Bleyrost, der mit Essig gemacht wird. Die Kaufleute machen heut zu Tage einen Unterscheid zwischen dem Bleyweiß und dem weißen Bley. Das Bleyweiß ist nicht reine, es ist mit Kreide vermengt. Je weniger Kreide mit dem weißen Bleye vermengt ist, desto besser und theuerer ist es.

Das Bleyweiß besteht aus Bley und Säure, daher ist es sehr austrocknend und kühlend. Man bedient sich desselben die Wundigkeiten zu trocknen; in Entzündungen und andern Fällen; allein man muß sich in acht nehmen, daß man nicht ein größeres Uebel anrichtet, wenn man die Feuchtigkeiten auf solche Art zurück hält. Es ist auch zuweilen zu befürchten, daß wenn man die entzündeten Theile mit Bleyweiß kühlet, man dadurch einen Brand verursacht, welches geschehen kann, wenn die Zasern erschlappt sind, und der Kranke verdorbene Säfte hat. Dieses Mittel ist in Entzündungen und im Rothlauf nicht dienlich, als nur, wenn sie zufällig sind.

Die Chineser nennen das Bleyweiß yren chuan, welches eben so viel heißt, als Gallerte von Bley. Sie glauben, daß das Bleyweiß gut ist, die Zuckungen der Kinder zu stillen, wenn sie von der Hitze entstehen. Sie halten es auch für dienlich in hartnäckigten Durchfällen der Kinder: Sie lassen es in getrockneten Jujuben nehmen. Sie rühmen es auch in der rothen Ruhr, und lassen es zu dem Endzweck in Eyerweiß trocken werden.

Sie brauchen es bey dem üblen Geruch des Mundes, der von einer üblen Beschaffenheit des Zahnfleisches herkömmt, da es blutet, oder angefressen ist. Sie nehmen

Bleyweiß

Bleyweiß und Grünspan zu gleichen Theilen, sie thun ein wenig Alaun darunter, und mengen es wohl unter einander. Mit diesem Gemengsel reiben sie die verletzten Theile.

In der geschwollenen güldenen Ader bedienen sich die Chineser des Bleyweißes, das sie mit eben so viel im Wein aufgelösten Kampher vermischen, und auf den Hintern legen.

Sie gebrauchen auch das Bleyweiß mit dem Saft der Schwarzwurzel eingerührt für die Hitze, die Unruhen, die Tollheiten und Mutterbeschwerungen, wenn diese Uebel von der Verstopfung der monatlichen Reinigung herrühren.

Das Bleyweiß kömmt unter die weißen Zeltlein des Razis, unter die rothe austrocknende Salbe, unter die Pompholixsalbe, unter die weiße Salbe des Razis, und unter das Charpiepflaster des Abts von Grace. Man macht auch ein Pflaster von Bleyweiß und dem Salze des Saturns.

Das 16. Kapitel.

Von dem Bleyessig.

Um Bleyessig zu machen, so macht das weiße Bley zu Pulver, und thut es in ein bleyernes Gefäße oder in einen Napf. Gießt vor kurzem abgezogenen Essig darüber, er wird aufbrausen. Setzt das Gefäße auf warme Asche, oder über ein gelind erwärmtes Sandbad. Rührt von Zeit zu Zeit die Materie mit einem Spatel recht herum. Wenn es aufgelöst ist, so gießt die Feuchtigkeit durch Umneigen ab, und gießt vom neuen Essig auf den Rückstand in dem Gefäße. Es wird eine neue Auflösung geschehen, die ihr wie die erste abgießen müßt. Dieses muß so oft wiederholet werden, als noch weißes Bley zum Auflösen durch Essig übrig ist, welches man wissen kann, weil ein

Aufbrausen

Aufbrausen entsteht, und weil der Essig milde und süße wird, wenn er das Bley auflöst.

Wenn kein Bleyweiß mehr übrig ist, oder der Essig nichts mehr davon auflösen kann, so filtrirt man durch ein Löschpapier alle Auflösungen zusammen, und dieses nennt man Bleyessig.

Der Essig ist geschickter als alle andere Säure, das Bley aufzulösen, weil er etwas Oel in sich hält.

Wenn der Essig mit dem aufgelösten Bley geschwängert ist, so hat er eine gelbe Farbe.

Vermischt man diesen Bleyessig mit Wasser, so macht man dadurch eine Jungfernmilch daraus.

Gießt man zerflossenes Weinsteinsalz in diese Jungfernmilch, so bewirkt man einen Niederschlag dadurch, den man Magisterium Saturni nennt.

Man muß die Dämpfe, die von dem aufgelösten Bley aufsteigen, sorgfältig vermeiden, weil sie der Gesundheit zuwider sind.

Die Auflösung des Bleyes kann durch die Hitze geschehen in verschlossenen Gefäßen, damit der Weinessig nicht verfliegt. Es findet sich aber bey dieser Art der Auflösung eine Unbequemlichkeit, und diese besteht darinnen, daß die Silberglätte, die Mennige oder das weiße Bley auf dem Boden des Gefäßes in einem Klumpen bleiben. Man ist verbunden es immer aufzumachen, um es umzurühren.

Man muß sich zu dieser Arbeit des weißen Bleyes, und nicht des Bleyweißes bedienen, welche mit Kreide vermengt ist. Der Essig brauset gleichfalls mit der Kreide, und hernach fällt eine unauflösliche Erde nieder.

Man kann zu dem Bleyessig die dünnen Blättgen bey den Bleyarbeitern nehmen. Man kann Silberglätte oder Mennige,

Mennige, oder gekörntes Bley dazu gebrauchen. Und man muß zu dieser Arbeit den Essig von Orleans, und nicht von Paris wählen, weil der Pariser Essig zusammengesetzter und weniger natürlich ist.

Der Bleyessig ist, wie alle Zubereitungen aus dem Bleye, kühlend und zurück treibend, man bedient sich zuweilen desselben bey Entzündungen des Halses als ein Gurgelwasser.

Man macht die Bleybutter, die man sonst Vnguentum Nutritum nennt, indem man Rosen- oder ein ander Oel, oder eine Salbe, mit dem Weinessig vermengt, den man tropfenweise hinein gießt, und in einem marmornen Mörser gelinde reibt. Man muß das Oel zuerst in den Mörser thun, und den Bleyessig tropfenweise hinein fallen lassen, und er wird sich auf solche Art besser mit dem Oele vermengen, als wenn man ihn auf einmal hinein schüttet. Man muß mehr oder weniger dazu thun, nachdem man sieht, daß er sich mit dem Oele verbindet; man fügt zuweilen Kräutersäfte, z. E. von Nachtschatten, Wegebreit und dergleichen dazu.

Man bereitet die Bleybutter oder das Vnguentum Nutritum am gemeinsten mit Silberglätte, die man reibt, und wechselsweise starken Essig und Rosenöl zutropft. Man beobachtet dabey folgendes Verhältniß, daß man drey Unzen Silberglätte, vier Unzen Essig, und eine Unze Rosenöl nimmt. Das flüßige vergeht, und es entsteht aus allen eine Salbe.

Das 17. Kapitel.

Von dem Bleyzucker.

Will man Bleyzucker oder Bleysalz machen, so nimmt man Bleyessig, und raucht einen Theil davon ab; hernach setzt man ihn an einen trocknen und kühlen Ort, wo Crystallen anschießen, welche das Bleysalz sind. Wenn man diese Crystallen heraus genommen hat, so raucht man es noch weiter ab, und läßt die Crystallen anschießen.

Der Essig raucht leichte ab, giebt man nun bey der Abrauchung des Bleyessigs zu viel Feuer, so fällt das Bleyweiß auf dem Boden nieder.

Soll das Bleysalz recht angeschossen und weiß seyn, so muß man Geduld haben und sich keines Feuers zum Abrauchen bedienen. Das Abrauchen geht mit der Zeit von sich selber hinlänglich von statten, wenn die Luft trocken und ein wenig warm ist, zumal wenn die Auflösung stark gemacht wird.

Die Crystallen des Bleysalzes sehen wie die Crystallen des vitriolisirten Weinsteines aus.

Das Bleysalz wird in der Luft feuchte, und man muß es alsdenn an einem warmen Orte trocknen lassen. Wenn man es reinigen will, so muß man es in destillirten Weinessig auflösen, die Auflösung durchseigen und anschießen lassen; und es geht dieses vermittelst des rectificirten Weingeistes noch besser von statten, als wodurch man schönere Crystallen erhält.

Kunkel zeigt in seiner Abhandlung, Ars vitriaria betitelt, ein Mittel an, wie man schönen Bleyzucker machen kann. Es besteht darinnen, daß man sehr dünne Bleyplatten in den Helm eines Kolbens hängt, woraus man gemeinen Essig destillirt; der abgezogene Essig ist so sehr

mit

mit dem Bley geschwängert, als es nöthig ist. Man läßt diese Auflösung des Bleyes zum Theil abrauchen, und das Salz, welches anschießt, ist sehr schön.

Der meiste Bleyzucker, den man in Paris verthut, kömmt aus der Schweiz in hölzernen Kisten; er ist schön, und kostet weniger, als man ihn im Kleinen zu Paris machen kann.

Man muß allemal bey dem inwendigen Gebrauche dieses Mittels sehr vorsichtig verfahren, weil es Darmgicht und Brechen verursacht, wenn es zur Unzeit angebracht wird. Man läßt ihn bey dem Brennen des Urins, bey dem Tripper, weißen Fluß und auch der rothen Ruhr nehmen. Man preiset ihn besonders an, die Begierde nach dem Beyschlaf zu stillen. Man giebt ihn von einem halben bis zu vier Granen in einem Bissen oder in einer Emulsion, oder in einem kühlenden Wasser oder Tisane ein. Ich bediene mich seiner gemeiniglich mehr in Klystieren, als auf eine andere Art, und lasse unter jedes Klystier von achtzehn Granen bis zu einem Quentgen thun.

Ich wiederhole, daß man ihn mit Vorsicht geben muß, allein ich rathe ihn auch an zu geben, wenn er nöthig ist. Man muß sich nicht des Gebrauches einer Arztney entschlagen, weil der unrechte Gebrauch derselben gefährlich seyn könnte. Es geht diese Gewohnheit jetzt sehr im Schwange, und man hält es für eine lobenswürdige Klugheit. Es ist dieses eben so, als wenn man sagte, es ist klug gehandelt, wenn man niemals kein Brechmittel, kein Opion und dergleichen giebt, weil der unrechte Gebrauch dieser Mittel gefährlich ist.

Es ist wahr, daß es besser ist, diese Mittel niemals zu gebrauchen, als sie unrecht gebrauchen. Allein es gereicht dieses dem Kranken zu großen Nachtheil, sie nicht recht zu gebrauchen.

Es

Es ist dieses die Eigenschaft der kräftigsten Mittel, daß sie gefährlich sind, wenn man sie nicht wohl anbringt, weil sie mehr Wirkung als die übrigen besitzen, die öfters gar keine haben.

Es ist viel leichter sich der Mittel gar zu enthalten, deren Gebrauch mehr Geschicklichkeit erfordert, als man hat sie zu rechter Zeit zu gebrauchen. Auf solche Art kann jeder ein Arzt seyn. Auf solche Art kann man leichter, aber nicht mit solchen Erfolg practiciren, wenn man nur solche Mittel braucht, die niemals schaden können. Man muß niemals wagen Schaden zu thun, wenn man eine Arztney verschreibt, sondern man muß ein Mittel mit Vortheil anzuwenden wissen, das Nachtheil bringen könnte, wenn man nicht wüßte, wie und wenn es zu geben wäre.

Wendet man bey der Kur der Kranken nur allgemeine Mittel an, so wird man zuweilen hitzige Krankheiten unkurirt lassen, die heilbar waren, und oft langwierige Krankheiten ungeheilt lassen, die mit kräftigen Arztneyen könnten geheilt werden, und die ein Quacksalber durch ein kräftiger Mittel heilt, dessen Gebrauch ihm bekannt ist.

Der Bleyzucker ist in Terpentinöl aufgelöst, und in einer gelinden Wärme digerirt, ein vortreffliches Mittel im Tripper, besonders wenn man Kampher dazu thut.

Der Bleyzucker ist gut wider die Fäulnisse oder Geschwüre, die zuweilen in dem Munde entstehen. Man thut ihn unter die Gurgelwasser, man gebraucht ihn auch bey gewissen Augenentzündungen. Er beweiset auch zuweilen gute Wirkungen in den Krankheiten der Haut. Man bedient sich auch seiner in Brandschäden, in der güldenen Ader, und thut ihn auch in verschiedene Einspritzungen. Man läßt gemeiniglich funfzehn bis zwanzig Grane in vier Unzen Feuchtigkeit zergehen.

Das

Das 18. Kapitel.

Von dem Eisen.

Das Eisen ist unter allen Metallen am meisten im Gebrauche, es ist in der Arztneykunst eben so kräftig, als es nützlich im gemeinen Wesen ist.

Wenn sich in einem Lande von Natur kein Kupfer findet, so hat man noch mehr Ursache, sich des Eisens zu bedienen, und dieses aus politischen Ursachen.

Das Eisen heißt in der Sprache der Chimisten Mars, und seine verschiedene Zubereitungen haben eben den Namen. So sagt man Eisensafran, Eisentinctur, Eisensalz, eisenartiger Weinstein.

Das gefeilte Eisen, wenn es durch Reiben auf dem Porphyr in ein feines Pulver verwandelt wird, so ist es ein gutes Mittel für die Jungfernkrankheit, und auch zu Herstellung der verlohrnen oder verminderten monatlichen Reinigung. Man giebt es von drey bis achtzehn Granen. Man läßt es des Mittags in dem ersten Löffel Suppe zwischen zween Schnittgen Brod, oder des Morgens nüchtern und vier Stunden nach dem Mittagsessen nehmen; alsdenn thut man zuweilen eben so viel Zuckerkant, Anis oder Rhabarbar, oder gepülverte Senesblätter dazu, die man mit einem Löffel Wasser oder blanken Wein einnimmt, und ein Glas Hindläuftwasser oder blanken Wein so gleich darauf trinkt. Eine Stunde darauf läßt man gemeiniglich eine Brühe nehmen. Es ist dienlich, daß diejenigen, welche eine Zubereitung von Eisen auf solche Art genommen haben, nichts thun, und sich eine gelinde Bewegung machen. Sie müssen sich in eine angenehme Zerstreuung einlassen, und auch so oft sie es nehmen, alle mal eine Stunde lang spaziren gehen.

Man nimmt auch die Eisenfeile unter gewisse Pillen, welche aus etwas Aloe, Wermuthextract, morgenländischen Safranextract und dergleichen bestehen. Wenn diese Pillen nach der verschiedenen Leibesbeschaffenheit verschiedentlich bereitet werden, so haben sie große Wirkungen in den Krankheiten des Magens, um die Verdauung und den Appetit herzustellen, durch deren Mangel Entkräftungen entstehen.

Man kann aus dem gefeilten Eisen Morschellen machen, indem man es mit ein wenig Zimmet und vielen Zucker vermengt, und mit Schleim von dem Gummi Traganth, der mit Orangenwasser gemacht worden, in einen festen Körper vereiniget.

Man braucht auch das Wasser von eisernen Nägeln in eben der Krankheit. Man thut eine Hand voll Nägel in eine gläsernen Flasche, und gießt sie voll Wasser: Man gießt sie wieder so weit voll, als man davon abtrinkt, man wäscht diese Nägel nur ein mal ab, ehe man sich ihrer bedienet. Der Rost, welcher in der Folge entsteht, giebt dem Wasser die verlangte Eigenschaft. Man kann auch ein wenig Salmiac oder blanken Wein, oder ein Stück Apfel und dergleichen hinein thun, so wie es die Beschaffenheit des Kranken erfordert.

Man muß aber reine Eisenspäne aussuchen, und sich wohl in acht nehmen, daß sie nicht mit gefeilten Kupfer oder mit Loth vermengt sind.

Alles, was ich von dem gefeilten Eisen gesagt habe, das ist auch von dem gefeilten Stahl zu verstehen, welches ein reines Eisen ist.

Eisenartiges Wasser wird bereitet, indem man ein Stück glühend Eisen in Wasser steckt. Das eisenartige Wasser hat die Eigenschaft den Durchfall zu stillen. Will man einen Kranken, um ihn den Durchfall zu stillen, eine

eisenartige

eisenartige Tisane oder Reißwasser trinken lassen, so muß man das Reißwasser oder die Tisane mit eisenartigen Wasser machen, und nicht in der Tisane oder dem Reißwasser ein glühend Eisen löschen, wenn sie fertig sind. Denn löscht man ein glühend Eisen in der Tisane oder dem Reißwasser ab, so bewirkt man dadurch eine Decomposition, es wird heller, und man findet auf dem Boden des Gefäßes einen Niederschlag.

Man kann die Milch wie das Wasser eisenartig machen, indem man ein Stück glühend Eisen darinnen ablöscht. Man bewerkstelliget dadurch zuweilen, daß Leute Milch vertragen können, die ihnen sonst nicht bekam. Ich habe es aus der Erfahrung.

Man kann auch die Molken auf solche Art eisenartig machen, wenn man kühlen oder anfeuchten, und die Oefnung des Leibes nicht vermehren will.

Wenn man ein glühend Eisen an ein Stück Schwefel reibt, so schmelzt das Eisen so gleich mit dem Schwefel, und fängt man es in Wasser auf, so wird dieses Wasser mineralisch, und man findet auf dem Boden einen Eisensafran.

Man hat zu Paris ein durch die Kunst verfertigtes mineralisches Wasser unter dem Namen Eau de Villars verkauft. Es ist in großes Ansehen gekommen, weil viele Leute davon sind gesund geworden, weil es an sich selber sehr gut ist. Inzwischen würde es nicht so berühmt geworden, und so lange berühmt geblieben seyn, wenn es nicht von jemanden wäre ausgegeben worden, der weder ein Apotheker noch Arzt war. Villars war ein Chimiste, der stieß Feuersteine, Eisenspäne und Kreide von Briancon zusammen klar. Er nahm ein Viertelpfund Kreide von Briancon, ein halb Viertel Feuerstein, und

eine Unze Feilspäne. Er that dieses Pulver in gutes Wasser, und ließ es eine halbe Stunde kochen. Er nahm zu jeder Pinte Wasser ein halb Quentgen Pulver.

Die Chineser nennen das Eisen kin tie, und die Eisenspäne tie fnen. Sie schreiben ihm die Kraft zu, den Schleim zu verdünnen und zu zertheilen, die Melancholie zu vertreiben, und die Leber von Verstopfungen zu befreyen. Sie mischen zween Grane Eisenspäne und einen Gran Zinnober zusammen; sie lassen von diesem Gemengsel bis auf ein Quentgen in einem Decoct des Basilienkrautes, der Krausemünze oder Poley nehmen.

Sie bedienen sich der zarten Eisenspäne, um den Kropf zu vertreiben, und die scrophulösen Geschwüre zu heilen. Sie lassen auf der Klinge eines Messers oder auf gehärteten Eisen Pfersichkerne verbrennen, so daß der Rauch an die Geschwüre steigt. Sie bilden sich ein, daß das Eisen denjenigen nachtheilich sey, welche Nierenkrankheiten haben, ja sie verbieten, daß die Arztneyen, welche in Nierenkrankheiten sollen genommen werden, in eisernen Gefäßen bereitet werden. Wir finden nicht, daß in Europa die Eisenarztneyen überhaupt in Nierenkrankheiten schädlich sind; ja wir finden sie vielmehr dabey zuträglich, und wir gebrauchen zuweilen dafür die mineralischen Stahlwasser. Es ist bekannt, daß die mineralischen Wasser zu Forges, in der Normandie in denjenigen Krankheiten sehr kräftig sind, die von einer Hitze der Nieren herkommen. Allein der Brust sind die Stahlarztneyen zuwider, und wenn man gesehen, daß solche zuweilen in den Brustkrankheiten gut gethan haben, so kam es daher, daß diese Krankheiten ihren Sitz in andern Theilen hatten, und die Kranken von Natur mit einer festen Brust begabt waren.

Das

Das Eisen vereiniget sich leicht mit dem Arsenik. Der Arsenik macht das Eisen brüchig und weiß. Das Eisen giebt dem Arsenik am besten eine metallische Gestalt.

Das 19. Kapitel.

Von den Eisensafranen.

Ueberhaupt ist der Eisensafran eine Art von Eisenrost, der eine Farbe hat, die bey nahe der Farbe des morgenländischen Safrans beykömmt, woher es den Namen bekommen hat.

Man unterscheidet die Safrane des Eisens gemeiniglich durch eröfnende und zusammenziehende. Man kann aber auch sagen, daß aller Eisensafran überhaupt eröfnend und zusammenziehend ist, es sey der oder jener, und es kömmt dabey nur an, wie der Körper beschaffen ist, der ihn einnimmt. Die Eisensafrane sind die meisten male erst eröfnend, und denn werden sie zusammenziehend.

Die Erfahrung lehrt, daß die Stahlarztneyen innerlich genommen, anfänglich laxiren, und hernach verstopfen. Es ist dieses auch die Wirkung der mineralischen Stahlwasser; sie halten gemeiniglich nicht mit Purgiren an, wenn der Magen recht beschaffen ist. Man muß bey dem Gebrauche der Stahlarztneyen auf diese verschiedenen Wirkungen Acht haben. Man muß aufhören sie nehmen zu lassen, so bald sie verstopfen, man müßte sie denn blos einzig in der Absicht geben, daß sie verstopfen sollten, z. E. in den Blutstürzungen.

Ich halte dafür, daß es besser ist, die Eisensafrane in absorbirende und eröfnende einzutheilen. Die absorbirende und eröfnende Eisensafrane sind zusammenziehend. Man muß sie bey complicirten Krankheiten nach den Säften wählen, die die Oberhand haben.

Die absorbirenden Eisensafrane sind diejenigen, welche mit dem Thau, oder durch die Kalcination oder mit Salmiac gemacht werden. Die eröfnenden Eisensafrane macht man mit sauren Dingen oder mit Schwefel.

Wenn man Eisensafran mit dem Thau machen will, so setzt man Eisenspäne in einer großen töpfernen Schüssel in die freye Luft, und rührt sie alle Tage um. Wenn Knötgen darinnen entstehen, so zerdrückt man sie. Mit dieser Sorgfalt hält man so lange an, bis sich die Eisenspäne wie ein sehr feines Pulver oder wie Mehl anfühlen. Wenn sie in diesen Zustand versetzt sind, so schlägt man sie durch ein seidenes Sieb.

Man wählt zu dieser Arbeit lieber den Frühling, als eine andere Jahrszeit, weil der Thau alsdenn häufiger als zu einer jeden andern Jahrszeit ist. Ueberdieß sind auch die Ausdünstungen, damit die Luft allezeit mehr oder weniger angefüllt ist, nach dem Winter weniger verdorben, als zu Ende des Sommers, und man hat nicht Ursache zu zweifeln, daß sich der Thau nicht mit einigen von diesen kleinen Körpern vereinigen sollte, daraus die Ausdünstungen bestehen. Hieraus folgt, daß der Thau im Frühling reiner als zu einer andern Jahrszeit ist. Uebrigens muß man dem Maythau keine andere besondere Kraft zuschreiben. Man kann daher auch die Feilspäne in Regen setzen. Wenn aber der Regen in zu großer Menge fällt, so muß man die Eisenspäne zudecken, es möchte die Schüssel sonst bis oben an voll Wasser werden, welches die Operation aufhalten würde, weil die Eisenspäne nur angefeuchtet seyn müssen, da das Eisen im Wasser nicht rostet, wenn es nicht mit der Luft Gemeinschaft hat. Ist hingegen die Luft zu trocken, so müßte man die Eisenspäne mit gutem reinen Wasser benetzen.

Aller

Aller Eisenrost ist eine Art Eisensafran. Das im Feuer kalcinirte Eisen verwandelt sich in einen Eisensafran. Man kann ihn von den eisernen Rosten der Oefen abkratzen, oder man kalcinirt Eisenspäne in einem irdenen Gefäße mit Reverberirfeuer so lange, bis sie in ein rothes Pulver verwandelt sind, das man reibt und durch ein Sieb schlägt.

Man kann auch Eisensafran machen, wenn man Eisenspäne mit flüchtigen Salmiacgeist befeuchtet, der mit Wasser ist vermengt worden.

Einige bereiten den Eisensafran, indem sie gleiche Theile von Eisenspänen und Salmiac nehmen, und davon mit ein wenig Wasser einen Teig machen. Diesen Teig läßt man trocknen, hernach gießt man wieder Wasser darauf und läßt ihn wieder trocknen, und dieses wiederholet man so lange, bis sich das Eisen gänzlich aufgelöst hat.

Oefters bedient man sich des Schwefels, um den Eisensafran zu machen. Man mischt gleiche Theile von Schwefel und Eisenspänen zusammen, man befeuchtet das Gemengsel mit ein wenig Wasser, und läßt es in einer kleinen eisernen Pfanne oder in einer unverglasurten irdenen Schüssel in diesem Zustande 20 Stunden lang stehen. Hernach setzt man das Gefäße auf einen Ofen unter die Feuermäuer, rührt das Gemengsel von Zeit zu Zeit um, und läßt es 18 bis 20 Stunden über dem Feuer stehen, das ist, so lange bis es nicht mehr raucht, und der Safran eine hellgelbe und ins röthlicht fallende Farbe bekömmt. Man erhält durch diese Arbeit sechzehn Unzen Eisensafran, wenn man zwölf Unzen Eisenspäne genommen hat Nimmt man rostige Eisenspäne, so entzünden sie sich über dem Feuer nicht so sehr mit dem Schwefel, und man erhält auch weniger Safran davon.

Der antimonialische Eisensafran ist ein Eisensafran, der mit ein wenig Goldschwefel des Spießglases vermengt ist. Wenn man den stahlischen Safran machen will, so nimmt man die ersten Schlacken des antimonialischen Eisenkönigs, stößt sie zu einem gröblichen Pulver, und setzt sie an die freye Luft an einen feuchten Ort und im Schatten. Sie zerfallen daselbst in einen feinen Staub, den man mit vielen Wasser schlemmt. Man gießt diese Lauge in ein Filtrum. Der Safran wird in dem Filtro zurück bleiben, und man muß ihn trocknen; hernach vermengt man ihn mit dreymal so viel Salpeter, und verpufft ihn in einem glühenden Schmelztiegel löffelweise, um den Eisenkönig zu zerstören, der noch dabey seyn könnte. Endlich süßt man alle Salzigkeit völlig aus.

Die Chineser machen den Eisensafran von dünnen Eisenblechen, die sie eine Zeit lang im schlechten Weine wässern lassen, hernach thun sie solche in ein ander Gefäße, worinnen Essig ist, und graben sie mit sammt dem Gefäße in die Erde ein, und lassen sie hundert Tage darinnen. Nach Verlauf dieser Zeit nehmen sie die eisernen Bleche heraus, die man fast völlig in Rost verwandelt findet. Man kratzt diese Bleche ab, um den Safran davon zu bekommen, den man durch ein Sieb schlägt, hernach machen sie mit Milch einen Teig davon und lassen ihn trocknen.

Sie gebrauchen ihn äußerlich, um die Krätze, Schwinden, und Blutschwären damit zu heilen, wenn sie hervor kommen, vermischen ihn aber vorher mit Oel. Sie vermengen den Eisensafran mit Knoblauchssaft, um die Zufälle der Spinnenstiche damit abzuwenden. Sie zerweichen solchen in Essig für die Geschwüre der Zunge und des Mundes. Es ist zuweilen nützlich den Eisensafran unter die absorbirenden und eröfnenden Pulver zu nehmen.

Die

Die Dosis davon ist von sechs Granen bis zu einem halben Quentgen.

Es ist dieses bey gewissen Fällen kein unrechter Einfall, den Eisensafran, der mit Thau bereitet worden, zugleich mit Milch brauchen zu lassen, er absorbirt die Säure, und zertheilt die schleimichten Säfte, welche zuweilen verhindern, daß die Milch nicht abgeht.

Der Eisensafran ist ein Magenmittel, und stärkt die geschwächten Theile, das ist, er stellt den Zasern der Eingeweide die Schnellkraft wieder her, die ihnen nöthig ist, wenn sie die Verrichtungen des Körpers vollführen sollen. Man vermischt mit dem Eisensafran Rhabarbar, wenn die Galle fehlerhaft ist; man giebt, zum Exempel einer Person von dem zärtlichen Geschlechte, die einen bösen Magen und ihre monatliche Reinigung nicht ordentlich hat, acht Grane Safran, die mit vier Gran Rhabarbar vermischt sind, um sie alle Mittage in einem Löffel voll Suppe zu nehmen. Läßt man diese Arztney des Morgens nüchtern nehmen, und Nachmittags vier Stunden nach dem Mittagsessen, so muß man sie in einer Tasse voll Andorndecoct nehmen lassen, welches in Magenkrankheiten gleichfalls gut ist.

Sind diese Krankheiten zum Theil durch zähen Schleim entstanden, und die Kranken mit Mutterbeschwerungen behaftet, so giebt man den Eisensafran ohne Rhabarbar, und läßt ihn mit Salmiac bereitet nehmen, der magenstärkend und antihysterisch ist.

In Geschwulsten und Wassersuchten giebt man den mit sauren Dingen oder mit Schwefel bereiteten Eisensafran. Man nimmt des Tages drey bis viermal davon, und allemal vier bis fünf Gran in Alantextract gerührt, und läßt unmittelbar auf jedes Einnehmen ein Tränkgen

trinken, welches aus zwo Unzen wilder Grindwurzel bereitet wird, die man in zwo Pinten Wasser thut, und wenn das Wasser kocht, so thut man eine rechte Hand voll Tag- und Nachtkraut, und eine kleine Hand voll Körbel dazu. Man läßt es eine Viertelstunde sieden, seigt die Feuchtigkeit durch, und läßt ein Quentgen gepülvertes Salz de Duobus darinnen zergehen, hernach zerquetscht man darinnen ein Duzend oder anderthalb Duzend lebendige Kellereſſel, und mischt endlich zwo Unzen Syrop von den eröfnenden Wurzeln dazu.

Den Wassersüchtigen giebt man noch überdieß zum Getränke ein starkes Decoct von Graswurzeln, worinnen man Salpeter zergehen lassen, und purgirt oft mit Wasserabführenden Dingen, dergleichen der Kreuzbeersaft ist.

Das 20. Kapitel.

Der eisenartige Mohr des Lemery.

Herr Lemery, ein Mitglied der medicinischen Facultät zu Paris und der königl. Akademie der Wissenschaften, zog den Stahl oder das Eisen als ein feines Pulver dem Eisensafran vor, er gebrauchte mit Nutzen eine medicinische Zubereitung des Eisens, die er von sehr reinen Eisenspänen machte, welche er in einen verglasurten Topf that. Er goß helles Wasser darauf, bis es drey bis vier Finger hoch darüber gieng. Er rührte die Eisenspäne alle Tage oder aller zwey Tage mit einem eisernen Spatel um, damit sich die rostig gewordenen Körner nicht zusammen ballen konnten, das sonst allemal geschieht, und die sich so fest vereinigen, daß man alle Mühe hat, diesen harten und festen Körper, der durch die Vereinigung dieser metallischer Körner entstanden, mit dem Hammer in ein Pulver zu zerklopfen.

So

So wie das Wasser, welches auf dem Eisen steht, entweder verraucht, oder sich hinein zieht, und den Umfang desselben vermehrt, denn es ereignen sich beyde Fälle, so gießt man vom neuen Wasser darauf, welches allemal über den Eisenklumpen gehen muß, und welcher rostig werden würde, wenn ihn das Wasser nicht bedeckte, und die Luft unmittelbar berührte.

Man fähret damit so lange fort, bis die Eisenspäne ihre glänzende Gestalt verlohren haben, und ein sehr feiner und so schwarzer Staub geworden sind, daß die Dinte nicht schwärzer sieht.

Endlich läßt man dieses Pulver trocken werden, und schlägt es durch ein Sieb. Man nennt dieses gemeiniglich den Mohr des Lemery, weil er schwarz ist, wie der ordentliche Mohr. Auf solche Art sind in der Arztneykunst drey Arten der Mohre im Gebrauch; nämlich der ordentliche Mohr, welcher mit Queckssilber und Schwefel gemacht wird, mein antimonialischer Mohr, der aus Queckssilber und Spießglas gemacht wird, und der eisenartige Mohr des Lemery, der nach der Vorschrift des Lemery aus Eisenspänen gemacht wird.

Dieser eisenartige Mohr ist sehr kräftig und von einem allgemeinen Gebrauche, als je eine Stahlarztney. Er besitzt die Eigenschaften des Eisensafrans und der Eisenspäne, sie mögen von Eisen oder von Stahl seyn. Er ist ein eben so zart zertheiltes Eisen, als in dem Eisensafran, und das Eisen ist in dem eisenartigen Mohr so wenig decomponirt, als in den Eisenspänen.

Man kann und läßt auch den eisenartigen Mohr des Lemery in allen den Fällen, wo die Eisensafrane und das gefeilte Eisen oder Stahl Platz finden, ganz wohl nehmen.

Man

Man verordnet ihn von vier Granen bis auf achtzehn Grane, und man kann ihn des Tages zweymal nehmen lassen.

Das 21. Kapitel.

Von dem Eisensalze des Riviers.

Wenn man das Eisensalz machen will, so nimmt man starkes Vitriolöl und eben so viel rectificirten Weingeist, und gießt solches jedes besonders in eine kleine neue eiserne Pfanne.

Zuerst gießt man einen Theil Vitriolöl hinein, hernach Weingeist, denn wieder Vitriolöl, und darauf Weingeist, und fährt damit so lange fort, bis alle das Vitriolöl und der Weingeist hinein ist, den man zu dieser Arbeit bestimmt hat.

Deckt so gleich die Pfanne mit einem Papier zu, und setzt sie an einen trocknen und mäßig warmen Ort. Wenn die Gährung vorbey ist, und keine dünne Luft mit einem angenehmen Geruch mehr heraus dringt, so deckt man die Pfanne wieder auf.

Es werden darinnen Crystallen angeschossen seyn, die man mit hoch rectificirten und gewürzten Weingeist abwäscht, und hernach in einer wohl verschlossenen Flasche zum Gebrauche hinsetzt. Ich halte davor, daß es nützlich ist, dieses Salz in guten Weingeist einzuweichen, und nicht schwerer Weingeist zu nehmen, als man Vitriolöl genommen hat. Es entsteht dadurch eine Art von Eisenvitriol, dem man vermittelst des gewürzten Weingeistes die brechenmachende Eigenschaft benehmen muß.

Der Arzt Rivier, der dieses Salz erfunden hat, nahm zur Verfertigung desselben drey Theile Weingeist, und nur einen Theil Vitriolgeist.

Man

Man muß den Weingeist mit dem Vitriolöl nicht vorher vermischen, ehe man sie in die Pfanne gießt, weil selbst durch die Vermischung in der Pfanne eine Gährung oder ein Aufbrausen entsteht, welches die Auflösung des Eisens der Pfanne vermehrt.

Man bedient sich zu dieser Arbeit blos deswegen einer Pfanne, weil sich die Feuchtigkeit darinnen besser ausbreiten kann, als in einem andern Gefäße, das nicht so breit ist, und das doch von Eisen seyn muß.

Inzwischen habe ich mich doch eines irdenen Topfes dazu bedient, worein ich ein sehr reines Eisenblech geworfen, denn wäre solches an der Oberfläche rostig gewesen, so hätte die vitriolische Säure nichts davon aufgelöst. Es gehen auch zu dieser Arbeit kleine eiserne Nägel an.

Das Eisensalz ist gut, um gewisse Unordnungen der monatlichen Reinigung zu heben, welche von Verstopfung und Erschlappung herkommen. Dieses Mittel bekömmt auch im Tripper, und in dem weißen Flusse der Weiber.

Man läßt das Eisensalz in Tränkgen, in Brühen, und in Molken nehmen. Man giebt es in geringer Menge, von einem halben bis zu fünf Granen, und dieses des Tages dreymal. Läßt man das Eisensalz in großer Menge nehmen, so ist es für gewisse Kranken ein Brechmittel.

Man kann mit dem Eisensalze auf der Stelle ein mineralisches Wasser machen, wenn man es in gemeinem Wasser zergehen läßt. Man thut davon ohngefehr in jedes Pfund Wasser einen Gran, so wie es die Krankheit und der Kranke erfordert, dem man dieses Wasser zugedacht hat. Ich thue zuweilen in das Wasser, ehe ich das Eisensalz darinnen zergehen lasse, Vitriolgeist, und zwar in jede Chopine einen Tropfen, hernach querle oder schlage

ich

ich eine Unze Bergöl darunter, und werfe nach den Umständen einige irdene absorbirende Körper darunter, dergleichen gepülverte Kreide von Briancon ist, um gewisse natürliche mineralische Wasser nachzuahmen, wo sich diese Materien beysammen befinden.

Es ist besser, wenn man sich bey Verfertigung dieses mineralischen Wassers des Schwefelgeistes als des Vitriolgeistes bedienet, der eine feuerbeständigere Säure ist. Kann man gar den Schwefelgeist des Vitriols haben, welcher zuerst bey der Destillation des Schwefelgeistes übergeht, so schickt er sich noch besser dazu. Und man kann mehr oder weniger dazu thun, nachdem diese Säure stark ist, und so wie es der Gebrauch erheischt, den man davon machen will.

Man kann, in Ansehung der nachgemachten mineralischen Wasser, das Kapitel von dem Theerwasser in dem ersten Bande nachsehen. Herr Venel, der Arztneykunst Doctor, hat in der Akademie sehr schöne Abhandlungen von dieser Materie verlesen.

Ich verstehe hier nicht das Eisensalz, das mit Wasser, Vitriolöl und Eisenspänen gemacht wird. Es ist dieses nichts, als ein reiner durch die Kunst gemachter Eisenvitriol, der von dem Eisensalze des Riviers sehr unterschieden ist, zu deren Verfertigung Weingeist genommen wird. Der Weingeist ist dem Vitriolöle in der Auflösung des Eisens behülflich, und der Weingeist macht einen Theil der Crystallen dieses Salzes aus, wie ich im ersten Theile in dem Kapitel von der Crystallisation erklärt habe. Es ist auch außer dem bekannt, wie sehr der Weingeist in die Säuren und viele andere Dinge wirkt, und die Eigenschaften derselben verändert.

Das 22. Kapitel.

Von der Eisenkugel.

Die Eisen- oder Arztneykugel zu machen, nimmt man sehr reine Eisenspäne, vermischt sie mit eben so viel gepülverten weißen Weinstein, und macht mit Brandewein einen Teig daraus. Man läßt sie trocknen, hernach vom neuen voll Brandewein ziehen. Dieses wiederholet man zu einer warmen Jahrszeit sechs Wochen oder zween Monate hindurch. Wenn die Materie nicht recht mehr trocken werden will, und einem Extracte gleicht, so macht man Kugeln von der Größe einer welschen Nuß daraus, die ohngefehr eine Unze wiegen.

Je mehr der Feilstaub auf solche Art erweicht oder aufgelöst ist, desto leichter zerfällt er in Staub. Man muß dahero mit Gummi Traganth oder mit dem arabischen Gummi eine Verbindung zu bewirken trachten. Und wenn beym Trocknen die Eisenkugel aufspringt, so muß man die Ritzen derselben mit eben dem Teige verstreichen, davon die Kugel ist gemacht worden, und den man feuchte erhalten hat.

Man hat verschiedene Vorschriften diese Eisenkugeln zu machen, allein ihre vornehmsten Kräfte rühren von dem Eisen her. Diese Eisenkugeln haben die Eigenschaften des Eisens und der meisten Stahlarztneyen.

Man kann davon von zween bis zwanzig Grane nehmen, und man kann auch, wenn es nöthig ist, in einem Tage zweymal davon nehmen.

Es läßt sich ein mineralisches Wasser davon machen, wenn man sie so lange im Wasser weichen läßt, bis dieses Wasser eine röthlichte Farbe bekommen hat. Man macht es stärker und schwächer, so wie es der Arzt für gut findet.

Ihr

Ihr äußerlicher Gebrauch ist bey den Zufällen der Wunden und Quetschungen von großem Nutzen. Sie wird hier entweder in ein Wundwasser oder in Brandewein geweicht aufgelegt, oder wohl gar, wenn es die Noth erfordert, und diese Infusion nicht fertig ist, so schabt man von der Kugel in Brandewein, und wäscht damit die Wunde aus, man bähet damit die Quetschung, und legt darauf ein zusammengefaltenes und mit diesem Kugelbrandewein befeuchtetes Tuch, und über alles dieses einen trocknen Pausch. Der Kranke, dem dieser Zufall begegnet ist, trinkt ein groß Glas frisches Wasser, hält sich ruhig, trinkt eine Zeit lang keinen Wein, und muß auch weniger essen, als er sonst gewohnt ist.

Man verbindet den Kranken, wenn der Pausch trocken ist; deswegen nimmt man nur die Leinewand weg, die oben darauf liegt, und befeuchtet den Pausch, der die Wunde oder Quetschung berührt, ohne sie wegzunehmen, und nur das nöthige zu besorgen, ohne die Luft an die Wunde kommen zu lassen. Man tropft das Wasser gerade auf diesen Pausch, das weder warm noch kalt seyn muß, wenn die Wunde im Fleische, und es Sommer ist. Doch muß es allemal warm seyn, wenn ein Nerven oder eine Säne verwundet ist.

Das 23. Kapitel.

Von der Stahltinctur.

Wenn man die Stahltinctur machen will, die bey der ausübenden Arzneykunst am meisten im Schwange geht, so nimmt man sechs Unzen Feilstaub und ein Pfund gepülverten weißen Weinstein. Man thut alles in ein eisernes oder irdenes Gefäße und macht einen Teig, in den man

man dieses Gemengsel einweicht, und ihn 24 Stunden lang so stehen läßt.

Hernach gießt man drey Pinten Regenwasser darauf, und läßt es gelinde aufkochen, indem man es von Zeit zu Zeit umrührt, und nach dem Maße immer wieder kochend Wasser zugießt, wie es abraucht.

Nachdem man es auf solche Art einen ganzen Tag gekocht hat, so hebt man es von dem Feuer weg, und läßt es sich setzen, damit das grobe auf dem Boden niederfällt, das klare gießt man ab und filtrirt es; hernach raucht man es bis zur Honigdicke ab.

Wenn diese Tinctur kalt geworden ist, so mischt man eine Unze Weingeist darunter.

Die Stahltinctur decomponirt sich nach einer gewissen Zeit wieder, sie wird schimmelicht, und das Eisen fällt zu Boden. Und damit sie nun nicht auf solche Art verderben kann, so muß man etwas Weingeist darunter thun, und es ist gut, wenn man auch etwas Citronenöl beysetzt.

Es giebt viele Arten von Stahltincturen. Man bereitet auch eine von der Nießwurzel und Bibenell, Eisenspäne und Weinstein, und nennt sie mit Nießwurzel gemachte Stahltinctur.

Man hat auch die Stahltinctur des Mynsichts, die von Feilstaub, Salmiac und Weingeist gemacht wird. Man kann auch eine antimonialische Stahltinctur machen. Siehe das Kapitel von der Stahltinctur.

Ludovici machte eine Stahltinctur von dem Eisenvitriol, den er so lange kalciniren ließ, bis er weiß wurde, hernach vermengte er ihn mit eben so viel gepülverten Weinsteinrahm, goß dreymal so viel Regenwasser darauf, und ließ es so lange kochen, bis die Feuchtigkeit so dicke als Honig war. In dieser Beschaffenheit that er es in einen

Kolben, und goß drey bis vier Querfinger hoch rectificirten Brandewein darauf. Es setzte dieser Arzt den Kolben in ein Sandbad in Digestion, und endlich filtrirte er die rothe Tinctur.

Die Stahltincturen besitzen zur Heilung der Krankheiten die Eigenschaften des Eisens, die sehr zahlreich sind, und diese Eigenschaften sind in diesen Tincturen vollkommener gemacht worden. Man braucht gemeiniglich die Stahltincturen in Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, z. E. des Gekröses und der Mutter, und deswegen beweisen sie ihre Kraft in der Cachexie und bey unfruchtbaren Weibern.

Die Stahltinctur ist ein gutes Mittel für die Kinder, die einen harten Leib haben, und die nicht gedeyhen wollen, besonders bey jungen Mägdgen, so gar in dem zartesten Alter, z. E. im vierten und fünften Jahre. Ich habe Mägdgen gesehen, die schon in diesem Alter die besondere Beschaffenheit ihres Geschlechtes zeigten, und die Jungfernkrankheiten hatten, welche durch die Stahltinctur vergiengen.

Man läßt die Stahltinctur von einem Scrupel bis zu zween Quentgen nehmen, und solches des Tages etliche mal. Man läßt sie in Brühe, Tisane oder in einer Infusion nehmen.

Der eisenartige Weinstein ist eine Stahltinctur in salzigter Gestalt. Man findet die Bereitung, die Kräfte und Dosis derselben in dem ersten Bande, 46. Kapitel.

Das 24. Kapitel.

Von der alkalinischen Stahltinctur des Herrn Doctor Stahls.

Man bereitet sich zerflossenes Weinsteinsalz, oder eine sehr starke Auflösung von Potasche, die mit warmen Wasser gemacht und filtrirt wird.

Hierauf thut gutes Scheidewasser in eine Phiole, und löst darinnen Feilstaub oder kleine Stückgen eisernen Drat auf, die ihr stückweise in die Phiole fallen laßt, und alle mal Zeit laßt, daß sie sich auflösen können. Werft so viel hinein, als das Scheidewasser auflösen kann.

Ist nun eure Auflösung des Eisens so stark, als möglich ist, so gießt einige Tropfen davon in die alkalinische Feuchtigkeit, die ihr zu dem Ende bereitet habt. Es werden diese Tropfen auf den Grund fallen, aber auch gleich wieder mit einem Schaum in die Höhe steigen, der von der Ineinanderwirkung der Säure und des Alkali entsteht. Man muß durch Umrühren dasjenige wieder mit der alkalinischen Feuchtigkeit vermischen, was zur Oberfläche aufgestiegen war. Der Salpetergeist, der das Eisen aufgelöst in sich hält, wird das Eisen fahren lassen, indem er sich mit dem Alkali vereiniget, mit welchem er eine Art Salpeter machen wird, da inzwischen die übrige alkalinische Feuchtigkeit sich mit dem Eisen behängen wird, daß das Scheidewasser hat gehen lassen.

Laßt wiederum einige Tropfen von dem durch das Scheidewasser aufgelöste Eisen in die alkalinische Feuchtigkeit fallen, und rührt sie wie das erste mal um. Diese Arbeit setzt so lange fort, bis die alkalinische Feuchtigkeit so sehr mit Eisen angefüllt ist, daß sie so roth wie Blut sieht, welche in der Folge sehr dunkel wird.

Lasset alles eine Zeit lang an einem frischen und trocknen Orte stehen, und es werden auf dem Boden des Gefäßes salpeterichte Crystallen anschießen. Alsdenn gießt die alkalinische Stahltinctur durch Umneigen ab.

Die dunkelrothe Farbe dieser Tinctur zeigt sich nicht gleich bey der Verfertigung, wie es Stahl zu verstehen giebt, und man wird anfänglich einen Niederschlag darinnen gewahr. Es hat dieses einige Chimisten verführt, welche diese Erfahrung nachmachten, und solche gewissermaßen nicht so befanden, wie sie von dem Verfasser in seinem Opuscul. Chimicis p. 744. erzehlt wird. Der verstorbene Herr Bouldûc stand anfänglich in den Gedanken, da er, wie ich vom Herrn Grosse gebeten wurde diese Tinctur zu machen, und die mir endlich gelung, da ich mich anheischig machte, mehr Zeit darauf zu wenden, um von dieser Erfahrung zu urtheilen.

Ich habe diesen großen Chimisten zu danken, daß er mir überhaupt gelernt hat, man müsse bey den chimischen Operationen viel Geduld anwenden, wenn man damit zu Stande kommen will. Oefters lösen sich die niedergeschlagenen Dinge in der Feuchtigkeit, woraus sie niedergeschlagen werden, wieder auf, und die Farben verändern sich, wodurch neue Producte und neue Erscheinungen hervorkommen.

Ich habe diese alkalinische Stahltinctur niemals öffentlich in meinen besondern chimischen Lehrstunden gemacht, weil die Operation wegen der schönen Farbe merkwürdig ist, und um eine besondere Gelegenheit zu haben, die Eigenschaften der Säure und des Alkali in Ansehung des Niederschlages zu erklären, der öfters aus ihrer Vermischung entstehet.

Und wenn man auch diese Tintur wohl zu machen weiß, so ist doch noch eine Schwierigkeit übrig, und der man begegnen muß, wenn man sie Kranken geben will. Giebt man sie in einer Feuchtigkeit, so decomponirt sie sich, man muß sie in einem Syrup nehmen, oder in einem Bissen nehmen lassen, indem man sie mit einem Pulver vereiniget, dergleichen Veilgenwurzel, Korallen und dergleichen sind. Diese alkalinische Stahltinctur ist sehr wirksam, sie ist außerordentlich eröfnend, und in langwierigen Krankheiten sehr nützlich zu gebrauchen, besonders wenn sie von einer Säure verursacht oder unterhalten werden.

Man kann sie von einem bis zu zwölf Tropfen geben.

Ich habe gesehen, daß Herr Grosse diese Stahltinctur gebraucht, der sie mit einem guten Erfolg einer Magd des Herrn Pia verordnete, die ihre monatliche Reinigung nicht ordentlich hatte, sie bliebe zuweilen aus, und wenn sie wieder kam, so war sie außerordentlich stark. Ich habe sie einer cacochymischen Person ohne Nutzen, und einem wassersüchtigen Kinde mit guter Wirkung nehmen lassen.

Wenn man eine Säure, z. E. Essig in diese alkalinische Tinctur gießt, so schlägt sich ein Eisensafran nieder, den Herr Stahl für ein gutes zusammenziehendes Mittel ausgab, das ihm bey heftigen Blutbrechen gute Dienste geleistet hätte, wenn er fünf Grane davon eingegeben. Es ist dieses ein überaus zartes und feines Eisen, dergleichen der eisenartige Mohr des Lemery ist.

Das 25. Kapitel.

Vom Queckſilber.

Das Queckſilber findet man in der Erde entweder ganz flüßig, und wird Jungferqueckſilber genennt, oder

mit Schwefel verbunden, in Stücken von einer rothen Farbe, und wird natürlicher oder gewachsener Zinnober genennt, und ist alsdenn in eine steinigte Mine in eine Art Marcasit eingeschlossen.

Das beste Queckſilber ist in Spanien und in Peru. Das schlechteste kömmt aus China und Pohlen. Man weiß eine Queckſilbermine in Frankreich seitwärts Caen, bey dem Marktflecken du Mesnil d'or, drey Meilen von Saint-Lo. Man findet Stücken in dieser Mine, da das Pfund Mine sieben Unzen Queckſilber giebt.

Boyle bemerket, daß diejenigen selten von der Pest wären heimgesucht worden, die ein Erdreich bewohnet, wo sich Queckſilberminen befinden. Es hat dieses dem Herrn Scheuchzer bewogen, den mineralischen Mohr als ein Mittel für die Pest vorzuschlagen. Man kann hierüber das Kapitel von dem mineralischen Mohr nachsehen.

Beguin, der in den julianischen Alpen, in der Grafschaft Goritz, einem Marktflecken in Istrien, wo eine Queckſilbermine ist, gewohnet hat, erzehlet, daß dieser Ort niemals von der Pest ist geplaget worden, ohngeachtet in den angränzenden Istrischen Gegenden die Pest öfters gewüthet habe.

Das Queckſilber besitzt wegen seiner Flüßigkeit, Beweglichkeit und Flüchtigkeit eine sehr große Geschwindigkeit. Diese Lebhaftigkeit des Queckſilbers und seine Silberfarbe haben ihm den Namen Queckſilber gegeben. Es ist erstaunend, daß die Uebersetzer des 26. Kapitels der Sprichwörter Salomonis sich des Wortes ein Haufen Queckſilber in aceruum mercurii bedienet. Diejenigen Ausleger, die ich hierüber um Rath gefragt habe, erklären es auf eine nicht überzeugende Art. Ich glaube nicht, daß Salomon jemals hat sagen wollen, einen Stein in einen

Haufen

Haufen Queckſilber werfen; ſicut qui mittit lapidem in aceruum mercurii, ita qui tribuit inſipienti honorem.

Man lieſt in dem Grundtexte margemah, ragemath, die gar nicht Queckſilber, ſondern nach dem Arabiſchen lapidare, et lapides, bedeuten, welches ſo viel heißt, als lapidare in lapides.

Die 70 Dollmetſcher haben es durch λίθον εν φενδόνη überſetzt, gleich als wollte Salomon damit ſagen, einen Stein in eine Schleuder legen.

Man hat zu allen Zeiten und faſt in allen Ländern an den Rändern der Wege die Entfernung der Oerter durch Steine, durch Gränzzeichen, durch Wegſäulen angedeutet, denen man verſchiedene Geſtalten gab: Die Griechen und Römer gaben dieſen großen Wegſäulen die Geſtalt des Hermes oder des Mercurs. Man weyhte ſie dieſem Gotte der Wege, der zu den Zeiten Salomons nicht bekannt war.

Die Bildſäulen, welche an dem Rande der Heerſtraßen dem Ungemach des Wetters und andern Zufällen ausgeſetzt waren, konnten leicht in Stücke zerbrochen werden. Die Stücken davon wurden auf einen Haufen zuſammen geworfen, und dienten noch allezeit die Entfernungen anzudeuten.

Das heißt einen Stein, und zwar einen koſtbaren Stein an dem Rande einer Heerſtraße in einen Haufen Stücken dieſer Seulen, oder gemeiner Steine werfen, davon Salomon geredet hat, als von einer ſehr ungereimten Verrichtung, und er will damit anzeigen, daß man die Ehrenſtellen übel vergiebt, wenn man ſie mit unverſtändigen Leuten beſetzt.

Ich ſtellte mir nicht vor, daß mich dieſe Erklärung ſo weit führen ſollte, ich bin aber unvermerkt darein verwickelt worden, ungeachtet ich mir nicht vorgeſetzt hatte eine ſo große Ausſchweifung zu machen.

Wenn die Stärke des Queckſilbes das Product ſeines Gewichtes durch die Geſchwindigkeit iſt, ſo iſt ſeine Stärke ſehr groß, weil das Queckſilber nach dem Golde der ſchwerſte unter allen Körpern iſt; dergeſtalt, daß man ſagen kann, alles was ſchwerer iſt als Queckſilber, iſt Gold.

Die Schwere des Queckſilbers verhält ſich zu der Schwere des Goldes, wie 14019 zu 19636, faſt wie 3 zu 4.

Wenn man das Queckſilber im Waſſer wiegt, ſo findet man das Queckſilber um den 14ten Theil leichter, als es ordentlich in der Luft wiegt.

Die Schwere des Queckſilbers übertrifft die Schwere des Blutes ungefehr zehn mal.

Ob gleich das Queckſilber ſehr flüchtig iſt, ſo erfordert es doch eine Hitze, die bey nahe drey mal ſtärker iſt, als die das Waſſer übertreibt, wenn es ſoll in die Höhe ſteigen.

Das 26. Kapitel.

Vom gereinigten Queckſilber.

Das Queckſilber iſt zuweilen entweder mit Bley oder mit Zink verfälſcht, und geht mit ihm zugleich durch das Gemſenleder durch. Man kann dieſes durch das Geſicht entdecken, weil es alsdenn nicht recht helle ſieht, und ſchüttet man es auf einen Tiſch, ſo lauft es nicht in völlig runden Kügelgen. Um das auf ſolche Art verfälſchte Queckſilber zu reinigen, muß man es erſtlich durch Gemſenleder durchdrücken, hernach mit Eſſig und Salz, dann mit Waſſer waſchen, und endlich mit einem Tuch trocknen.

Henkel ſpricht nach dem van Helmont Appropriatio 101. daß das Queckſilber ein ungleich artiger Körper iſt; daß man daſelbſt einen gewiſſen äußerlichen Schwefel bemerkte,

merkte, welcher den natürlichen Mangel des Metalles in sich hält, und davon man es sehr schwer befreyen kann, weil er ursprünglich ist; daß man das Queckſilber dennoch von diesem Schwefel und dieser überflüßigen Feuchtigkeit reinigen, und daß er nach diesem, in Gestalt einer Erde nicht kann niedergeschlagen werden, weil er gar zu einfach, und deswegen mit dem Wasser zu vergleichen ist. Und in der Abhandlung de tribus Principiis no. 60. spricht er, daß wenn das Queckſilber nicht in ungleich artige Theile könne getheilt werden, so könnte man ohne Chimie Gold daraus machen. Es ist dieses nicht widersprechend. Das ungereinigte Queckſilber ist ungleich artig, und das gereinigte Queckſilber ist gleich artig. Henkel spricht, er wüßte nicht wie man das Queckſilber auf solche Art reinigen könnte, und giebt den Rath, man solle hierüber Bechers Physicam subterraneam auf der 664. Seite nachschlagen. Bey den Versuchen, die ich 1740 anstellte, um einen Spießglaszinnober ohne fressenden Sublimat zu machen, habe ich gefunden, daß das Spießglas ein Mittel ist, dem Queckſilber seinen ölichten Theil zu benehmen, welcher derjenige ist, den van Helmont meint. Ich that den ohne Feuer gemachten antimonialischen Mohr in eine Retorte, ich gab starkes Feuer, konnte aber den Zinnober nicht in die Höhe bringen. Ich zerbrach die Retorte, und bemerkte auf der Oberfläche der Materie, die geschmolzen war, eine Art von Einschnitten, darinnen Queckſilber befindlich war, aber nicht in Kügelgen, sondern en larmes. Als ich davon die große Endung leichte berührte, so hob ich sie in die Höhe, und als ich sie wieder zurücke fallen ließ, so nahm sie ihren Platz wieder ein, ohne in Kügelgen zu zerfahren, und sich in ein Ebenmaß zu setzen, wie das fließende Queckſilber gemeiniglich thut.

Man erkennt ob das Queckſilber mit Bley vermiſcht iſt, wenn man etwas von dieſem Queckſilber in einem eiſernen Löffel über das Feuer hält und es platzt.

Wenn man gewiß ſeyn will, daß ein Queckſilber von allen fremden Materien rein, und nicht verfälſcht iſt, ſo muß man es auf folgende Art probiren, man muß es in einem ſilbernen Löffel über das Feuer halten; es wird verfliegen, und der Ort, wo es im Löffel lag, wird weiß oder citrongelb ſeyn, wenn es rein iſt. Und iſt es verfälſcht, ſo wird eine andere Farbe zum Vorſchein kommen.

Philalethes, Introitus, etc. Cap. XV. ſpricht, wenn man das Queckſilber präpariren will, ſo muß man es drey mal mit Küchenſalz und Eiſenſchlacken ſublimiren, und hernach mit Eſſig und etwas Salmiac ſo lange reiben, bis man kein Queckſilber mehr ſieht. Hernach läßt man dieſes Gemengſel trocken werden, und treibt es in einer Retorte mit einem Feuer über, das man nach und nach ſo lange verſtärkt, bis alles Queckſilber übergegangen iſt. Dieſe Arbeit wiederholt man vier mal. Endlich läßt man das Queckſilber eine Stunde lang mit dem deſtillirten Eſſig in einem Kolben kochen, und wenn der Eſſig abgegoſſen iſt, ſo verſüßt man das zurück gebliebene Queckſilber, indem man es mit gemeinem Waſſer auswäſcht. Endlich trocknet man es, und man bekömmt dadurch ein ſehr weißes und glänzendes Queckſilber.

Die gemeinſte Weiſe ein reines Queckſilber zu haben, iſt, daß man es aus dem Zinnober wieder übertreibt, und man nennt es nachher, das aus ſeinem Zinnober wieder erweckte Queckſilber.

Ich habe auch von meinem antimonialiſchen Mohr das Queckſilber wieder übergetrieben, wie man es von dem Zinnober wieder übertreibt, und wie man es von dem gemeinen

meinen Mohr wieder heraus bringen kann. Ich habe mich des Feilstaubes, und nicht des Kalks noch Weinsteinalkali dazu bedienet, wie man gemeiniglich thut, weil ich nicht blos das Queckſilber von dem Schwefel absondern mußte, wie bey der gewöhnlichen Wiedererweckung des Queckſilbers aus seinem Zinnober geschieht, sondern ich muß es auch noch von dem reguliniſchen Theil des Spießglaſes trennen. Deswegen habe ich mich des Eisens bedienet. Ich habe Feilstaub und Spießglasmohr, der über dem Feuer gemacht war, zu gleichen Theilen genommen, ich habe sie vermiſcht in einer Retorte ins offene Feuer geſetzt, und durch dieſes Mittel habe ich das Queckſilber flüßig, schön, außerordentlich eindringend bekommen, auch leuchtete es die Nacht und im luftleeren Raum, wie ein Phosphor.

Dieſe Operation iſt die allerbeſte, um ein vollkommen reines Queckſilber zu erhalten. Dieſes aus dem Spießglas gezogene Queckſilber iſt reiner, als dasjenige, welches man aus dem Zinnober erhält, weil das Spießglas alle mineraliſche und metalliſche Theilgen, bis auf das Gold, bey ſich behält, welches der Schwefel nicht thut. Denn wenn die Goldmacher das beſeelte Queckſilber, oder das Queckſilber der Weiſen haben wollen, um an dem größten Werke nach der Methode zu arbeiten, die ſie den trocknen Weg nennen, ſo beleben ſie das Queckſilber, das iſt, ſie reinigen es, indem ſie es durch das Spießglas gehen laſſen.

Die Goldmacher glauben nicht blos dadurch das Queckſilber zu reinigen, ſie behaupten ihm dadurch den lebendigmachenden befruchtenden Schwefel beyzubringen, von dem ſie verſichern, daß er in dem Spießglaſe ſey. Sie glauben, das Eiſen halte auch etwas von dieſem güldiſchen Schwefel in ſich, daher nehmen ſie den Eiſenkönig dazu. Sie laſſen einen Theil antimonialiſchen Eiſenkönig mit zween

Theilen

Theilen feinem Silber zusammen schmelzen, machen mit drey Theilen fließendem Queckſilber ein Amalgama davon, laſſen das Amalgama digeriren, waſchen es mit Waſſer aus, reiben es in einem marmornen Mörſer; hernach laſſen ſie es trocken werden, und treiben es im Sandbade in einer Retorte über.

Den Rückſtand in der Retorte ſchmelzen ſie mit neuem Eiſenkönig, machen mit dem übergegangenen Queckſilber ein Amalgama daraus, digeriren es, waſchen es, und treiben es wie das vorige mal über. Und dieſes thun ſie ſieben mal.

Durch dieſe Operation erhält man ein Queckſilber, welches in Wahrheit viel reiner ſeyn kann, als das aus dem Zinnober erhaltene Queckſilber. Allein es iſt nicht ſo reine, als dasjenige, das man aus dem antimonialiſchen Mohr erhält, der über dem Feuer gemacht worden iſt, weil in der Operation der Goldmacher das Queckſilber nicht vollkommen mit dem Spießglaſe vermengt iſt. Und daher zieht man ihn im Sandbade über, da man hingegen das offene Feuer nöthig hat, um das Queckſilber aus meinem Spießglasmohr überzutreiben.

Das Queckſilber wird leicht feuchte, das iſt, das Queckſilber behält das Waſſer zwiſchen ſeinen Kügelgen, ſo wie es die Luft darzwiſchen behält. Und ſo gar das Waſſer, in welchem man Queckſilber gehabt hat, behält Queckſilber zwiſchen ſeinen Theilgen, ſo wie es Luft zwiſchen ſich behält. Daher iſt das Waſſer, worinnen man Queckſilber gekocht hat, nicht ohne Nutzen für die Würmer, und für alle Krankheiten, wo das Queckſilber dienlich iſt. Ich habe das Queckſilber über dem Feuer trocknen laſſen, hernach habe ich es in die Luft geſetzt, und gefunden, daß es wieder Feuchtigkeit in ſich gezogen hat, und daß es auch etwas ſchwerer geworden iſt.

Das

Das 27. Kapitel.

Von dem medicinischen Gebrauche des Queckſilbers überhaupt.

Man bedienet ſich des Queckſilbers ſo wohl innerlich als äußerlich. Anfänglich hat man es nur äußerlich gebraucht, entweder als ein Liniment, oder als eine Salbe, oder als ein Pflaſter, oder als einen Rauch.

Als man anfieng das Queckſilber innerlich zu geben, ſo gab man es roh. Es kam unter die Pillen des Barberouſſe, davon man die Vorſchrift weiter unten findet, und zwar in dem Kapitel, das von den Mercurialpillen handelt.

Das Queckſilber wirkt um ſo viel mehr oder um ſo viel weniger, je mehr oder weniger es getheilt iſt. Wenn man es mit Nutzen anbringen will, ſo muß man es theilen, und es muß das Mittel, das man gebraucht, dieſe Theilung der Queckſilbertheile zu bewirken, durch die Wirkung der erſten Verdauung nicht können überwältiget werden, ſonſt würde das Queckſilber daſelbſt in Kügelgen zuſammen laufen, und durch die Gedärme gehen. Inzwiſchen muß dieſes Mittel doch auflöslich ſeyn, und die Queckſilbertheilgen in den Säften des Körpers verlaſſen, denn ſonſt würde das Queckſilber, wenn es gebunden bliebe, ſeine natürliche und freye Wirkung nicht äuſern.

Die Säuren, welche man zu einer groſſen Anzahl Queckſilberarztneyen anwendet, ſind nicht gleichgültig, und vermehren oft die Eigenſchaften derſelben, allein man würde wohl thun, wenn man ſich zuweilen anderer eben ſo wirkſamer Mittel das Queckſilber zu zertheilen, bediente, weil ſich die Säuren nicht zu allen den Fällen ſchicken, wo das Queckſilber dienlich iſt.

Ich

Ich glaube, ich muß anführen, daß das Queckſilber nicht wirkt, als nur, wenn es zertheilt iſt. Das geringſte Theilgen Queckſilber kann eine große Wirkung thun. Ein recht ſehr zart getheiltes Gran Queckſilber, wie es bey dem freſſenden Sublimat iſt, wirkt mehr als eine Unze Queckſilber, das nicht aufgelöſt und nicht getheilt iſt.

Das Queckſilber wirkt überhaupt durch ſeine Schwere, und durch ſeine äußerſte Theilbarkeit, es amalgamirt ſich ſo zu ſagen mit der Lymphe und den Säften, es zertheilt ſie durch ſeine Schwere, und dringt in die allerkleinſten Gefäße, weil es durch die Wärme des Körpers in die allerkleinſten Theile getheilt iſt. Man kann alſo ſagen, daß es das durchdringendſte unter allen Arzneyen iſt, weil es diejenige iſt, welche ſich am leichteſten in die allerfeinſten Theile zertheilen läßt. Es verurſacht aber dieſe Eigenſchaft, daß es den Nerven nachtheilig iſt.

Das Queckſilber ſcheint unter allen Körpern derjenige zu ſeyn, der ſich am meiſten zertheilt. Jedermann weiß, daß die Körper durch die Zertheilung leichter werden, weil ſie bey jeder Theilung nach Proportion ihrer Maſſe mehr Oberfläche erhalten. Dieſes macht, daß das Queckſilber, ob es gleich von Natur ſehr ſchwer iſt, dennoch flüchtig iſt, und im Waſſer ſchwimmen kann.

Die natürliche Hitze, die Bewegung der Gefäße und der Zaſern des thieriſchen Körpers theilen das Queckſilber, und ſetzen es in den Stand, daß es in dem Blute fortkommen und in alle Theile des Körpers gelangen kann.

Man kann das rohe Queckſilber ohne allen Nachtheil hinterſchlucken. Wenn man es in großer Menge nimmt, ſo geht es viel geſchwinder durch den Kanal der Gedärme, und weniger davon in das Geblüte, als wenn man nur etwas weniges davon nimmt. Ein Arzt, der ſich Herr

le Duc nennt, und eine Reise nach der Levante gethan hat, spricht, daß das Frauenzimmer in Smirna im Gebrauch hätte, alle Tage zween Quentgen rohes Queckſilber zu nehmen, um ſtark und munter zu werden, und um eine gute natürliche Farbe zu bekommen.

Nach dem Ausſpruche des Dovarts, ſiehe die Edinburgiſchen Bemerkungen 2. B. 538. S. iſt dieſes eine gute Arztney, wenn man alle Morgen eine Unze fließendes Queckſilber verſchluckt, und zwar in den Krankheiten der Lunge, der Rückenſchmerzen, des Nierenſteines, der Unfruchtbarkeit der Weiber, der Jungferkrankheiten u. ſ. w.

Man giebt es den Kindern für die Würmer. Man läßt ſie ohngefehr für jedes Jahr, das ſie erlebt haben, vier Grane nehmen. Z. E. einem Kinde von vier Jahren giebt man 24 Grane, die man mit 40 Gran Zucker reibt, und etliche Tropfen Oel, z. E. Mandelöl, Wermuthöl, oder ein anderes dazu thut.

Baillou, ein Pariſiſcher Arzt, glaubte, daß das Queckſilber die Kraft beſäße, das viertägige Fieber zu heilen. Er ſpricht im andern Buche ſeiner Epidemien, daß einer lange Zeit ein viertägiges Fieber gehabt habe, daß er in den Füßen bösartige Geſchwüre bey dem noch anhaltenden Fieber bekommen, und daß die gewöhnlichen Mittel nichts geholfen hätten, woraus er vermuthete, daß der Kranke die Franzoſen haben müßte. Nach einer reifen Unterſuchung, ob die Krankheit von einem veneriſchen Gifte herkäme, ſo glaubte man, daß es nicht die Franzoſen wären. Nichts deſtoweniger beharreten die Aerzte in ihrer Meinung, daß das Queckſilber fort zu gebrauchen ſey: Man legte auf die Füße und Schenkel Mercurialpflaſter, z. E. das Pflaſter des Vigo mit vier Theilen Queckſilber, welches einen Speichelfluß erregte, die Geſchwüre trocknete, und das Fieber kurirte.

Es

Es ist noch übrig auszumachen, ob dieses berechtiget in viertägigen Fiebern auf eben die Art zu verfahren, wenn sie hartnäckigt sind. Fernel, ein Arzt von eben der Facultät, erzehlt in dem 13. Kapitel de Abditis rerum causis eine Geschichte von einem Kranken mit einem viertägigen Fieber und den Franzosen mit bösen Geschwüren. Er spricht, als dieser Kranke eine schweißtreibende Ptisane getrunken und sich Queckſilber einreiben lassen, so wurde er die Venusseuche los, und das viertägige Fieber währte fort. Es läßt sich bey dieser Gelegenheit sagen, daß man gar kein Mittel hat, das alle Kranken kurirt, ja auch nicht einmal die Krankheit, worinnen es specifisch ist, so wie die Chinarinde nicht alle Kranken an dem Fieber kurirt. Ueberdieß ist auch der Kranke des Fernels nicht so behandelt worden, wie der Kranke des Baillou. Der Kranke des Fernels hat nicht salivirt, und schweißtreibende Dinge genommen.

Uebrigens ist das Queckſilber nach meiner Meinung kein Mittel, zu dem man bey Kurirung der viertägigen Fieber seine Zuflucht nehmen muß, wenn sie auch noch so hartnäckigt sind. Das Queckſilber wird dabey nicht dienlich seyn, als nur in dem Fall, wenn dieses Fieber mit einem venerischen Zufall, oder wenigstens mit einer Verstopfung der Drüsen durch eine dicke und bösartige Lymphe verbunden ist. Ich glaube, daß sich der Kranke des Baillou in den Umständen befand. Die Aerzte sagten, daß er nicht die Venusseuche hätte, weil sie nicht anders sagen konnten; allein sie kurirten ihn, als wenn er sie hätte, weil sie vermuthlich glaubten, daß er sie hätte, und der Erfolg rechtfertigte ihr Verfahren.

Die Aerzte sind oft bey solchen Gelegenheiten verlegen, sie können nicht allezeit sagen, was sie von den Krankheiten

oder

oder ihren Ursachen denken, und wenn sie gefragt werden, so antworten sie unbestimmt oder gleichgültig, bald dieses, bald jenes, weil sie die Sache nicht so sagen können, wie sie an sich selber ist. Alsdenn sagt man von den Aerzten, daß sie es nicht einsähen, oder daß sie anders sagten und anders thäten. Wenn die Aerzte scheinen nichts davon einzusehen, so geschieht solches da, wenn es die Umstände nicht erlauben, daß sie das sagen, was sie erkennen. Die Aerzte sind um so viel mehr in diesen Fällen zu beklagen, weil sie sich nicht rechtfertigen können. Man muß denken, daß sie das Beste thun, und daß sie besser verfahren, als andere thun würden, die keine Aerzte sind, und weniger davon wissen.

Jedermann bildet sich ein, daß das Queckſilber den Zähnen schädlich ist. Man glaubt, daß die Pomaden, unter welche Queckſilber kömmt, und daß der Zinnober, welches die rothe Farbe war, womit sich sonst das Frauenzimmer schminkte, die Zähne verderbeten; ja man ist überredet, daß dieses den Zähnen nachtheilig ist, wenn man Queckſilber in den Mund hält. Inzwischen kann ich versichern, daß das Queckſilber an sich selber den Zähnen gar nicht schädlich ist. Gründe und Erfahrung, die ich weiter unten wider dieses Vorurtheil anführe, das man seit dem Gebrauche des Queckſilbers gefaßt hat, sind so natürlich, daß man glauben sollte, wenn man sie hört, man müßte sie allezeit gewußt haben. Wenn man sie gewußt hätte, so hätte man nicht so gesprochen und geurtheilt. Man hat das Gegentheil gedacht; man hat allezeit geglaubt, und jedermann glaubt noch, daß es die Zähne verdirbt.

In Engelland ist ein Arzt gewesen, der, wie ich glaube, nach dem Bericht des Cheyne, das Queckſilber unter Butter rührte, und als ein Verwahrungsmittel des Schlages

nehmen ließ. Er nennte dieses Mittel seinen Manteca. Dieser Arzt dachte wie Paracels, welcher im 4. Th. 7. B. 11. Kap. 132. Bl. spricht, daß das Queckſilber ein Gift iſt, wenn man es nicht mit den Speiſen nimmt. Und wie das Fleiſch, fügt er hinzu, muß gegeſſen werden, und der Rauch nicht hinreichend iſt, eben ſo muß das Queckſilber als eine Nahrung zubereitet werden, und iſt nicht genug, wenn man es als einen Rauch gebraucht. Es erhellet aus den Worten des Paracelſes, daß man zu den Zeiten des Paracelſes das Queckſilber am meiſten als eine Räucherung brauchte.

Wenn man bey Verhaltungen des Urins die bleyernen Sonden braucht, ſo iſt gut, wie ich ſchon geſagt habe, die Spitzen dieſer Sonden vorher in Queckſilber zu tauchen, ehe man ſie in die Harnröhre einbringt, weil das Queckſilber ſehr geſchickt iſt, die Verhinderungen des Urins zu zerſchmelzen. Außerdem macht auch das Queckſilber die Oberfläche dieſer Sonden weicher und ſchlüpfriger, und es hindert dieſes gar nicht, daß man ſie nicht auch noch überdieß mit Oel beſtreichen könnte. Siehe das Kapitel von dem Bley.

Man bedient ſich heut zu Tage in ſchweren Harnen gewöhnlicher der Kerzen von verſchiedener Größe und verſchiedener Materien, von Wachs und Faden, von Taffent und dergleichen an deren Spitze man öfters eine Mercurialſalbe ſtreicht. Siehe in dem zweyten Bande das 33. Kapitel.

Queckſilber mit Bley vereiniget, und auf gewiſſe Geſchwüre gelegt, hat ſehr großen Nutzen. Siehe das Kapitel von dem Bleye nach.

Das Queckſilber treibt von Natur die Feuchtigkeit, in welcher ſich die Urſache der Krankheit befindet, dawider

es

es genommen wird, nach den Speicheldrüsen, so wie einige Arztneyen von Natur nach den Gedärmen, und andere nach der Haut treiben. Die Alten wußten keinen Speichelfluß zu erregen; diese Reinigung ist heut zu Tage eins von den Mitteln, dessen sich die Arztneykunst am alleröftersten bedienet, die venerischen Krankheiten damit zu heben.

In gewissen Darmgichten, oder wenn man von Verstopfungen geplagt wird, besänftiget das Queckſilber die Schmerzen. Man muß in diesem Falle auf einmal drey bis vier Unzen verschlucken. Ich kenne einen Engelländer zu Paris, der läßt sich das Queckſilber als ein Klyſtier beybringen.

Einige Personen haben in Gewohnheit, nach dem Beyspiele des asiatischen Frauenzimmers, als ein Verwahrungsmittel zween bis drey Quentgen Queckſilber des Abends oder Morgens zu nehmen. Ich habe es auf solche Art vielen Personen nehmen lassen, die zu bösen Hälsen geneigt, und eines venerischen Giftes verdächtig waren, und alsdenn mußten sie es so lange im Munde behalten, als sie nur konnten, bis es ihnen unvermerkt hinterfuhr.

Ich habe bemerkt, daß wenn das Queckſilber auf solche Art durch den Mund genommen, und nicht so lange damit angehalten wird, daß ein Speichelfluß entsteht, so litten die Zähne, das Zahnfleisch und der ganze Mund gar nicht davon, sondern der Mund wurde vielmehr davon reiner, als er vor dem Gebrauch desſelben war, welches beweiſet, daß das Queckſilber die Zähne gar nicht angreift.

Die Säfte, welche die Krankheiten verursachen, weswegen das Queckſilber am öfterſten genommen wird, sind scharf, und das Queckſilber vermehrt, indem es diese Säfte austreibt, ihre Schärfe, indem es sie schwerer macht. Es verursacht dieſes eine Empfindlichkeit, hernach Hitze,

und Entzündung, und endlich ein Zerreißen der Ausführungsgänge, woraus Geschwüre werden, die das Zahnfleisch und die inwendigen Theile des Mundes wegfressen; und es sind diese Säfte so gar zuweilen so scharf, daß sie den Schmelz der Zähne angreifen. Und je fehlerhaft die Säfte sind, zum Exempel, wenn die Krankheit mit dem Scorbut verbunden ist, desto größer sind diese Nachtheile, daher sind die Geschwüre des Mundes von dem Speichelflusse in scorbutischen Kranken desto mehr zu befürchten.

Die Feuchtigkeit, welche das Queckſilber ausführt, frißt nicht nur die Zähne an, sondern auch alle andere Theile, wo sie sich hinzieht. Sie verursacht daselbst oft große Unordnungen. Es sind diese Anhäufungen sehr zu befürchten. Es geschieht sehr oft, daß sich eine von dem Queckſilber aufgelöste und abgesonderte Feuchtigkeit in die Eingeweide verschlägt, wenn sie nicht in den Mund geht, und verursacht oft daselbst Darmgichten und rothe Ruhr.

Eben diese fressende Schärfe der Säfte, welche durch das Queckſilber abgesondert, und die meisten mal in den Mund getrieben wird, verdirbt die Zähne. Mit einem Worte, wenn das Queckſilber die Zähne verdorben hat, so ist es geschehen, wo es mit einer fressenden Säure verbunden war, wie es in den Queckſilberarztneyen ist, die man durch den Mund nehmen läßt, wo es den Speichelfluß erregt hatte, wie die meisten male geschieht, wenn man es auf die gewöhnliche Weise einreiben läßt. Das reine Queckſilber kann man so lange in den Mund halten, als man will, und es wird die Zähne nicht verderben, sondern vielmehr den Mund reinigen. Es ist dieses just das Gegentheil, was man zeithero davon geglaubt hat. Es hat mich aber dieses eine lange Erfahrung gelehrt, und es kann solches leicht jedermann und ohne Gefahr bekräftigen.

Ich

Ich habe bemerkt, daß das Queckſilber zuweilen jähzlinge Auswürfe bewirkt, und auch ſo gar lange Zeit darnach, wenn man mit dem Gebrauche deſſelben aufgehört hat, und lange Zeit darnach, wenn dieſe Arztney dem Scheine nach aufgehört hat zu wirken, und zwar dieſes bald durch den Speichelfluß, und bald durch den Stuhl.

Das 28. Kapitel.

Das Queckſilber kurirt die Venusſeuche.

Man gebraucht das Queckſilber auf verſchiedene Arten, die veneriſchen Krankheiten damit zu kuriren, ſo wie es die verſchiedenen Zufälle dieſer Krankheiten erfordern. Man giebt das Queckſilber entweder zubereitet, oder ganz roh, und man läßt es entweder innerlich oder äußerlich gebrauchen.

Man verfährt bey dem Gebrauche des rohen und zubereiteten Queckſilbers auf verſchiedene Art, nachdem ſich der Kranke verſchiedentlich befindet, oder deutlicher zu reden, man giebt das Queckſilber ſo, daß es einen Speichelfluß erregt, oder man bereitet es dergeſtalt zu, daß es keine merkliche Ausleerung verurſacht. Und dieſes verſteht man gemeiniglich dadurch, wenn man ſpricht, durch Erſticken kuriren. Der verſtorbene Herr Chicoyneau, erſter Leibarzt des Königs, iſt der Urheber von dieſer Methode, oder wenigſtens derjenige, der dieſer Kurart das meiſte Anſehen verſchafft hat.

Die Zubereitungen des Queckſilbers machen dieſes Arztneymittel überhaupt nicht kräftiger, die Venusſeuche, einfach betrachtet, zu kuriren, ſo wie die Zubereitungen der Kinkina dieſes Mittel nicht ſpecifiſcher wider die Fieber überhaupt machen, und wie die Zubereitungen des Opions

solches nicht wirksamer machen, was die schlafmachende Kraft anbetrifft. Allein die Krankheiten sind die meisten male complicirt, daher ist man öfters verbunden in schmerzhaften Krankheiten und Schlaflosigkeit das Opion auf verschiedene Art zubereitet zu gebrauchen. Eben so sind die Fieber in ihren Ursachen, oder in ihren Zufällen complicirt, daß sie die einfache Kinkina nicht kuriren kann, und sie vergehen dadurch, wenn man sie zubereitet. Eben dieses kann man von dem Queckſilber in Ansehung der Venusseuche sagen, denn da sie öfters verschieden und mit verschiedenen Zufällen verknüpft ist, so muß sie auch verschieden behandelt werden, wie man die verschiedenen Fieber und die verschiedenen Schlaflosigkeiten in verschiedenen Leibesbeschaffenheiten verschiedentlich behandelt.

Das Queckſilber leeret die Feuchtigkeit, die es verbessert, entweder durch den Stuhl oder durch den Urin, oder durch die Ausdünstung, oder welches am gewöhnlichsten ist, durch den Speichelfluß aus. Und diese Ausleerungen sind nach der Leibesbeschaffenheit derjenigen, die es nehmen, nach der Zubereitung dieses Mittels, und nach der verschiedenen Art es zu gebrauchen, entweder empfindlich oder unempfindlich.

Wenn das Queckſilber nach dem Munde geht, so ist der Leib gemeiniglich verstopft, und hingegen wenn es einen Durchfall erweckt, so ereignet sich kein Speichelfluß.

Verlangt man, daß das Queckſilber durch den Urin wirken soll, so muß man viel Graswurzelwasser trinken, und zwar vier bis fünf Pinten in 24 Stunden.

Wenn der Kranke bey dem Gebrauche des Queckſilbers gewöhnliche feste Speisen, aber mit einer Wahl zu sich nimmt, so geht das Queckſilber in die Gedärme; trinkt man blos Brühen oder Milch, so ist es geneigter zum

Saliviren,

Saliviren, das ist, wenn man keinen Speichelfluß haben will, so muß man keine Brühe nehmen, und auch nicht mehr Suppe, als man gewohnt ist, essen; man muß feste Speisen genießen, aber ohne Gewürze; ja man muß auch vorher mäßig leben und wohl zubereitet seyn, ehe man sich mit diesem Mittel und der Diät abgiebt. Man muß auch die ersten Tage auf seiner Huth seyn, und sich mit dem Gebrauche des Queckſilbers nicht übereilen, damit der Mund nicht anläuft; denn wenn man nur die ersten Tage vorbey, und die ersten Einreibungen ohne Speichelfluß überwunden hat, so hat man nichts weiter davon zu befürchten, die Theile des Körpers sind so zu sagen des Queckſilbers gewohnt, das seinen Lauf nach den Urinwegen und Ausdünstungsgängen genommen hat. Oefters haben solche Personen eine Art vom Durchfall, der auch wohl zuweilen etwas blutig ist.

Gewisse Kranke sind an der Venusseuche durch das Queckſilber ohne Speichelfluß, und ohne eine merkliche Ausleerung kurirt worden, und es sind diese oft am besten kurirt worden. Es hat das Ansehen, daß das Queckſilber eine Eigenschaft besitzt, die dem venerischen Gifte entgegen gesetzt ist. Das Queckſilber kann dieses Gift ohne merkliche Ausleerung zerstören, so wie die Säfte des Körpers haben können angesteckt werden, ohne daß das venerische Gift auf eine merkliche Weise in sie gebracht worden, welches eine große Kraft besitzt, alle Säfte anzustecken. Es ist zuweilen nicht viel davon nöthig, um die Venusseuche zu erregen, und man begreift ganz deutlich, daß es nicht unmöglich ist, ein eben so wirksames Mittel zu haben, um die Venusseuche zu heben, als das Gift ist, um die Säfte mit der Venusseuche anzustecken.

Kurz, das Queckſilber muß wie die Kinkina als ein Verbesserungsmittel, und nicht als ein Ausführungsmittel

betrachtet werden. Es ist wahr, daß das venerische Gift und der Zunder des Fiebers, wenn sie ihre Natur durch ihre Verbesserungsmittel geändert haben, nach diesem vermittelst einer Abschäumung oder Reinigung der Säfte durch die Ausführungsgänge des Körpers unmerklich fortgehen, die von der Natur zu der Ausführung der unnützen Sachen bestimmt sind.

Es giebt Venusseuchen und Kranke, bey welchen das Queckſilber nicht gut thut. Diejenigen, welche Fernel mit dem Quajacholz kurirt hat, gehörten wahrscheinlicher Weise unter diese Anzahl. Man muß nicht darauf bestehen, diese Leute mit dem Queckſilber kuriren zu wollen, oder man muß es ihnen wenigstens nicht auf die Art wieder geben, die bey ihnen schon fruchtlos ist befunden worden, und man muß sie dazu vom neuen wieder vorbereiten.

Die Venusseuche ist zuweilen mit andern Krankheiten verbunden, oder ist sie alt, so hat sie in andere Krankheiten ausarten können, oder sie sind wohl gar angeerbt; und in diesen Fällen hat das Queckſilber dem Gifte nichts an, oder wenigstens erfordern alsdenn diese Krankheiten, daß man dem Kranken dazu außerordentlich zubereite, ehe man ihm das Queckſilber giebt, das sonst auf eine unnütze liche Weise das Blut schmelzen, und die Ausdünstung desselben stören, und nicht die Absonderung des Giftes befördern würde.

In diesen Fällen muß man suchen die Heilung der Kranken durch andere Mittel zu bewirken, dergleichen die gelinden Pflanzen sind; hernach die bittern, und endlich die antiscorbutischen, mit deren Gebrauche man lange anhalten muß. Und man muß die Wirkung derselben durch wiederholte Laxanzen, und besonders mit einem strengen Verhalten, so daß die ganze Nahrung in Mehlspeisen

speisen bestehen muß. Endlich beschließt man ihre Kur durch eine schweißtreibende Ptisane, Spießglasmohr und mercurialische Pillen, von welchen ich die Vorschrift in den folgenden Blättern liefern will.

Es muß der Arzt sehr vorsichtig verfahren, wenn er jemand der Venusseuche beschuldigen will, weil niemand gerne zugiebt, daß er sie hat, und wem das Queckſilber nicht hilft, der glaubt gemeiniglich, daß er sie nicht gehabt hat, ob er schon, wenn er hätte wollen richtig denken, schließen sollen, daß das Queckſilber keine Arztney für ihn gewesen sey, oder daß er sie auf eine andere Weise brauchen müssen. Es bekräftiget dieses die Erfahrung sehr öfters, weil diese Fälle oft vorkommen, und sie sind es allemal, wenn man sich einbildet, die Venusseuche nicht gehabt zu haben, weil man durch das Queckſilber nicht ist kurirt geworden, und doch alle verschiedene Venusseuchen durch Queckſilber, und durch einerley Gebrauch desselben kuriren will.

Der Arzt muß bey den venerischen Krankheiten auch noch auf eine Sache seine ganze Aufmerksamkeit richten. Und diese besteht darinnen, daß er blos einen guten Rath giebt, und den Kranken die völlige Freyheit läßt, davon Nutzen zu ziehen, und sie von ihrem Zustande nicht durchaus überzeugen wollen, wenn sie es nicht selber gleich zugeben, denn wenn sie es auch endlich mit Gewalt einräumen, und sich als venussiech behandeln lassen, so rechnen sie diese Einräumung, die ihnen viel gekostet hat, dem Arzte als einen Theil ihrer Erkenntlichkeit an. Und ist man nicht so glücklich, daß man allen Zufällen begegnet, weil dieses zuweilen unmöglich ist, so werden sie sich gegen den Arzt sehr ungerecht aufführen.

Es muß auch ein Arzt einem Venussiechen nicht wider seinen Willen, oder ohne daß er es weiß, kuriren, weil ein Arzt mit einem Kranken nicht wie mit einer ihm zugehörigen Sache, wie z. E mit seinem Kinde, oder mit seinem Sclaven schalten und walten kann. Der Arzt ist nicht Herr über seinen Kranken, auch nicht einmal in Sachen, die seine Gesundheit angehen. Er muß ihn nur blos guten Rath mit Klugheit und Anstand geben. Der Arzt verordnet nur denjenigen, die den Kranken bedienen, was er zu ihrer Heilung oder Erleichterung anräth, und nicht dem Kranken selber. Wenn ein kluger und geschickter Arzt, der aufrichtig handelt, diese Aufführung beobachtet, so darf er nur für seine Bemühung und seine Aufmerksamkeit Bürge seyn.

Begeht hingegen der Arzt die Thorheit und führt sich anders auf, und giebt ihm Queckſilber wider seinen Willen, oder ohne daß er es weiß, so muß er die Zufälle verantworten, auf die er nothwendig bey allen Sachen des Lebens Acht haben muß, und wenn er auch auf solche Art seinen Kranken glücklich kurirte, so wird er es ihm schlechten Dank wissen, wenn er hört, daß er ihn als einen Venussiechen behandelt, und er wird nicht zugeben, daß er an dieser Krankheit kurirt worden, weil er noch immer in den Gedanken steht, daß er sie nicht gehabt hat. Mit einem Worte, diese Aufführung ist eine Betrügerey, eine Art einer verdammlichen Berückung bey einem öffentlichen Gewerbe, dergleichen die Arztneykunst ist, die das allerliebste zum Gegenstande hat, und in welchem Stücke man nichts selber einrichten soll. Er muß sich blos auf den Rath einschränken, und nichts weiter auf sich nehmen, als ihn mit aller Genauigkeit und Einsicht zu geben.

Eben

Eben so muß auch der Arzt, ob wohl auf eine bescheidene Art, den mit der Venusseuche behafteten Kranken die Natur seiner Krankheit eröfnen, und zugleich so billig seyn, und dieses niemand anders weder sagen noch vermuthen lassen, als seinen Kranken. Uebrigens ist die Venusseuche eine viel zu gemeine Krankheit, als daß sie schimpflich seyn könnte, sie ist blos beschwerlich.

Der Arzt gehört zu der ganzen Gesellschaft. Seine Handlungen müssen sich darauf beziehen. Es liegt dem gemeinen Wesen daran, daß er dieses beobachtet, und sich nicht blos an die Physik der Sachen hält. Es ist gut, daß der Arzt das Queckfilber in allen Fällen gebraucht, wo es heilsam ist, so gar in denjenigen, wo sich keine Venusseuche äusert, weil er der Gesellschaft wegen wohl thun wird, das Queckfilber unter andere Arztneymittel zu wählen, damit kein Gerede entsteht, daß diejenigen, welche Queckfilber gebrauchen, die Franzosen haben. Man wird auf solche Art Queckfilber für die Venusseuche brauchen können, ohne daß man weiß, daß es deswegen geschieht, welches dem gemeinen Wesen nützlich seyn wird, weil viel Leute an der Venusseuche sterben, die sich nicht davon können kuriren lassen, ohne deswegen in Verdacht zu kommen, und welchem sie entgehen wollen.

Die venerischen Krankheiten erfordern alle Geschicklichkeit eines guten Arztes. Sie erscheinen unter allen Gestalten, wie uns die Fabel von dem Proteus erzehlt. Bey einigen finden sich herum ziehende Schmerzen in den Gelenken, besonders in Armen und Füßen, andere haben Nierenweh, die meisten haben Kopfschmerzen, und die meisten male sind diese Schmerzen des Nachts ärger als bey Tage. Es ist nicht so gar selten, daß man eine alte Venusseuche unter der Gestalt einer Wassersucht, Bräune,

Dysenterie,

Dysenterie, güldenen Ader, Gliederwurm und dergleichen erblickt. Die Venusseuche ist zuweilen von diesen gewöhnlichen Krankheiten so wenig unterschieden, daß man sie in dem Falle nicht erkennen kann, wenn man nicht wüßte, daß solche Kranke bey französichten Personen geschlafen hätten, und wenn diese Krankheiten nicht standhaft den Arztneyen widerstünden, wodurch man sie ordentlich kurirt, wenn sie nicht diese besondere Ursache zum Grunde hätten.

Thuilier in seiner Abhandlung von der Venusseuche und viele andere Aerzte versichern, daß man die Venusseuche bekommen kann, wenn man dazu geneigt ist, indem man mit Französichten aus einem Gefäße trinkt, die recht damit angesteckt sind, oder wenn man bey ihnen in einem Bette schläft, oder sich nachher in ein solch Bette legt.

Man muß auch wissen, daß wenn man die Venusseuche hat, man deswegen nicht sicher ist noch ärger angesteckt zu werden. Es hat so lasterhafte Venussieche gegeben, die mit allen Arten der Frauenzimmer zu thun zu haben gesucht, ehe sie sich in die Kur begeben, weil sie nichts mehr zu fürchten gehabt haben.

Man hat zuweilen Beyspiele gehabt, daß die Venusseuche Zufälle verursacht hat, die sich bey dem Schlagflusse finden; und in diesem Falle geschieht es selten, daß man auf etwas anders als den Schlagfluß fällt. Allein es thut der Irrthum dem Kranken keinen Schaden, weil man auch so gar, wenn man die wahre Ursache davon einsieht, mit ihm doch allemal anfänglich so verfahren muß, als wenn er den ordentlichen Schlagfluß hätte. Doch muß man, wenn der Kranke sich von den ersten Anfällen des Schlagflusses erholet hat, darauf denken, daß man ihn eine besondere Kur für die Ursache seiner Krankheit verordnet, da man sie nunmehro recht eingesehen hat.

Es

Es hat sich vielmals zugetragen, daß man bey der Unwissenheit dieser Ursache den Kranken nach Bourbon l'Archambault wegen der Folgen des Schlagflusses geschickt hat, und zuweilen haben diese mineralischen Wasser dasjenige entdecket, was man vorher nicht hat einsehen können. Allein dieser Irrthum ist den Kranken noch nicht gefährlich, weil alles dasjenige, was sie gethan haben, um die Wasser zu gebrauchen, und die Bäder von diesem Wasser, und daß sie solche getrunken, alles dieses ist für sie eine Zubereitung gewesen, um das specifische Mittel für die Venusseuche zu nehmen.

Herr Prevrault, der bey diesem Brunnen länger als 40 Jahr Arzt gewesen ist, spricht, daß er viele male andere Kranke gehabt habe, z. E. die über den Magen geklagt oder Verwundungen gehabt haben, bey welchen die Wasser zu Bourbon die Venusseuche zu erkennen gegeben, die sie ohne Zweifel lange zuvor gehabt haben.

Ich kenne viele Kranken, bey welchen die warmen Wasser zu Plombieres eben die Wirkung gezeigt haben. Diese Kranken hatten die Wasser zu Plombieres für Magenkrankheiten, wo sie unvergleichliche Dienste thun, gebraucht; andere waren wegen wässerichter Geschwulsten dahin gegangen, weil sie nicht glauben wollten, daß diese Krankheiten die Venusseuche zur Ursache hätten, und kamen mit so gewissen Zufällen der Venusseuche wieder, daß man sie selber davon überzeugen konnte. Ich habe bemerkt, daß das Trinken die Venusseuche mehr zu erkennen giebt, als wenn man in dem Wasser badet und solches auf sich tropfen läßt. Es verdient dieses durch eine große Anzahl Bemerkungen bekräftiget zu werden.

Es ist nöthig hier anzumerken, daß ob gleich öfters gewisse warme mineralische Wasser die Venusseuche angezeigt,

zeigt, die sich vorher nicht verrieth, so haben sie es doch nicht allemal gethan, so daß hieraus nicht folgt, man habe die Venusseuche nicht, weil man diese Wasser getrunken, und keinen Zufall des venerischen Giftes verspüret.

Die Venusseuche bey der Armee Karls des Achten, der Neapel belagerte, gab sich vornehmlich durch Knoten zu erkennen, die bösartigen Finnen ähnlich sahen. Einem gelehrten Arzte, mit Namen Berengarius, von Carpi, fiel ein, daß das Queckſilber die Krätze kurirte, und faßte den Entschluß, solches zur Kur der Venusseuche anzuwenden, welche zu seiner Zeit eine neue Krankheit war, und bey welcher er die gewöhnlichen Mittel ohne Nutzen verordnet hatte. Sein Versuch hatte allen Erfolg, den er nur verlangte.

Das 29. Kapitel.

Die Zubereitung des Kranken ehe er die Kur anfängt.

Ehe man die Kur einer venerischen Krankheit anfängt, so muß man den Kranken dazu gehörig vorbereiten. Der Erfolg der Kur beruht viel auf dieser Zubereitung und auf dem Verhalten des Kranken.

Diese Zubereitung besteht überhaupt darinnen, daß man den Gefäßen die Vollsäftigkeit benimmt, denn weil das Queckſilber in sie wirkt, so nehmen das Geblüte und die Säfte dadurch noch einen größern Raum ein. Es würde dieses Verstopfungen und allzu große Anhäufungen in den Eingeweiden verursachen, wo Entzündungen und Geschwüre entstehen würden. Daher muß man dem Kranken, nachdem er vollblütig ist oder nicht, viel oder wenig Blut weglassen. Man muß ihn überhaupt recht purgiren,

um

um die cacochymische Materie abzuführen, die man durch mediciniſche Brühen und Molken, wie ich schon gesagt habe, aus der Blutmasse absondert.

Man muß auch die Feuchtigkeit flüßig und die Zasern weich machen, um die Ausführungsgänge der Drüsen frey zu machen, damit sie die aus dem Blute ausgeschiedenen bösen Säfte leichter aufnehmen, wenn das Queckſilber die Absonderung der Säfte vermehrt.

Die Bäder werden auch viel dazu beytragen. Man kann sie so gar nicht entrathen, wenn man sich vorsetzt das Queckſilber als eine Salbe einzureiben. Denn es ist nöthig, daß man vorher die Schweißlöcher der Haut eröfnet, indem man durch die Bäder den Schmuz wegbringt und erweicht.

Bey den schwangern Weibern muß man sich in Ansehung des Badens mehr, als bey andern Personen in acht nehmen. Man muß sie weniger baden lassen, und wohl gar nicht im geringsten baden lassen, wenn sie von einer feuchten Leibesbeschaffenheit sind, wenn sie wäſſerichte Geschwulsten an sich haben, oder das Baden sie von Natur erhitzt.

Man muß auch, wenn man sich zur Kur des Queckſilbers vorbereiten will, um die Venusseuche dadurch los zu werden, eine gehörige Diät halten, welche in einer mäßigen Bewegung, daß man zu rechter Zeit aufsteht und sich niederlegt, daß man mäßig und ungewürzt und wenig Feisch ißt, besteht. Man muß sich auch ruhig im Gemüthe halten.

Das veneriſche Gift kann sich auch in dem Geblüte zu einer andern fehlerhaften Feuchtigkeit gesellen, und man thut wohl, wenn man sie aussondert, ehe man die Kur der Venusseuche unternimmt, besonders wenn diese schädliche Feuchtigkeit scorbutiſch ist. Man giebt zu dem Ende erfriſchende

frischende und antiscorbutische Brühen, öftere Purganzen und Molken mit Erdrauch.

Der Scorbut vergeht nicht völlig auf einmal in einer Person, die zu gleicher Zeit die Venusseuche hat, und die Venusseuche wird nicht recht kurirt, wenn man zu gleicher Zeit den Scorbut hat. Man muß also den Anfang der Kur damit machen, daß man den Scorbut so methodisch zu heben sucht, als nur möglich ist, und hernach zu der Kur der Venusseuche fortgeht, aber zu dem Scorbut zurück kehrt, den die französichte Beschaffenheit des Kranken verhindert hatte vollkommen zu kuriren. Alsdenn läßt sich der Scorbut ganz leicht völlig heben. Hernach muß man den Kranken annoch in Ansehung der Venusseuche besorgen, die man zu kuriren angefangen hat

Es ist mir oft begegnet, daß ich die äußerlichen Zufälle des Scorbutes in der Venusseuche nicht vertrieben, ob ich gleich dabey alle die Arztneyen gebrauchte, die am vortheilhaftesten zu seyn schienen. Endlich aber, wenn ich mich entschloß zu der Kur der Venusseuche fortzuschreiten, so habe ich die ersten male mit Erstaunen gesehen, daß das Queckſilber, welches die Zufälle des Scorbuts recht an Tag brachte, wenn vorher wider diese Krankheit nichts war gebraucht worden, ehe man dieses Mittel anfieng, gleich die ersten Tage alle scorbutischen Zufälle vertrieb. Was die Kur der scorbutischen Krankheiten anbetrifft, so kann man hierüber im ersten Bande das 16. Kapitel, 229. Seite, und das 29. Kapitel 297. Seite nachsehen.

Bey der Kur der venerischen Krankheiten durch das Queckſilber, wenn man nämlich einen Speichelfluß erregen will, muß man auch noch die Vorsicht gebrauchen, und den Mund untersuchen, um gewissen Mängeln der Zähne vorzukommen.

Will

Will man das Queckſilber einreiben laſſen, ſo muß man eine Queckſilberſalbe bey der Hand haben, von der man weiß, wie viel ſie Queckſilber in ſich hält. Und es iſt dieſes jetzt etwas leichtes, weil zu gutem Glücke alle Apotheker ſolche gut und auf einerley Art verfertigen, welches ein großer Vortheil für das gemeine Beſte iſt. Die Queckſilberſalbe derer Apotheker beſteht aus gleichen Theilen Queckſilber und Fett, ſo daß der Kranke, der dieſe Salbe braucht, halb Queckſilber und halb Fett eingerieben bekömmt. Man iſt auch allemal von der Menge des Queckſilbers, daß der Kranke in den Körper bekömmt, ſicherer überzeugt, wenn er ſich ſolches ſelber einreibt, als wenn er andere Leute dazu gebraucht. Beſiehe das Kapitel von der Queckſilberſalbe.

Das 30. Kapitel.

Von der Kur der Venusſeuche durch das Einreiben.

Wenn der Kranke wohl zubereitet iſt, ſo muß er des Tages vorher, ehe das erſte Einreiben geſchieht, nochmals zur Ader laſſen, wenn er vollblütig iſt, damit das Queckſilber mehr Freyheit hat, in den Gefäßen zu wirken. Den Tag nach der Aderlaß iſt es nöthig zu purgiren, und eben den Abend nach dieſer Purgation wird das Einreiben angefangen, ehe man zu Bette geht.

Der Kranke muß ſich mit Zwirnſtrümpfen verſehen, er muß leinewandene Schlafhoſen haben, und ein Hemd anziehen, das er erſt nach geendigter Kur ablegen kann. Eine Mannsperſon muß auch einen Bruſtlatz und einen Beutelhalter haben.

Er fängt mit dem Einreiben an den entfernteſten Theilen ſeines Körpers an. Das erſte Einreiben geſchieht

gemeiniglich an den Füßen, und besonders an der Fußsohle. Die Fußsohlen und das inwendige der Hand sind diejenigen Theile, durch welche das Queckſilber leichter durch kann. Es scheint auch, daß es leichter durch die drüſigten Theile eingeht, dergleichen die Achſelgruben und Schambugen ſind.

Es iſt gut, wenn ſich der Kranke ſelber einreibt, außer dem weiß man nicht gewiß, wie viel er Queckſilber in den Leib bekömmt, weil viel von dem Queckſilber in die Hand desjenigen eindringt, der es einreibt, und zwar ſo viel, daß ich vielmals erlebt habe, daß diejenigen, welche den Kranken das Queckſilber eingerieben, den Speichelfluß bekommen. Blos auf den Rücken kann es ſich der Kranke nicht ſelber einreiben, es iſt aber auch nicht allezeit nöthig, daß es da eingerieben wird. Es liegt nichts daran durch was für Theile das Queckſilber eingeht, wenn es nur auf eine methodiſche Weiſe geſchieht, und es kann auch ſo gar das Einreiben zwiſchen den Schultern bey denjenigen bedenklich ſeyn, welche eine zärtliche Bruſt haben. Herr Vieuſſens, ein Arzt zu Montpellier, kurirte die Venusſeuche, indem er das Queckſilber blos durch die flache Hand eingehen ließ. Kömmt aber ein Theil des Körpers vor, der beſonders damit behaftet iſt, ſo muß man in dieſen Theil einreiben, und ihn mehr als den übrigen Körper damit reiben.

Man braucht zum Reiben nicht ſo viel Kraft, als ſich einige einbilden. Man thut nicht wohl, wenn man einen Theil ſtark und lange reibt, weil dieſes erhitzt, und der erhitzte Theil aufläuft, roth wird, und um ſo vielweniger Queckſilber in ſich nimmt, je mehr er ſich durch das Reiben einer Entzündung nahe befindet. Man muß ohngefehr fünf Minuten reiben, und damit die geſetzte

Menge

Menge des Queckſilbers aufgeht, und der geriebene Theil trocken wird, ſo muß man es weit genug ausbreiten. Die Wirkung des Einreibens verhält ſich ſo wohl nach dem Umfange der Oberfläche des geriebenen Theiles, als auch nach der Oefnung der Schweißlöcher, und nach der Menge der Salbe, die man genommen hat.

Das erſte Einreiben erſtreckt ſich gemeiniglich bis an die Waden, das andere bis über die Knie, und das dritte nimmt die Oberſchenkel, das Perinäum und den Schooß ein. Es iſt nicht nöthig, daß ſich die Mannsperſonen den Beutel mit Queckſilberſalbe reiben, weil er davon zuweilen ſo anläuft, als wenn er entzündet wäre; überdieß iſt auch dieſer Theil nicht leicht zu reiben, und man muß ihn nicht mit dem Queckſilber ſchwer machen. Das vierte Einreiben geſchieht von dem Armgelenke bis an die Elbogen, das fünfte von den Elbogen bis an die Achſeln, das ſechſte von den Achſeln bis an die Schultern, und endlich das ſiebende über den Rücken und die Gegend der Nieren. Und man fängt hernach wieder vom neuen an, und nimmt bey jedem Einreiben noch einmal ſo einen großen Raum ein, als bey den erſtern Einreibungen.

Es gehören gemeiniglich acht bis zehn Einreibungen dazu, wenn jemand die Venusſeuche dadurch ſoll los werden. Doch findet ſich hierinnen auch nach den verſchiedenen Fällen ein Unterſchied. Gewiſſe Perſonen haben nur ſieben Einreibungen nöthig, andere hingegen wohl zwölfe.

Man reibt auch nicht einem Kranken ſo viel Queckſilberſalbe ein, als dem andern, ſondern richtet ſich nach den verſchiedenen Umſtänden. Einige haben nicht mehr als ein oder anderthalb Quentgen Queckſilberſalbe nöthig, und andere drey und viertehalb, ja wohl gar viere. Die meiſten mal nimmt man zu jedem Einreiben drittehalb oder drey Quentgen Queckſilberſalbe.

Man muß mit der kleinsten Dosis anfangen, und bey jedem Einreiben so lange ein halbes Quentgen mehr nehmen, bis das Queckſilber merklich anfängt zu wirken. Alsdenn muß man nicht mehr nehmen, sondern mit dieser Dosis so lange fortfahren, bis sich seine Wirkung vermindert. In dem Falle fängt man an sie wieder so zu verstärken, bis das Queckſilber eine hinlängliche Wirkung beweiset. Nach diesem fährt man mit dieser Dosis fort, wenn sich auch die Wirkung vermindern sollte. Zu dem letztern Einreiben nimmt man gemeiniglich die meiste Salbe, so wie zu dem ersten die wenigste.

Sollte man die Dosis der Queckſilbersalbe zu heftig vermehrt haben, so muß man sie bey den folgenden Einreibungen vermindern, weil man die Reinigung des venerischen Giftes nicht zur Unzeit übertreiben muß.

Zuweilen muß man in den ersten Tagen der Kur, ehe das Queckſilber wirkt, und auch so gar bey einigen Personen, wenn es wirkt, bittere oder antiscorbutische Brühen nehmen, um das Blut zu beleben, und zu hindern, damit es nicht an gewissen Orten stockt, welches eine ganz gewöhnliche Wirkung der Venusseuche ist. Alleine nur blos in dem Fall, weil man so viel als es nur möglich ist, das Queckſilber frey muß wirken lassen, ohne es durch andere Mittel zu stören.

Daher muß man auch nicht in den ersten Tagen, da man Queckſilber zu gebrauchen angefangen, purgiren, um nicht dadurch die Wirkung zu hindern. Wenn aber der Speichelfluß abnimmt, und der Kranke ist mit Feuchtigkeiten angefüllet, so thut man wohl, wenn man die von dem Queckſilber aufgelösten Feuchtigkeiten abführt. Hernach fängt man die Einreibungen wieder an, und nimmt auch mehr Salbe auf einmal als vorher, und es stellt sich

alsdenn

alsdenn der Speichelfluß selten wieder so stark ein, als er vorher war.

Dergleichen Personen bekommen, wenn sie auf solche Art sind einige male eingerieben worden, an denjenigen Tagen, wenn ihnen in der Folge der Kur kein Queckſilber eingerieben wird, eine schweißtreibende und laxirende Prisane, wenn sich schleimichte oder scorbutische Feuchtigkeiten vermuthen lassen.

Der glückliche Erfolg der Kur beruht auf der ersten Wirkung des Queckſilbers. Und wie dieses Mittel die ersten Tage in dem Blute gut arbeitet, so läuft die Kur entweder vollends glücklich ab, oder wird umsonst gebraucht. Daher muß man die Sache besonders die ersten Tage mit Klugheit und Kenntniß führen, und der Kranke muß sich sehr genau an die vorgeschriebene Lebensordnung binden.

Ich habe zwey Kranke gesehen, welche die Venusseuche hatten, und als sie zu Einreibung der Queckſilbersalbe waren vorbereitet worden, so giengen sie, ehe sie das erste mal sich einrieben, in die Stadt zum Abendessen, um sich dadurch einigermaßen zu trösten, daß sie eine lange Zeit nicht würden dahin gehen können. Die Einreibung geschah bey dem ersten um die Mitternachtsstunde, da er wieder nach Hause kam, und bey dem andern den Morgen darauf, und sie hatten demjenigen nichts davon gesagt, der sie in der Kur hatte, daß sie den Abend vorher in der Stadt geschmaußt hatten. Alle beyde befanden sich 24 Stunden nach geschehenem Einreiben in einem schrecklichen und schmerzhaften Zustande. Es waren Arme, Schenkel und Füße an den Leib angezogen, und konnten sie nicht ausstrecken.

Sollte sich in den ersten Tagen ein solcher Zufall eräugen, so muß man diese Personen für solche halten, wo die Kur gefehlt hat. Man muß sie mit dem Gebrauche des Queck-

silbers nicht fortfahren, sondern eine Weile vorbey streichen lassen, und sie vom neuen dazu vorbereiten.

Ich bilde mir ein, wenn die Kur mit dem Queckſilber in venerischen Krankheiten anfänglich nicht fort will, so rührt dieses daher, daß die Absonderungen, wenigstens einige, unordentlich sind, an statt daß sie durch die Wirkung des Queckſilbers müssen vermehrt werden.

Wenn das Queckſilber die Absonderungen gestöret hat, da es durch einige Ausführungsgänge Säfte ausgeführt, die nicht dadurch gehen müssen, so hält dieses noch einige Zeit an, wenn auch kein Queckſilber mehr gebraucht wird. Doch dauret es noch länger, wenn man mit dem Gebrauche des Queckſilbers anhält, daher ist es besser, wenn man es aussetzt, und den Säften ihren natürlichen Lauf wieder nehmen läßt, und ihnen so gar durch ein gutes Verhalten, und durch Brühen mit verschiedenen Kräutern dazu behülflich ist, so wie es die verschiedenen scharfen Säfte, welche im Körper die Oberhand haben, erfordern. Das Erdrauch ist die beste Pflanze für eingewurzelte Venusseuchen. Ueberhaupt muß man zur Kur der Krankheiten diejenigen Mittel aussuchen, welche die Verrichtungen des Lebens befördern, und eine Kraft haben, die Ursache der Krankheit durch die Ausführungsgänge des Körpers fortzutreiben.

So bald sich der Kranke in den gehörigen Umständen befindet, so fängt er das Einreiben an. Es ist besser, wenn er solches des Abends thut, als des Morgens, weil man die Nacht ruhiger und wärmer ist, als bey Tage, und beydes nach dem Einreiben zuträglich ist. Es ist auch zu wissen, daß die Wirkung einer Einreibung sich gemeiniglich 24 Stunden oder etwas länger darnach offenbaret, da sie geschehen ist. Daher muß man die ersten male sehr wenig

einreiben,

einreiben, bis man eingesehen hat, wie das Queckſilber ſich zu der Leibesbeſchaffenheit des Kranken verhält, weil es Leute giebt, und ſo gar ſehr ſtarke Perſonen, die es gar nicht vertragen können, und die von wenig Queckſilber in üble Umſtände verſetzt werden. Man muß auch dahero bey Anfang der Kur aller drey Tage, hernach aller zwey Tage, und endlich zuweilen alle Tage Queckſilber einreiben. Man muß ſich hierbey nach der Beſchaffenheit des Mundes richten. Iſt der Mund voller Geſchwüre, und der Speichelfluß häufig, ſo muß man drey bis vier Tage hingehen laſſen, ehe man wieder einreibt. Iſt aber der Speichelfluß mäßig, und es ſind keine tiefen Geſchwüre im Munde, ſo kann man über den andern Tag, oder auch alle Tage einreiben, und läßt ſich dieſes nur durch den Augenſchein und nach den Umſtänden beſtimmen.

Ich habe bemerkt, daß man die Kranken insgemein durch das Einreiben an der Venusſeuche nicht kurirt, wenn man ſie zu ſehr ſchont, da die Wirkung des Queckſilbers währt. Einige ſaliviren ſehr leicht, und andere können nicht ſaliviren. Ich habe bemerkt, daß diejenigen, welche nicht ſaliviren können, weit gewiſſer kurirt werden, weil man ihnen mehr Queckſilber beybringt, und nicht befürchten darf, daß ſie zu viel ſaliviren. Hingegen bekommen diejenigen, welche leicht ſaliviren, nicht Queckſilber genug. Dahero äuſern ſich gemeiniglich bey dieſen Perſonen ſchlimme Zufälle bey dem Saliviren, und werden nicht kurirt. Es kömmt, wie ich ſchon geſagt habe, hiebey auf die erſten Tage an, da man Queckſilber nimmt.

Wenn die Zufälle der Venusſeuche vergangen ſind, und man hat ſo viel Queckſilber bekommen, als dieſe Zufälle und die Leibesbeſchaffenheit des Kranken zu erfordern geſchienen haben, ſo muß man ihn für kurirt halten, wenn

er auch nicht salivirt hätte, besonders wenn er nichts genommen, und nichts gethan hat, um sich für dem Speichelfluß zu bewahren.

Da ich sage, daß die meisten Venusseuchen, wobey das Einreiben ist gebraucht worden, deswegen nicht sind kurirt worden, weil man die Kranken dabey zu sehr geschonet hat, so will ich dadurch eben nicht bey denjenigen, die solches ausüben, eine gar zu große Kühnheit erwecken, ich will nur ihre Aufmerksamkeit erwecken, und sie aufmuntern, daß sie in der Erkenntniß desjenigen stärker werden, was ihr Thun ist. Uebrigens muß der Arzt, und ich glaube, jeder Mensch sich zur Regel machen, daß dieses das erste Gute ist, was er thun kann, wenn er nichts wagt, um Schaden zu thun.

Wenn man einem Kranken Queckſilber brauchen läßt, so muß man, so oft man ihn besucht, die Beschaffenheit seines Mundes, besonders des Zahnfleisches und der Speicheldrüsen aufmerksam untersuchen. Ist das Zahnfleisch geschwollen, und scheint der Mund entzündet zu seyn, so muß sich der Kranke mit Milch gurgeln, um die Schärfe der Säfte zu mildern, und auch mit Ibischdecoct, um die Rinden des Mundes zu lindern und zu erweichen, und zu machen, daß sie abfallen.

Es ist bekannt, daß der Mund anfängt Geschwüre zu bekommen, wenn der Athem sehr stinkt. In dem Falle muß man, um zu kühlen, und um sich dieser Fäulniß zu widersetzen, mit Weingeist und Wasser gurgeln, und in einem Becher Wasser ohngefehr sechs Tropfen Weingeist tropfen. Und sind die Geschwüre des Mundes beträchtlich, daß man sie gar sehen kann, so muß man außer dem angeführten Gurgelwassern auch das Collyrium des Lanefranks brauchen. Man bindet ein klein Stückgen

reine

reine Leinewand unten an einen kleinen Stock, und fährt damit in das Glas, worinnen das Collyrium des Lancfranks ist, und berührt mit dieser in das Collyrium getauchten Leinewand täglich zween bis dreymal die Geschwüre des Mundes. Siehe den ersten Band, 439. Seite.

Der Kranke, der den Speichelfluß hat, muß sich allemal vorher mit Ibischwasser gurgeln, ehe er Ptisane oder Brühe trinkt. Und er muß auch allemal ausspeyen, wenn er getrunken, oder Brühe genommen hat. Es müssen sich auch diese Kranken in acht nehmen, daß sie sich nicht auf den Rücken legen, sie müssen auf den Seiten oder auf der Nase liegen, denn wenn sie die Feuchtigkeit hinterschlucken, welche sie durch die Salivation weggeben, so wird ihr Geblüte dadurch angesteckt. Oder geht diese Feuchtigkeit durch die Gedärme, so kann sie daselbst ein Grimmen und eine Art der Ruhr verursachen.

Das 31. Kapitel.

Die Kur der Venusseuche ohne Speichelfluß.

Will man die Venusseuche ohne Speichelfluß kuriren, so reibt man nicht so oft hintereinander Queckfilber ein, damit kein merklicher Speichelfluß entsteht, und läßt öfters zu purgiren nehmen. Einige behaupten, man müsse so oft laxiren, als man sich Queckfilber einreibt; allein man muß sich in acht nehmen, daß man nicht Purgirmittel zu der Zeit gebraucht, da das Queckfilber natürlicher Weise wirkt, sondern nur alsdenn, wenn es gewirkt hat, um die ausgeschiedenen Feuchtigkeiten abzuführen, und ihre Reinigung zu bewirken, wenn es solche verbessert hat. Man muß vielmehr vorher purgiren, ehe man mit dem Gebrauche des Queckfilbers anfängt; allein überhaupt muß man nicht

suchen das Queckſilber durch den Stuhl oder Speichelfluß auszuführen, wenn man es in den Körper gebracht hat, und dieſes thut man, wenn man den Speichelfluß durch Purgirmittel hemmt, es iſt beſſer ſolches durch den Schweiß zu bewerkſtelligen, und nur ſehr wenig Queckſilber auf einmal zu geben. Die Ausführung durch den Schweiß iſt eins von den beſten Mitteln, die Venusſeuche zu vertreiben, daher muß man, ſo viel möglich, die Ausdünſtung unterhalten, ja ſie zuweilen erwecken.

Wenn die Kranken mit der Kur der Venusſeuche am höchſten geſtiegen ſind, es mag nach einer Methode geſchehen, nach welcher es wolle, ſo müſſen ſie ſich warm halten, um keine Bruſtkrankheit, oder Gliederreißen oder Zittern davon zu tragen. Doch muß man friſche Luft in ihre Zimmer laſſen, beſonders wenn ſie ſaliviren. Man muß die faule Luft hinaus laſſen, und eine reine davor hinein, welche aber nicht kalt ſeyn muß.

Man muß wohl beobachten, daß man das Queckſilber nicht zu weit aus einander giebt oder einreibt. Es iſt hinreichend, daß die Wirkung des Queckſilbers äußerlich nicht merklich iſt, und der Kranke ſein Geſchäfte abwarten kann. Allein dieſes voraus geſetzt, muß man die innerliche Wirkung des einen Einreibens durch das andere unterſtützen, um geſchwinde und ſicherer zu kuriren. Es verhält ſich mit dem Queckſilber, wenn man veneriſche Krankheiten damit kurirt, wie mit der Kinkina, wenn man die Fieber damit kurirt. Giebt man eben ſo viel Kinkina in einem langen Raum der Zeit, ſo wird man das Fieber nicht ſo ſicher damit kuriren, als wenn man ſie öfterer hintereinander giebt.

Den Morgen nach dem letzten Einreiben purgirt man den Kranken, und den Tag nach der Purgation legt man friſche

frische Wäsche an. Alle Kranken tragen sehr großes Verlangen nach diesem Wechsel, es ist aber doch wohlgethan, wenn man solches nicht auf einmal thut.

Wenn der Kranke die Wäsche geändert hat, so muß er sich das Fett herunter waschen. Man thut Seife und Brandewein in das Wasser, und wäscht sich mit einem Schwamm den ganzen Körper, doch muß dabey das Feuer wohl brennen.

Es geschieht zuweilen, daß durch dieses Abwaschen der Speichelfluß vom neuen entsteht. Eine Dame, welche sich vierzehn Quentgen Queckſilbersalbe auf zehn mal innerhalb 18 Tagen eingerieben und nicht salivirt, sondern nur einen angelaufenen Mund gehabt hatte, fieng an mit einer Geschwulst des Mundes häufig zu saliviren, nachdem sie sich vorher den Körper mit Seife und Brandewein und Wasser gewaschen hatte. Es beweiset dieses den Nutzen der Bäder aufs neue, ehe man einreibt, damit die Zasern der Haut desto weicher werden, und das Queckſilber besser eindringt.

Es hatte sich eine Dame an der Venusseuche kuriren lassen, und trug auf dem Rücken annoch ein Pflaster des Vigons mit vier mal Queckſilber versetzt, wegen einiger Empfindung, die sie in einer Geschwulst fühlte, die sie noch an diesem Orte hatte, als sie mit den Blattern befallen wurde. Sie nahm so gleich ihr Pflaster herunter, und bekam über den ganzen Leib die Blattern, ausgenommen an dem Orte keine, wo das Queckſilberpflaster gelegen hatte. Ohngeachtet man in den Blattern gefährlicher darnieder liegt, wenn man bey der Venusseuche damit befallen wird, so ist doch gewiß, daß diejenigen, welche unter der Kur der Venusseuche, oder bey der Zubereitung zu derselben von den Blattern ergriffen werden, überhaupt

nicht

nicht so krank sind, als die andern. Denn wenn sie recht sind zubereitet worden, so hat man sie gehörig purgirt, ihre Gefäße sind ausgeleeret worden, ihr Blut hat von vielen Trinken mehr Flüßigkeit erhalten, und ihre Zasern sind von den Bädern weicher geworden. Sie sind nicht erhitzt noch ermüdet worden, so lange sie in der Zubereitung gestanden haben, und sind zu rechter Zeit zu Bette gegangen. In diesen Umständen haben sie die Blattern gehabt, als wenn sie wären eingepfropft worden, da die Zubereitung der Hauptvortheil von der Einpfropfung ist.

Wer bey der Kur der Venusseuche die Blattern bekömmt, der ist nicht in der Ungewißheit, worinnen sich die andern befinden, nämlich ob sie solche jemals gehabt haben; und sie sind zu der Zeit, da die Feuchtigkeit reift, welche die Blattern hervor gebracht, gewiß versichert, daß sie solche wirklich gehabt haben, weil sie solche natürlich gehabt haben.

Bekömmt man die Blattern, da man die Venusseuche hat, ohne etwas oder wenig darwider gebraucht zu haben, so ist man in größerer Gefahr, als wenn man die Blattern nur allein hat, weil die Venusseuche eine gefährliche Verbindung mit denselben ist.

Das 32. Kapitel.

Von der Kur der Venusseuche durch Räuchern.

Die meisten Schriftsteller, welche von der Kur der venerischen Krankheiten geschrieben haben, führen Bemerkungen von Venusseuchen an, die durch Räuchern sind kurirt worden, da sie durch Einreiben und andern Gebrauch des Queckſilbers nicht haben können gehoben werden. Sie erzehlen aber auch Bemerkungen von Nachtheilen, welche durch das Räuchern sind verursacht worden. Ich muß

aber

aber auch dieses darbey gedenken, daß die Dinge, deren man sich sonst zu dieser Räucherung bediente, sehr gefährlich waren, man nahm fressenden Sublimat oder Präcipitat, oder Rauschgelb, oder Auripigment dazu. Es ist kein Wunder, daß die Räucherung, die mit solchen Dingen geschah, Schaden angerichtet hat.

Man muß sich vielmehr zur Kur der venerischen Krankheiten durch das Räuchern des Zinnobers, das ist, des mit Schwefel verbundenen Queckſilbers bedienen. Man kann andere Sachen damit vermengen, z. E. Agtstein, und Räucherkerzgen daraus machen, wie man z. E. wenn man die Queckſilberſalbe macht, auch noch andere Sachen dazu nimmt, als Fett. Allein die einfachste Art ist die allerbeste. Das Queckſilber kurirt, und daher ist auch der Zinnober oder der mit Feuer gemachte Mohr hinlänglich.

Die Räucherung erweckt sehr viel Schweiß. Es ist diese Methode für diejenigen sehr gut, welche die Venusseuche als Finnen haben, und wo die Schweiße gesund sind. Die venerischen Blattern und die Warzen vergehen durch dieses Mittel sehr geschwind. Allein diese Methode ist für diejenigen nicht zuträglich, welche nicht leicht schwitzen, und die eine trockne Venusseuche haben, und die die Knochen und Nerven angreift. Für diese hier ist das Einreiben besser.

Für den Tripper und weißen Fluß ist das Räuchern dem Einreiben vorzuziehen. Hippokrat empfielt in seiner Abhandlung von den Frauenzimmerkrankheiten das Räuchern, um den weißen Fluß dadurch zu kuriren. Rührt der weiße Fluß nicht von einem venerischen Uebel her, so braucht man keine mercurialische Räucherung zu ihrer Kur.

Man muß die Kranken zu der Kur vorbereiten, bey welchen man die Räucherung anbringen will, und zwar bey nahe eben so, wie man diejenigen vorbereiten muß,

denen

denen man das Queckſilber einreibet, und es müſſen ſich dieſe Kranken auch eben ſo verhalten. Der Caffee iſt beyden ſchädlich, und dieſes auch noch lange Zeit darnach, weil er das Geblüte zu ſehr erregt, die Nerven reizt, u. ſ. w.

Wenn man räuchern will, ſo läßt man den Kranken auf einen Stuhl oder auf einen hohen und durchbohrten Seſſel ohne Rücklehne ſetzen, und der Kranke muß auch die Beine in der Höhe haben, er muß darauf nackend und ohne Hemde ſitzen, und mit einem Bettuch bedeckt ſeyn, worinnen oben eine Oefnung iſt. Unter den Kranken ſetzt man eine Kohlpfanne, worinnen heiße Aſche und etwas wenig glühende Kohlen ſind. Hernach wirft man anderthalb oder zwey Quentgen Zinnober oder über Feuer gemachten Mohr hinein. Ohngefehr eine Viertelſtunde darauf wirft man zum andern mal ſo viel darauf, und endlich zum dritten male.

Hernach legt ſich der Kranke in ein warmes Bette, und wickelt ſich in das Tuch ein. Anderthalb oder zwo Stunden darauf nimmt er eine warme Brühe, und bleibt eine Stunde lang zugedeckt liegen. Hierauf zieht er weiße Wäſche an, und kann ſich anziehen, ja ſo gar ausgehen. Man wiederholet dieſes vier, fünf, ſechs und ſieben mal, und nimmt allemal eben das Tuch.

Herr Marteau, ein Arzt von der Facultät, der ſich beſonders auf die Kur der Venusſeuche gelegt hat, hat mir geſagt, daß er über Feuer verſchiedene Tage lang rohes Queckſilber in einer Stube abrauchen laſſen, wo ſich eine Thürhüterin befand, die veneriſche Geſchwüre hatte, und dieſe Frau wurde dadurch vollkommen geheilet.

Das Queckſilber ſteigt bis zu einer gewiſſen Höhe, die mit der Wärme in einem Verhältniß ſteht, welche ſolches in ſo kleine Theile zertheilt, daß ſie auch alsdenn noch lange

Zeit

Zeit in der Luft schweben können, wenn das Queckſilber kalt geworden iſt, da es noch anderthalb Stunde nach der gänzlichen Verrauchung deſſelben das Silber oder Gold, wenn es an den Ort gelegt wird, wo es iſt verraucht worden, das eine weiß, und das andere ſchwarz macht.

Die Künſtler, Goldſchmiede, Vergolder, Spiegelmacher und dergleichen, ſind zum Zittern geneigt, weil ſie einem viel heißern Queckſilber ausgeſetzt ſind, als zur Heilung der Krankheiten nöthig iſt, weil ſie öfters ein Queckſilber nehmen, darunter Bley iſt, und ſich dieſe Leute nicht in acht nehmen, ſondern ſich ohne Vorſicht dem Winde ausſetzen, auch ſo gar, wenn es kalt iſt. Ich habe von dieſen Leuten gelernet, bey welchen ich dieſerhalb mich zu erkundigen geſucht habe, daß ſie den veneriſchen Krankheiten nicht unterworfen ſind.

Das 33. Kapitel.

Von der Queckſilberſalbe.

Wenn man die Queckſilberſalbe machen will, ſo nimmt man Schweineſchmeer und Queckſilber zu gleichen Theilen. Reibt ſie mit einander ſo lange, bis das Queckſilber nicht mehr zu ſehen iſt. Man nennt dieſes getödtetes Queckſilber.

Um das Queckſilber leichter zu tödten, muß man alte Queckſilberſalbe nehmen, ohngefehr den fünften Theil ſo viel, als man Salbe machen will. Man gießt nach und nach das Queckſilber über dieſe alte Salbe, und reibt es ſo lange, bis es getödtet iſt. Hernach thut man das neue Schmeer hinein, und wenn es beliebig, etwas Citronenöl. Man miſcht alles wohl unter einander, indem man es eben ſo reibt. Dieſe Weiſe die Queckſilberſalbe zu machen, iſt

lange

lange Zeit ein Geheimniß gewesen, und man macht noch etwas besonderes daraus.

Damit die Queckſilberſalbe nicht zu ölicht iſt, und eine beſſere Conſiſtenz hat, ſo muß man ſtarkes Schmeer wählen. Das Schmeer von dem Saumänngen iſt gemeiniglich das ſtärkſte und weißeſte. Man ſchneidet es in kleine Stückgen, und weicht es im Sommer 24 Stunden, im Winter aber 48 Stunden in Waſſer ein, klaubt die Fäden und Haut heraus, und gießt das Waſſer oft aus. Hernach läßt man es im Marienbad ſchmelzen. Wenn es geſchmelzt iſt, ſo drückt man es durch, und läßt es im Durchdrücken in kaltes Waſſer fallen, wo es geliefert. Hernach rafft man es zuſammen, und läßt es abtropfen, um alles Waſſer davon abzuſondern. Und will man das Schmeer ſtärker haben, ſo darf man nur etwas weiß Wachs oder Unſchlitt hinein werfen, wenn es geſchmolzen iſt.

Man bediente ſich ſonſt verſchiedener Mittel, um das Queckſilber zu tödten, ehe man es mit dem Schmeer vermengte. Man nahm Terpentin, Lorbeeröl und dergleichen. Die Alten wählten überhaupt hitzige Sachen, um das Queckſilber zu tödten, weil ſie es für kalt hielten. Man muß ſich, ſo viel möglich iſt, der Dinge enthalten, die einen Geruch haben, wenn man eine Queckſilberſalbe zum Einreiben machen will, denn wenn ſie einen Geruch hat, ſo wird der Kranke dadurch ſehr beſchwert, weil faſt ſein ganzer Leib dadurch bedecket, und er warm im Bette iſt.

Einige machen die Queckſilberſalbe mit Cacaobutter, indem ſie das Queckſilber mit Cacaobutter reiben, wie man es mit Schweineſchmeer reibt, um die ordentliche Queckſilberſalbe zu machen, oder vielmehr, man thut zu dem Schmeer Cacaobutter.

Das Vnguentum martiatum tödtet auch das Queckſilber ſehr gut. Man bedienet ſich deſſelben in gewiſſen Geſchwulſten der Gelenke. Man kann auch die Pappelſalbe nehmen, um das Queckſilber zu tödten, wenn man es bey Gichtflüſſen braucht.

Um den Krebs, die krebshaften Geſchwülſte, und gewiſſe Geſchwüre zu heilen, die von der Venusſeuche herkommen, iſt das Queckſilber, welches mit Terpentin allein zu einer Salbe gemacht wird, beſſer, als diejenige, welche mit Fett gemacht wird.

Die Chineſer machen eine Queckſilberſalbe für die Venusſeuche von Queckſilber und tan fan, von jedem viertehalb Gran. Sie reiben ſo lange, bis in der Miſchung, wie ſie ſagen, kein Stern mehr erſcheint. Sie reiben es hernach nochmals mit ein wenig Speichel und Oel, um alles recht unter einander zu bringen. Der Ueberſetzer erklärt dieſe chineſiſchen Worte tan fan durch das Franzöſiſche alun bleu, blauer Alaun.

Setzt den Kranken, ſpricht der chineſiſche Verfaſſer an einen recht verſchloſſenen Ort, und der ſo gar mit Vorhängen verhängt iſt. Thut von dieſer Vermiſchung auf die Mitte der Fußſohle, und reibt mit der flachen Hand den Ort lange Zeit, thut nochmals von dieſem Gemengſel darauf, und reibt es nochmals ein. Wenn es alle iſt, ſo laßt den Kranken niederlegen, wenn er ſchwitzt, geifert und ſtinkenden Unrath von ſich giebt, ſo wirkt das Mittel gut. Man muß damit drey Tage nach einander anhalten, und die Doſin nach Befinden der Umſtände bald vermindern, und bald vermehren.

Das 34. Kapitel.

Von dem mineralischen Mohr.

Der mineralische Mohr besteht aus Queckſilber und mineraliſchem Schwefel, die unter einander gemenget, eine ſchwarze Materie ausmachen, die man wegen dieſer Farbe Mohr nennt.

Wenn der mineraliſche Mohr ſoll gemacht werden, ſo laßt in einem nicht verglaſurten irdenen Gefäße, und das einen großen und platten Boden hat, den Schwefel zerſchmelzen. In den zerſchmolzenen Schwefel laßt eben ſo viel Queckſilber hinein fallen, indem ihr ſolches durch ein Gemsleder drückt, und dieſe Zeit über rührt die Materie mit einem eiſernen Spatel ſo lange herum, bis kein Queckſilberkügelgen mehr zum Vorſchein kömmt.

Man muß bey dieſer Arbeit nicht die Naſe darüber halten, ſondern ſo lange, als man damit zubringt, den Kopf davon wegdrehen, wenn man den Schwefel geſchmolzen hat; um den mineraliſchen Mohr zu machen, ſo muß man ein hinlängliches Feuer unterhalten, damit es im Fluß bleibt, doch muß es nicht ſo ſtark ſeyn, damit es ſich nicht entzündet. Sollte ſich dieſes zutragen, ſo kann man ihm leicht abhelfen, wenn man das Gefäße mit einem feuchten Tuche zudeckt, oder auch auf andere Art.

Es muß aber der Boden des Gefäßes platt ſeyn, damit die Queckſilberkügelgen unten nicht auf einen Fleck zuſammen laufen. Nimmt man von den irdenen Töpfen dazu, die man Camions nennt, ſo muß man ſie vorher erſt noch einmal brennen laſſen. Siehe den erſten Band, 17. Seite von den Gefäßen nach.

Man muß das Queckſilber auf keine andere Art hinein thun, als daß man es in Geſtalt eines Regens herab

fallen

fallen läßt, damit es sich mit dem Schwefel desto besser vermischt.

Die Materie muß man kalt werden lassen, und von dem Gefäße herunter machen, hernach zu einem zarten Pulver zerreiben.

Einige zünden das Gemengsel des Queckſilbers und Schwefels an, allein auf solche Art ist man von der Menge des Schwefels, welcher in der übrig gebliebenen Masse noch ist, nicht gewiß versichert.

Thut man dieses, um dadurch eine genauere Verbindung des Queckſilbers mit dem Schwefel zu bewirken, so wird man hierinnen besser fahren, wenn man dieses Gemengsel in bedeckten Gefäßen auf einem gelinden Feuer stehen läßt, welches eine Art von Digestion seyn wird, und das nicht so stark seyn muß, damit weder das Queckſilber noch der Schwefel verfliegt. Zündet man es deswegen an, damit der überflüßige Schwefel verbrennt, so ist es ja weit besser, daß man nicht mehr Schwefel dazu nimmt als nöthig ist. Gleiche Theile von Schwefel und Queckſilber sind dazu in gehöriger Proportion.

Es giebt auch einen Mohr, der ohne Feuer durch das bloße Reiben gemacht wird. Harris, ein englischer Arzt, hat den Mohr zuerst ohne Feuer gemacht. Er beschreibt die Bereitung desselben in seiner Abhandlung de morbis acutis infantum, und Herr Hequet war der erste, welcher diese Bereitung billigte, weil sie ohne Feuer geschah. Man reibt in einem marmornen oder gläsernen Mörser einen Theil Schwefelblumen, und zwey Theile lebendiges Queckſilber. Das Queckſilber wird dadurch getödtet, und entsteht dadurch ein Mohr, der schwarzbraun sieht.

Einige nehmen zur Zubereitung des ohne Feuer gemachten Mohrs drey Theile Schwefelblumen, und vier

Theile Queckſilber. Andere wollen ihn gar mit vier Theilen Queckſilber und einem Theile Schwefelblumen bereitet haben. Sie halten es für überflüßig, mehr Schwefel dazu zu nehmen, weil man nicht mehr als einen Fünftheil Schwefel braucht, das Queckſilber zu tödten: Allein wenn man hierbey blos dieſe Abſicht hat, ſo thut man beſſer, man giebt das Queckſilber mit Zucker oder in einer Conſerve. Der Schwefel in dem mineraliſchen Mohr dient nicht blos das Queckſilber zu tödten; er beſitzt Tugenden, die ihn nützlich machen, um die Wirkungen des Queckſilbers zu unterſtützen und zu vermehren. Der Schwefel iſt ſehr gut für die Krankheiten der Haut, und es rührt überhaupt von dem Schwefel her, daß der Mohr die Eigenſchaft beſitzt, durch die Schweißlöcher der Haut auszutreiben. Siehe das Kapitel von dem Schwefel.

Der ohne Feuer bereitete Mohr decomponirt ſich zum öfterſten in dem Magen und Gedärmen. Das Queckſilber ſondert ſich daſelbſt von dem Schwefel ab, mit welchem er durch das Reiben nur ſchwach verbunden iſt. Wenn man den ohne Feuer gemachten Mohr in eine Latwerge gethan hat, ſo ſieht man zuweilen das lebendige Queckſilber aus der Compoſition heraus laufen, indem man es mit dem Syrup vermengt. Und es iſt der Arzt auf ſolche Art in ſeiner Hoffnung betrogen, welcher den Mohr in der Latwerge zu nehmen verordnet hat. Es wird ſich aber dieſes nicht ereignen, wenn man den mit Feuer gemachten Mohr, und wo die Maſſe geſchmolzen hat, nimmt.

Man darf nicht glauben, daß der ohne Feuer bereitete Mohr dem mit Feuer gemachten wirklich vorzuziehen ſey. Aus was für Grunde bildet man ſich ein, daß dieſes Element bey Zuſammenſetzung der Arztneyen ſchädlich ſeyn ſoll, da es die Natur als ein nothwendiges Werkzeug gebraucht,

die

die Nahrung und den Wachsthum aller Sachen zu bewirken? Was würde aus allen Früchten des Erdbodens werden, wenn keine Sonne wäre?

In dem mit Feuer gemachten Mohr ist das Queckſilber inniger mit dem Schwefel verbunden, als in dem ohne Feuer gemachten Mohr. Der mit Feuer bereitete mineraliſche Mohr macht das Gold niemals weiß, wenn es damit gerieben wird; da hingegen der ohne Feuer gemachte Mohr, wenn auch gleich das Verhältniß zwiſchen dem Schwefel und dem Queckſilber einander gleich iſt, das Gold allemal weiß macht.

Man muß ſich nicht wundern, daß die Aerzte keine merkliche Wirkung von dem Mohr bemerken, wenn ſie ihn gebrauchen, weil man jetzt keinen andern als ohne Feuer bereiteten Mohr braucht, ſo daß man ſagen kann, der mineraliſche Mohr iſt ein in der Arztneykunſt abgekommenes Mittel. Und gleichwohl iſt dieſes Mittel von großem Nutzen in denjenigen Krankheiten, wo man nöthig findet, die Lymphe zu verbeſſern, indem man ſie verdünnet, und durch die Ausdünſtung austreibt. Daher bedienet man ſich deſſelben, die Geſchwülſte, die Kröpfe, die Gichtflüſſe, die Lähmung, die fallende Sucht damit zu heilen, und die Würmer zu tödten. Er iſt durchgängig bey den Krankheiten der Haut im Gebrauche, dergleichen die Krätze, Raude, der böſe Kopf, Rothlauf und dergleichen ſind.

Einige halten den mineraliſchen Mohr für ein Verwahrungsmittel wider die Blattern. Boerhaave war der Meinung derjenigen, welche glaubten, daß man die Blattern abwenden könnte. Ich habe viele Bemerkungen gehabt, die es beweiſen.

Der mineraliſche Mohr iſt als eine gute Arztney in der Peſt bekannt. Man giebt ihn in dieſer Krankheit

zu vier und zwanzig Granen mit vier und zwanzig Gran schweißtreibenden Spießglas, zween Gran Kampher, und drey Gran Myrrhen unter einander gemengt, auf einmal ein. Die Herren le Moine und Bally, Aerzte der Facultät zu Paris, welche von dem König zur Pestzeit nach Guevaudan geschickt wurden, brauchten den mineralischen Mohr daselbst mit gutem Erfolge, besonders um die Geschwülste zu zertheilen, welche unter den Pestbeulen entstunden, wenn die Schwärung nachließ.

Man kann nicht sagen, wie einige gethan haben, daß der Mohr nicht in das Blut gieng. Ein Beweis ist, daß er dahin geht, weil er zuweilen den Speichelfluß erregt, wenn man ihn sehr lange nach einander braucht, und viel davon auf einmal einnimmt. Es ist wahr, daß er nicht allezeit durch die Milchadern geht, und daß er zuweilen durch die Gedärme aus dem Körper fortgeht, ohne eine Wirkung geäusert zu haben. Der Arzt muß in den Nachtstühlen des Kranken nachsehen lassen, der mineralischen Mohr einnimmt, um zu erfahren, ob nicht auf dem Boden eine schwärzlichte Materie liegt, die von dem mineralischen Mohr herrührt, der nicht in das Geblüte gegangen ist.

Um diesem Unfall abzuhelfen, so muß man den mineralischen Mohr als ein sehr zartes Pulver, wenn man ißt, und sehr wenig auf einmal nehmen, aber öfters, nämlich aller drey Stunden.

Die Dosis des Mohres ist von einem Gran bis auf ein halb Quentgen. Man thut wohl, wenn man mit wenigen anfängt, und alle Tage mehr nimmt.

Man giebt auch den Namen Mohr einer Vermischung des Queckfilbers mit peruvianischen Balsam, und nennt sie peruvianischen Mohr, sie ist gut in der venerischen Lungensucht.

Man

Man nennt auch das Queckſilber, wenn es mit Krebsaugen iſt gerieben worden, weißen Mohr. Es iſt aber eine ſehr uneigentliche Benennung, daß man dieſer Arztney den Namen Mohr giebt, weil eigentlich zu reden, das Queckſilber mit einer Materie vereiniget ſeyn muß, die die Eigenſchaft eines mineraliſchen Schwefels beſitzt, und die dadurch entſtehende Arztney eine ſchwarze Farbe haben muß, wenn ſie ſoll können Mohr genennt werden.

Es kann daher diejenige Arztney, welche aus der Vereinigung des Queckſilbers mit dem rohen Spießglaſe entſteht, mit Recht Mohr genennt werden, weil in dem Spießglaſe ohngefehr die Helfte mineraliſcher Schwefel iſt.

Auch würde man ungereimt verfahren, wenn man den Namen Mohr dem Gemengſel geben wollte, wenn man Queckſilber und den Goldſchwefel des Spießglaſes mit einander vereiniget.

Das 35. Kapitel.

Von dem antimonialiſchen Mohr.

Das Spießglas hält viel Schwefel in ſich, und doch läßt es ſich ſehr ſchwer mit dem Queckſilber vereinigen, das ſich ſo leicht mit dem Schwefel verbindet. Der Schwefel vereinbart ſich auch noch leichter mit dem Spießglaskönig, als mit dem Queckſilber ſelber. Man weiß, daß der Spießglaskönig eines von den ſtärkſten Mitteln iſt, das man anwenden kann, um das Queckſilber aus dem Zinnober heraus zu bringen. Und dieſem Grundſatze zu folge, benimmt man vorher den reguliniſchen Theil dem Spießglaſe, wenn man Spießglaszinnober machen will, damit ſein Schwefel die Freyheit bekömmt, ſich mit dem Queckſilber zu vereinigen.

Ich habe in der Absicht, um das Queckſilber und das Spießglas mit einander zu vereinigen, welches in der Arzneykunſt und Chimie eine Sache von großer Wichtigkeit iſt, verſchiedene Erfahrungen angeſtellet, und nachdem ich verſchiedene ſchwere und weitläuftige Mittel vergebens verſucht habe, die ich hier nicht berühren kann, ſo ſind mir doch andere gelungen, die natürlicher und einfacher waren, und davon ich der Akademie im Jahr 1740 Rechenſchaft gegeben habe.

Ich habe mit dem Queckſiber und rohen Spießglaſe einen Mohr auf die Art gemacht, wie man ihn ordentlich mit dem Queckſilber und mineraliſchen Schwefel macht, und ich habe ihn auf zwo verſchiedene Arten bereitet, wie man den ordentlichen Mohr mit und ohne Feuer bereitet.

Ich habe zween Theile rohes Spießglas und einen Theil lebendiges Queckſilber mit einander reiben laſſen. Das Queckſilber war nach dreyſtündigen Reiben nicht mehr zu ſehen, und ich bekam dadurch ein Pulver, das dem ordentlichen ohne Feuer gemachten Mohr gleich kam.

Als ich ſah, daß mir dieſes von ſtatten gegangen war, ſo bemühte ich mich, eben dieſe Arbeit zu unternehmen, und gleiche Theile Spießglas und Queckſilber mit einander zu reiben, allein ich habe ſie nicht eher mit einander vereinigen können, als bis zwey Tage war gerieben worden.

Da dieſe Arbeiten an ſich ſelber ſehr einfach ſind, ſo hätte man nicht glauben ſollen, daß ſie der Veränderung hätten können unterworfen ſeyn. Allein als ich einſtmals den antimonialiſchen Mohr machen wollte, um Zinnober daraus zu bereiten, habe ich ein Viertelpfund rohes gepülvertes Spießglas, und ein Viertelpfund lebendiges Queckſilber genommen. Ich goß das Queckſilber nicht auf einmal auf das Spießglas, wie ich zeithero allemal gethan

hatte.

hatte. Ich goß es diesesmal unter dem Reiben nach und nach dazu, und ich sah, daß es sich in weniger als fünf Stunden mit einander vereiniget hatte.

Als ich auf solche Art einen antimonialischen Mohr ohne Feuer gemacht hatte, so suchte ich auch einen mit Feuer zu bereiten, welches leichte angeht, wenn man einmal die rechte Weise ausfündig gemacht hat.

Wenn man den Spießglasmohr durch das Feuer machen will, so muß man einen Schmelztiegel über das Feuer setzen, und wenn er warm ist, so streicht man ihn inwendig mit einem Unschlittlicht aus, und deckt ihn so gleich zu. Hernach verstärkt man das Feuer, und wenn der Tiegel glüht, so wirft man gröblicht zerstoßenes Spießglas hinein; man deckt den Tiegel wieder zu, und umlegt ihn wieder mit den Kohlen.

Wenn das Spießglas geschmolzen ist, so nimmt man den Tiegel vom Feuer weg, wirft ein klein Stück Unschlitt hinein, und gießt so viel Queckſilber zu, als man Spießglas eingesetzt hat. Man deckt den Tiegel so gleich wieder zu, und einen Augenblick darauf gießt man diesen geschmolzenen Gemengsel in einen trocknen und etwas gewärmten Mörser.

Wenn die Materie kalt ist, so muß man sie pülvern und auf dem Porphyr reiben. Hernach thut man dieses schwarze Pulver, welches der Spießglasmohr ist, auf einen Teller oder in eine Schüssel, und gießt so lange Weingeist darauf, bis er einen Querfinger hoch über den Mohr geht. Man rührt den Mohr in dem Weingeiste herum, hernach zündet man ihn an, und wenn der Weingeist abgebrannt ist, so läßt man den Mohr in gelinder Wärme trocken werden, hernach gießt man vom neuen Weingeist darüber, und brennt ihn wie den vorigen ab. Endlich thut man dieses zum dritten male.

Es hat seinen guten Nutzen, wenn man Weingeist über dem Spießglasmohr abbrennt, wie man ihn über dem Zinnober abbrennt, um die deutsche Panacee daraus zu machen, die unter dem Namen der anhaltischen Panacee bekannt ist, und davon ich in dem folgenden Kapitel reden werde.

Man muß den Weingeist nicht unter währendem Reiben auf den Spießglasmohr gießen. Man muß den Spießglasmohr mit nichts reiben, man muß ihn blos unter die Latwergen mengen, wenn sie fertig sind.

Der Spießglasmohr geräth nicht allemal, wenn man ihn durch das Feuer bereitet, es erfordert diese Arbeit eine große Genauigkeit. Soll sie gelingen, so muß das geschmolzene Spießglas nicht allzu heiß seyn, wenn man das Queckſilber hinein gießt, und man muß das Queckſilber auch vorher etwas warm machen, und nicht just alles auf einen Fleck des geschmolzenen Spießglases gießen.

Wenn man die Handgriffe bey dieser Arbeit nicht weiß, und man schüttet blos ohne alle Vorsicht das Queckſilber in das geschmolzene Spießglas, so findet man, wenn die Arbeit vollendet ist, einen weißen Staub oben an dem Tiegel und an seinen Deckel hengen. Sammlet man diesen Staub, so giebt er ein sehr weißes und reines fließendes Queckſilber ab.

Herr Habert, erster Apotheker des Königs, hat den Spießglasmohr in den pharmaceutischen Vorlesungen öffentlich gemacht, die er 1749 in den Schulen der Facultät gehalten hat.

Wenn man das Queckſilber aus dem Spießglasmohr wieder heraus bringt, so hat man das reineste Queckſilber, das man nur bekommen kann. Siehe das Kapitel von dem gereinigten Queckſilber nach.

Der

Der Spießglasmohr ist das kräftigste und allgemeineste Mittel in denjenigen Krankheiten, welche von einer Verderbung der Säfte herrühren, besonders in denjenigen, die von einer melancholischen Feuchtigkeit verursacht werden, und geschickt sind Verhärtungen und krebshafte Geschwüre zu verursachen. In diesem Falle läßt man den Spießglasmohr mit Gänserich, Borragen, Ochsenzunge und dergleichen nehmen. Der Spießglasmohr ist auch ein gutes Mittel eingewurzelte scharbockische Zufälle und lange gewährte Gichtflüsse zu heilen, wenn er mit Klettenwurzel, Brunnenkresse, Cardebenedicten und dergleichen gebraucht wird. Man läßt ihn mit mit einer Tisane von Salsaparille, Chinawurzel, Nußschalen und dergleichen für die Kröpfe und venerischen Krankheiten brauchen. Der Spießglasmohr schlägt überhaupt in allen Krankheiten der Haut sehr wohl an, wenn man ihn mit Grindwurzel, Erdrauch, Scabiosen und dergleichen giebt.

Die Aerzte in Schottland brauchen diesen Spießglasmohr sehr häufig in den Krankheiten der Haut, besonders in einer Art von Krätze, die bey einigen dem Aussatz beykam. Dieser Aussatz ist in Schottland sehr gemein, wo man viele gesalzene Fische ißt, und es ist wahrscheinlich, daß auch die Luft dieses Landes viel dazu beyträgt, wie solches in Frankreich in der Provinz Bretagne geschieht. Die Aerzte zu Edinburg bedienen sich auch zu gleicher Zeit des Spießglasmohres äußerlich, wenn sie ihn des bösen Kopfes wegen innerlich nehmen lassen. Sie legen auf den Kopf ein Pflaster, das aus Spießglasmohr und Pech besteht. Der übereinstimmende Ausspruch dieser Aerzte ist für diese Arztney sehr vortheilhaft. Die medicinischen Tagebücher ihrer Edinburgischen Gesellschaft beschreiben,

wie

wie man ihn zur Erhaltung der Gesundheit, und zur Heilung der menschlichen Krankheiten überhaupt, und ihrer Landsleute insbesondere anwenden muß.

Ich will bey dieser Gelegenheit von der Methode Nachricht geben, die mir bey Heilung der bösen Köpfe gelungen ist. Und diese besteht darinnen, daß man ein Pflaster auf den Kopf legt, das ich mit einer Pinte guten weißen Essig bereiten lassen, in welchem man ein Viertelpfund Rockenmehl einweicht. Man setzt alles über das Feuer, und rührt es beständig um, man thut ein Loth gepülverten Grünspan dazu, und läßt es eine Stunde gelinde kochen. Hernach thut man ein Viertelpfund schwarzes Pech und eben so viel Harz, wie auch zwölf Loth burgundisches Pech dazu. Wenn alles geschmolzen ist, so thut man es von dem Feuer hinweg, und wirft so gleich in das Pflaster zwölf Loth fein geriebenen Spießglasmohr hinein. Man rührt alles sehr genau so lange unter einander, bis es völlig kalt ist.

Will man dieses Pflaster frisch erhalten, so muß man es in Leinewand einwickeln, die mit Essig ist naß gemacht worden.

Das Rockenmehl muß sehr fein seyn; das sich an die Wände und Mühlsteine anhängt, schickt sich sehr gut dazu. Das Mehl von Mutterkorn, welches den trocknen Brand verursacht, wenn man es ißt, ist zu diesem Pflaster am besten zu gebrauchen. Kann man kein Rockenmehl haben, so muß man Bohnenmehl nehmen.

Man bedient sich dieses Pflasters auf folgende Weise. Zuerst wäscht man den bösen Kopf mit Kühurin, den man vorher ein wenig wärmet. Hernach legt man das Pflaster darauf, das man drey Tage liegen läßt; dieses Pflaster muß man wider die Haare abnehmen, und so geschwinde abreißen, als man kann. Der Kopf wird wieder mit Kühurin

urin gewaschen, und man legt ein neues Pflaster darauf, das man zwey Tage darauf wieder abreißt, und dieses Abreißen aller zween Tage und Auflegen und Waschen mit Urin dauert so fort, bis der Kopf rein und weiß ist, und die Haare daselbst wieder hervor kommen. Das Pflaster reißt die neu gewachsenen Haare nicht heraus, welches verdient angemerkt zu werden.

Bey dem Ende dieser Kur entstehen zuweilen Blattern auf dem Kopfe, allein sie haben nichts zu bedeuten, und kommen sie zu schwären, so frißt der Eiter nicht unter sich, wie es bey dem bösen Grind geschieht, und das Pflaster zieht auch die Materie dieser einfachen Blattern nicht an sich.

Ich habe bemerkt, daß es zwo Arten vom bösen Grind giebt; der eine besteht in Geschwüren, die einen schwarzen Cirkel haben, und in der Mitten fahl sehen. Und die andere Art vom bösen Grind ist eine weißlichte Rinde, und ich habe diese hier viel leichter als die andere heilen können.

Diese ganze Zeit über muß man den Spießglasmohr innerlich nehmen lassen. Es ist nicht nöthig zu sagen, daß man dem Kranken zuerst Aderlassen und purgiren, und einige Tisanen geben muß, ja man muß damit die ganze Kur hindurch anhalten, ja sie auch noch nach der Heilung eine Zeit lang brauchen. Besonders in der ersten Art des bösen Grindes, wo antiscorbutische Kräuter zu gebrauchen erforderlich ist, vor allen Dingen aber Grindwurzel und Erdrauch, öfteres Purgiren, und eine Beobachtung einer genauen Lebensordnung.

Den Spießglasmohr nimmt man zu einem äuserst feinen Pulver gerieben, man kann ihn mit einem Syrup oder Extract von Erdrauch, Hindläuft, Cardebenedicten, und dergleichen vermischen, um Pillen daraus zu machen.

Die

Die Weise diesen Mohr zu nehmen, ist folgende. Man braucht ihn wenigstens acht Tage, und am längsten vierzig Tage: Des Tages wenigstens einmal, aber nicht mehr als dreymal.

Die Dosis des Spießglasmohres ist von einem bis zwanzig Granen auf einmal zu nehmen, das ist, alle Tage von einem bis auf sechzig Gran.

Man thut wohl, wenn man den Gebrauch desselben mit einem Gran anfängt, und so lange alle Tage mit einem Grane steigt, bis man die Helfte der Zeit erreicht hat, so lange man ihn nehmen zu lassen sich vorgesetzt hat. Hernach giebt man allemal einen Gran weniger, und steigt in eben der Ordnung wieder herunter, wie man hinauf gegangen ist. Das ist, es muß jedesmal Einnehmen um einen Gran stärker seyn, als es dem vorhergehenden Tag war, da man mit dem Gebrauche des Spießglasmohres den Anfang machte. Hingegen muß es um einen Gran schwächer seyn als den vorhergehenden Tag, wenn es damit zu Ende gehet, so daß man mit einem Gran anfängt, und auch mit einem Gran aufhört. Man kann verschiedene Tage die nämliche Dosin nehmen, ehe man die Gabe vermindert.

Dieser Gebrauch des Spießglasmohres muß nach dem verschiedenen Alter und der verschiedenen Stärke der Krankheiten und der Kranken verschieden seyn. Einige nehmen einen Gran davon ein, ohne eine merkliche Wirkung davon zu spüren; andere empfinden von sechs Granen schon eine Bewegung. In diesem letztern Falle muß man die Gabe nicht vermehren, oder ihn für diese hier mit Krebsaugen, Corallen, Perlenmutter, Eisen, Muschelschalen und dergleichen vermischen, die gereiniget und auf dem Porphyr klar gerieben worden. Denn wenn das rohe

Spießglas,

Spießglas, welches sich in dem Spießglasmohr befindet, in den Säften des Körpers eine Säure antrifft, so verursacht es einen Ekel und eine Müdigkeit.

Einige befinden sich besser dabey, wenn sie ihn unter dem Essen nehmen. Gemeiniglich nimmt man ihn gleich vorher ein, ehe man Tisane, oder eine medicinische Brühe genießt.

Er wirkt die allermeisten male durch den Urin und durch die Ausdünstung, selten erregt er einen Stuhlgang, oder wohl auch zu gleicher Zeit einiges Uebelseyn.

Der Spießglasmohr eröfnet die verstopften Drüsen, indem er die Feuchtigkeiten flüßig macht. Daher muß man Acht haben, daß man so laxiret, wie diese Arztney auflöset. Man muß auch hinlänglich laxiren, ehe man mit dem Gebrauch desselben anfängt, und auch einige Zeit darnach, wenn man ihn zu gebrauchen aufgehört hat. Ueberhaupt bekömmt das Laxiren in den Krankheiten, wo der Spießglasmohr nützlich ist.

Hierbey muß man eine vernünftige Lebensart führen, und so wohl wenig als auch besondere Speisen essen. Man muß viel Brod und wenig Fleisch genießen. Das Fleisch muß gut, und nicht gewürzt, und nicht zu sehr gekocht seyn. Die Mehlspeisen, dergleichen Grütze, Reis, Klöße und dergleichen sind, geben die besten Speisen ab. Besonders muß man bey dem Gebrauche des Spießglasmohres saure Dinge vermeiden. Man muß ihn nicht im Wein nehmen.

Man muß die Arztney, welche aus einer Vermischung des Goldschwefels aus dem Spießglase mit dem versüßten Queckſilber entsteht, wenn sie zusammen gerieben werden, nicht für einen Spießglasmohr halten. Ja man muß sie auch nicht unter die Zahl der Mohre setzen, weil eigentlich

zu reden, jede Arztney, die Mohr soll genennt werden, schwarz seyn, und aus einer Materie bestehen muß, die mineralischer Schwefel und mit Queckſilber vereiniget ist. Siehe das vorhergehende Kapitel.

Der chinesische Verfasser redet von einer Arztney, die aus Mohr und Zinnober besteht. Er nennt sie ling cha, welches eine Art des rothen niedergeschlagenen Queckſilbers bedeutet. Setzt, spricht er, auf einen beweglichen Ofen eine neue eiserne Pfanne, bestreicht den Boden der Pfanne mit ein wenig Honig, macht ein gelindes Feuer darunter, thut in diese Pfanne zwo Unzen guten Schwefel, wenn er zergangen ist, so thut ein halb Pfund Queckſilber hinein, rührt es beständig mit einem eisernen Spatel so lange um, bis sich dieses Gemengsel in verschiedene Stücken bildet, die blaulicht aussehen. Sollte der davon aufsteigende Rauch beschwerlich fallen, so könnt ihr diesen, spricht er, dadurch abhelfen, wenn ihr den Mund voll Essig haltet, den ihr von Zeit zu Zeit in Gestalt eines kleinen Regens von euch sprudeln könnt. Fahret mit dem Umrühren so lange fort, bis ihr kein Kügelgen mehr von dem Queckſilber sehet. Alsdenn thut diese Materie von dem Feuer hinweg, reibt sie zu einem feinen Pulver, und thut sie in ein sehr wohl vermachtes Glas, das mit einem Luto verwahret ist, worunter Salz kömmt. Setzt dieses Gefäße in ein anderes, worinnen Wasser ist, das ist, in das Marienbad. Laßt das Wasser so lange kochen, bis zwölf Pfund verraucht sind, alsdenn macht das Gefäße auf. Erblickt ihr auf eurer Materie viele Striche, die so viel vereinigten Nadeln gleich sehen, so ist dieses ein Zeichen, daß eure Arbeit gut gerathen ist.

Das 36. Kapitel.

Von dem Zinnober.

Der Zinnober ist entweder gewachsener oder gemachter, das ist, er ist entweder eine Hervorbringung der Natur, oder ein Werk der Menschen. Die Bereitung des Zinnobers verdient, daß man eine besondere Aufmerksamkeit darauf richtet. Es ist eine bewundernswürdige Sache, daß die Kunst die Natur so vollkommen nachahmen kann, als bey dieser Arbeit geschieht, die so schön ist. Die künstliche Verfertigung des Schwefels, des Vitriols und dergleichen sind dem natürlichen so gleich, daß gar kein Unterschied zwischen ihnen ist. Es ist dieses einer von den stärksten Beweisen, deren sich diejenigen zu ihrem Vortheil bedienen, welche glauben, daß man der Natur nachahmen und Gold machen könne.

Um die Schriften der Alten zu verstehen, muß man wissen, daß man den Zinnober sonst auch Drachenblut nannte.

Die Bereitung und Zerstörung des Zinnobers beweisen zur Gnüge, daß er aus Schwefel und Zinnober besteht, die mit einander sublimirt sind.

Wenn man Zinnober machen will, so muß man erst einen Mohr machen; man kann hierzu den ohne Feuer, das ist, durch bloses Reiben gemachten Mohr nehmen. Es ist aber besser, wenn man den durch das Feuer gemachten Mohr dazu nimmt, und er muß auch besonders dazu gemacht werden, weil man nicht so viel Schwefel nehmen muß, wenn man Zinnober machen will, als zu dem ordentlichen Mohr.

Wenn man Zinnober machen will, so muß man drey Unzen Schwefelblumen schmelzen lassen, und ein Pfund

Queckſilber in Geſtalt eines Regens hinein fallen laſſen, indem man es durch ein Gemſenleder drückt, und beſtändig mit einem eiſernen Spatel umrührt.

Wenn dieſes Gemengſel kalt iſt, ſo verwandelt man es in ein feines Pulver, und ſetzt es in einem Sublimirgefäße über ein großes Feuer, es wird dadurch oben eine ſchwarze Haut entſtehen, die man abnehmen und wegwerfen muß. Unter derſelben wird man eine Art von Zinnober finden, den man pülvern und hernach in einem Sublimirgefäße über ein Feuer ſetzen muß, das gleich anfänglich ſehr ſtark iſt; es wird ſo gleich ein ſchöner Zinnober entſtehen. Iſt der Zinnober nicht ſchön, nicht ſpießig, nicht roth genug, ſo muß man ihn rectificiren, indem man ihn noch einmal ſublimirt.

Es geräth dieſe Arbeit gemeiniglich deswegen nicht, weil man zu viel Schwefel dazu nimmt. Einige nehmen gar nur einen Theil Schwefel zu ſechs Theilen Queckſilber. Um einen recht vollkommenen Zinnober zu erhalten, muß man ſtatt des Schwefels Schwefelblumen nehmen. Man ſieht, daß bey der Sublimation der Schwefelblumen eine gröblichte Materie zurück bleibt, welche den Zinnober verderben kann, wenn man bey deren Verfertigung den Schwefel, und nicht ſeine Blumen nimmt, die auch außerdem nicht theurer ſind.

Wenn man den Mohr zu einem Zinnober ſublimirt, ſo muß es in verſchloſſenen Gefäßen geſchehen, denn ſonſt wird er ſich nicht ſublimiren, das Feuer wird ihn ergreifen, und das Queckſilber wird verfliegen.

Es iſt nöthig, daß die Aerzte und Apotheker wiſſen, daß man den Zinnober mit Mennige verfälſcht, eine Sache, die den Mahlern Vortheil ſchaffen kann, allein für die Kranken iſt ſie außerordentlich gefährlich. Man muß den

Zinnober

Zinnober niemals als Pulver kaufen, man muß ihn in Stücken kaufen, die recht spießig sind.

Einige halten mehr auf den gewachsenen als auf den gemachten Zinnober, weil sie die Werke der Natur den Werken der Kunst vorziehen. Andere hingegen glauben, daß sie besser thun, wenn sie gemachten als gewachsenen brauchen, weil der gewachsene Zinnober, sagen sie, Arsenik in sich halten kann. Allein diese Besorgniß gilt von dem Schwefel so gut, als von dem Zinnober; man müßte auf solche Art keinen gewachsenen Schwefel nehmen, sondern allen Schwefel zum innerlichen Gebrauch selber machen.

Weder die medicinische Erfahrung, noch die Chimie haben jemals gezeigt, daß Arsenik in dem gewachsenen Zinnober sey. Ich weiß keinen Schriftsteller, welcher spricht, daß er eine schlimme Wirkung von dem Zinnober erfahren hätte. Es sagen nur einige, daß er darinnen möglicher Weise seyn könnte. Man wirft leicht, und zuweilen ohne Ursache, einen Verdacht auf die Mineralien, daß sie Arsenik bey sich führen. Allein man kann nicht argwohnen, daß der gewachsene und gereinigte Zinnober Arsenik bey sich habe, weil bekannt ist, daß der Arsenik im Wasser zergeht, und folglich ist kein Arsenik in dem präparirten Zinnober, weil man ihn durch Wasser reiniget.

Das 37. Kapitel.

Von dem präparirten oder gereinigten Zinnober.

Wenn man gewachsenen Zinnober reinigen will, so muß man für allen Dingen recht schweren und recht rothen aussuchen, der weder Erde noch Stein in sich hat. Man klaubt auch noch im Zerschlagen alles Unreine ab, man stößt ihn zu Pulver, und kocht ihn im Wasser, das man sieben

bis acht mal frisch zugießt, wie man es bey dem gewaschenen Schwefel macht.

Hernach läßt man diesen Zinnober in einer heißen Stube oder in einem Backofen trocknen, und wenn er auf dem Steine gerieben ist, so läßt man einige Tropfen Weingeist hinein fallen, und brennt stark rectificirten Weingeist darüber ab, und denn heißt er gewachsener Zinnober, der gereinigt ist.

Einige reinigen den Zinnober auf solche Art, daß sie ihn in einem Mörser mit Wasser reiben, und das Wasser abgießen. Sie gießen wieder Wasser auf den Zinnober, der noch in dem Mörser ist, und reiben ihn, hernach gießen sie das Wasser wieder ab, wie das erste. Und damit fahren sie so lange fort, als noch Zinnober zu reiben ist. Wenn diese Wasser sich gesetzt haben, so gießt man sie ab, nachdem der Zinnober nieder gefallen ist, welches der feinste ist, den man haben kann, und der in diesem Stande sehr geschickt ist in das Geblüte zu gehen.

Einige schlemmen den Zinnober, wie man die Erzte schlemmt, um ihn zu reinigen. Das Wasser nimmt die Erde und den Sand mit. Der Zinnober, der schwerer ist, bleibt zurück, allein es geht viel Zinnober verlohren, wenn man ihn wie die Erzte schlemmt. Wenn man Erzte schlemmt, so pflegt man bis in den dritten Behälter die Erde nochmals zu schlemmen, weil sich noch Erzt darinnen befindet. Das Wasser führt allemal mehr oder weniger davon weg, und zuweilen bis auf eine halbe Meile. Die Flüsse, welche Gold führen, sind gleichfalls hiervon ein sehr gewisser Beweis.

Man könnte auch noch auf eine andere Art den Zinnober reinigen, wenn man auf den gepülverten Zinnober Scheidewasser göß, welcher die metallischen, irdenen und

steinigten

steinigten Theile auflösen, und den Zinnober fast nichts anhaben würde, weil die Säure des Salpeters den Zinnober wenig oder gar nicht angreift. Man müßte hernach den Zinnober öfters schlemmen. Ich rathe diese Weise den Zinnober zu reinigen nicht an, die auch außerdem nicht vortheilhaft ist, weil der Salpetergeist trotz dem Schwefel von dem Zinnober auflöst, so wie das Königswasser in dem Spießglase den reguliniſchen Theil trotz dem Schwefel auflöst.

Man könnte den Zinnober schmelzen, um ihn reine zu bekommen, und das irdene und steinigte davon zu bringen. Allein er müßte, um ihn auf solche Art recht zu reinigen, vollkommen schmelzen, und das Feuer, das man dazu anwenden müßte, würde ihn sublimiren. Ich halte davor, daß dieses keine gute Weise ist, den gewachsenen Zinnober zu reinigen, wenn man ihn sublimirte. Die Chineser wollen auch nicht, daß man den gewachsenen Zinnober sublimiren soll, um ihn zu reinigen. Sie glauben auch, daß das Feuer die natürlichen Eigenschaften des Zinnobers verderbt.

Einige chinesische Aerzte thun den gewachsenen Zinnober, um ihn zu reinigen, in einen Sack von Kiwen, welches ein dünner seidener Stoff ist. Sie machen eine Lauge von Heidekorn. In dieser Lauge lassen sie den Zinnobersack kochen, und nach Verlauf einiger Zeit nehmen sie ihn heraus, hernach wässern sie ihn in Flußwasser ein, schlemmen ihn, lassen ihn trocknen, und pülvern ihn zum Gebrauche.

Der Zinnober ist schmerzstillend, eine Kopfarztney und schweißtreibend. Er ist gut in den Krankheiten, wo die Nerven leiden, z. E. in der fallenden Sucht. Man giebt ihn allein oder mit andern Arztneyen vermengt, welche

auch die Eigenschaft besitzen, daß sie besänftigen, z. E. mit Agtstein, Bibergeil, orientalischen Safran. Man vermischt ihn mit dem schweißtreibenden Spießglase, mit dem Kellereselpulver, und mit dem Erdrauchextract in den Krankheiten der Haut.

Der Zinnober kömmt unter das krampflindernde Pulver, unter das niederschlagende Pulver, unter das absorbirende Pulver, und unter das zellische Pulver.

Es ist in Deutschland eine Kopfarzney unter dem Namen der anhaltischen Panacee in großen Ruf, daraus man ein Geheimniß macht. Es ist mir gesagt worden, daß sie aus gewachsenen Zinnober besteht, der zu feinem Pulver gerieben und in Wasser gekocht worden, das man sieben mal vom neuen zugießt. Hernach trocknet man dieses Pulver, und brennt rectificirten Weingeist darüber ab. Einige haben die böse Gewohnheit, diese Panacee an statt des Präcipitats per se zu geben.

Man muß den Zinnober anfänglich in kleinen Gaben nehmen lassen, bey jeder Gabe mit einem Gran steigen, und alle Tage verschiedene male brauchen lassen. Man giebt ihn von einem Gran bis zu einem halben Quentgen.

Man muß den gereinigten Zinnober brauchen, und ihn, so viel möglich, mit den Speisen nehmen lassen, damit er durch die Milchadern in das Geblüte geht, weil er mit den Excrementen aus dem Körper fortzugehen pflegt; und in diesem Falle geht er ohne Wirkung weg. Es muß daher der Arzt in den Napf des Nachtstuhls bey dem Kranken nachsehen lassen, um zu erfahren, ob man nicht rothes Pulver oder eine röthlichte Materie darinnen sieht, welches der Zinnober seyn würde.

Der chinesische Schriftsteller, den ich schon oft angezogen habe, spricht: Man liest in einigen Schriften von

der

der Weise den Zinnober zu präpariren, und von den wunderbaren Wirkungen seines anhaltenden Gebrauches folgendes. Nehmet ein Pfund guten Zinnober, macht ihn zu Pulver, schlagt ihn durch ein Sieb, und macht mit guten Wein einen Teig daraus, den ihr in einer kupfernen Schüssel an einem erhabenen Orte zu trocknen hinsetzt ... wenn er trocken ist, so weicht ihn vom neuen in Wein ein; setzt ihn eine Weile im Wind, aber in Schatten, und wenn ihr ihn wieder wegnehmet, so thut ihn gleich in drey Chopinen Wein, und laßt ihn drey hundert Tage darinnen. Alsdenn wird er eine Purpurfarbe haben, macht Pillen von der Größe einer kleinen Erbse daraus, begebt euch in ein ruhiges Zimmer, und nehmet alle Morgen drey von diesen Pillen ein. Zu Ende eines Monats werdet ihr von allen Arten der Würmer befreyet, in sechs Monaten werdet ihr an allen andern Krankheiten kurirt seyn, in einem Jahre werden die Haare und der Bart, wenn sie ganz grau gewesen sind, wieder schwarz werden, und in drey Jahren werdet ihr ein ganz geistiger Mensch werden.

Ich habe dieses abergläubische Verfahren nicht erzehlt, um den Verfasser, den ich anziehe, lächerlich zu machen. Er erzehlt es aus einem andern. Und man kann von der Einsicht unsers Verfassers aus demjenigen schließen, was er hinzu setzt, nachdem er die verschiedenen Meinungen der chinesischen Aerzte von dem Zinnober erzehlet hat; „man „kann hieraus schließen, spricht er, daß die Temperamente „nicht allemal überein sind, daß es mehr verschiedene Krank„heiten als verschiedene Temperamente giebt, daß einerley „Krankheit nicht allemal einerley Ursache hat, und daß „es einem geschickten und klugen Arzte zukomme, alles „dieses aus dem Puls und andern Anzeigen genau zu un„tersuchen, um hernach klug zu verfahren, und nicht das

„zu einer Regel zu machen, was zuweilen geschieht, sondern „man muß in diesem Stücke ein wirklicher Arzt seyn".

Die Chineser sehen ein, daß man den Gebrauch des Zinnobers vom Kleinen anfangen und immer unvermerkt mehr geben muß.

Der chinesische Schriftsteller spricht, daß der Zinnober, wenn man ihn in Honigwasser nimmt, ehe die Blattern heraus kommen, verursacht, daß derjenige, der viele würde bekommen haben, wenige bekömmt, und derjenige, der wenige würde bekommen haben, gar keine bekömmt. Die Eigenschaften des Zinnobers und des Mohres sind bey nahe einerley. Ich habe in dem Kapitel von dem Mohr die Meinungen derjenigen erzehlet, welche mit dem Boerhave glauben, daß man sich für den Blattern verwahren könne, auch habe ich die Meinungen derjenigen angeführt, welche glauben, daß der Mohr diese Eigenschaft hat.

Der Zinnober macht bey der Kur der Blattern einen Theil meiner Arztneyen aus. Ich lasse des Abends gereinigten Zinnober nehmen, welcher die Tugend besitzt zu besänftigen, ohne die Verrichtungen des Körpers aufzuheben, wie die narkotischen Dinge thun.

Der chinesische Schriftsteller preiset im Magenweh Zinnober und gebrannte Alaune, von einem so viel als von dem andern, in warmer Brühe zu nehmen an. In Europa kennen wir den Gebrauch des Alauns in Blutstürzungen und bey gewissen Fiebern. Allein er muß zu diesem Endzweck nicht gebrannt seyn.

Eben dieser Schriftsteller räth ein Quentgen Zinnober mit eben so viel Muschelpulver zu nehmen an, wenn man Blut speyt und bricht. Ich glaube, daß der Zinnober hier überhaupt als ein stillendes Mittel wirkt. Ich habe diese Stelle des chinesischen Schriftstellers um so viel aufmerksamer

merksamer gelesen, da ich gefunden habe, daß der Zinnober mit Alaune vermischt, und nach der Vorschrift des Herrn Helvetius gegeben, ein vortrefflich Mittel in Blutstürzungen ist. Allein ich lasse den Zinnober nicht in so großer Menge nehmen, als der chinesische Schriftsteller thut. Ich lasse in 24 Stunden nicht mehr als einen Scrupel, und dieses auch nur in heftigen Bluten nehmen, nämlich Tag und Nacht aller zwey bis drey Stunden eine Dosin. Alaun mit drey Gran Zinnober, außerdem vermische ich ordentlicher Weise mit jeder Dosi Alaun einen Gran Zinnober.

Der chinesische Arzt spricht, daß der Zinnober ein Verwahrungsmittel zur Zeit der ansteckenden Krankheiten ist. Er preiset in dem Falle an, dreyßig Grane wohl gepülverten und geschlemmten, das ist, gereinigten Zinnober in einem Honigdecocte zu nehmen. Ich habe schon die Bemerkung des Boyle angeführt, welcher spricht, daß diejenigen, welche nicht weit von dem Queckſilberminen wohnen, von der Pest nicht angefallen werden. Der gewachsene Zinnober ist die Minera des Queckſilbers.

Ich habe auch die Meinung verschiedener großer Aerzte erwähnt, welche den mineralischen Mohr in der Pest mit Nutzen gebraucht haben. Der Zinnober ist gleichfalls für ein gutes Mittel in dieser greulichen Krankheit gehalten worden. Die Tugenden des Zinnobers und des Mohres sind bey nahe einerley. Der Zinnober ist beruhigender als der Mohr. Der Mohr befördert mehr die Ausdünstung als der Zinnober. Der Mohr, welcher mehr Schwefel in sich hält als der Zinnober, ist besser in der feuchten Engbrüstigkeit, und in den Krankheiten der Haut. Der Zinnober ist dem Mohr vorzuziehen, wenn es auf das Niederschlagen und Kühlen ankömmt.

Man macht auch einen Zinnober mit dem fressenden Sublimat und dem Spießglase. Siehe das Kapitel von dem Spießglaszinnober.

Das 38. Kapitel.

Von der Wiederauflebung des Queckſilbers aus ſeinem Zinnober.

Das Queckſilber aus ſeinem Zinnober wieder aufleben, heißt das lebendige Queckſilber wieder heraus bringen, welches durch den Schwefel gebunden war, und mit ihm einen harten und rothen Körper ausmachte, den man Zinnober nennt.

Um das Queckſilber aus dem Zinnober zu bringen, muß man ſich einer Materie bedienen, die ſich an den Schwefel hängt, da inzwiſchen das Feuer das Queckſilber davon trennt. Man nimmt gemeiniglich gleiche Theile von geſeiltem Eiſen oder Potaſche, oder man nimmt auch drey Theile lebendigen Kalk und einen Theil Zinnober. Verrichtet man dieſe Arbeit mit dem Spießglaskönig, ſo nimmt man davon einen Theil zu ſechs Theilen Zinnober Man thut alles in eine Retorte, ſetzt ſie ins offene Feuer, das man anfänglich gelinde anmacht, und hernach gradweiſe ſo lange verſtärkt, bis nichts mehr in die Vorlage übergeht, die man an den Schnabel der Retorte befeſtiget hat.

Man braucht die Fugen der Vorlage und der Retorte nicht zu verlutiren. Denn man hat nicht zu befürchten, daß das Queckſilber durch die Fugen verfliegt, weil das in der Vorlage befindliche Waſſer die Dämpfe des Queckſilbers an ſich zieht. Das Queckſilber liebt die Feuchtigkeit. Setzt man ein offenes Gefäße mit Waſſer in die eine Ecke eines Zimmers, und läßt in der andern Ecke des

Zimmers

Zimmers das Queckſilber durch das Feuer abrauchen, ſo zieht das Waſſer die Dämpfe des Queckſilbers in ſich. Man findet es in ſichtbaren Kügelgen in dem Gefäße mit dem Waſſer. Ich habe in dem Kapitel vom Queckſilber eine Erfahrung angeführt, die zwar von dieſer hier verſchieden iſt, aber doch ein Verhältniß damit hat, nämlich die Erfahrung des Herrn Marteau, welcher eine Perſon an den Franzoſen kurirte, die in einem Zimmer wohnte, in welchem er Queckſilber abrauchen ließ.

Ein Drittheil von der Retorte muß leer bleiben, und die Vorlage muß halb voll Waſſer ſeyn, damit ſich das Queckſilber vereiniget, welches aus der Retorte in Dämpfen in die Vorlage geht.

Der Schnabel der Retorte muß etwas von dem Waſſer in der Vorlage entfernt ſeyn. Steckt der Schnabel der Retorte in dem Waſſer der Vorlage, ſo werdet ihr nicht mehr als zehn Unzen lebendiges Queckſilber aus einem Pfunde Zinnober bekommen, da ihr hingegen dreyzehn Unzen erhalten werdet, wenn der Schnabel der Retorte in einer gewiſſen Entfernung von dem Waſſer abſteht. Herr le Breuq hat mir geſagt, daß er vierzehn Unzen Queckſilber aus einem Pfunde Zinnober bekommen, welches beweiſet, daß wenig Schwefel dazu gehört, das Queckſilber in Zinnober zu verwandeln. Und daher wird die Helfte Potaſche oder Eiſenſpäne zu zween Theilen Zinnober hinreichend ſeyn.

Wenn die Arbeit geſchehen iſt, ſo gießt man das Waſſer aus der Vorlage aus, und wäſcht das Queckſilber in vielem Waſſer aus, um es von einer gewiſſen Erde zu befreyen, wenn man Kalk oder Alkali dazu genommen hat. Es nimmt zugleich das Erdpech weg, wenn man Eiſen zu dieſer Arbeit gebraucht hat. Hernach läßt man das Queckſilber

silber trocknen, und es ist so rein, als es möglich ist zu haben, und hat alsdenn weder Wißmuth noch Bley bey sich. Um ein vollkommen reines Queckſilber zu haben, welches die Goldmacher ein beseeltes Queckſilber nennen, muß man das Kapitel von dem gereinigten Queckſilber, und das Kapitel von dem Spießglasmohr nachsehen.

Der Schwefel, welcher mit dem Queckſilber den Zinnober ausmachte, bleibt mit demjenigen, was man zur Wiederbelebung genommen hat, in der Retorte zurück. Ist es Eisen gewesen, so findet man eine Art Eisensafran darinnen. Ist König dazu genommen worden, so ist wieder Spießglas entstanden, und mit Alkali entsteht eine Schwefelleber.

Das 39. Kapitel.

Aufgelöstes Queckſilber, Queckſilberwasser.

Um aufgelöstes Queckſilber zu machen, so thut zusammen in eine Phiole, oder in einen Kolben von Glase Queckſilber und Salpetergeist, und zwar zu gleichen Theilen, wenn die Säure recht stark ist. Ist aber diese Säure schwach, so muß man nach Proportion mehr Salpetersäure als Queckſilber nehmen. Man muß sorgfältig vermeiden, daß man die rothen Dämpfe nicht in sich zieht, die aus dieser Vermischung aufsteigen, so lange das Queckſilber durch den Salpetergeist aufgelöst wird.

Man legt zuweilen das aufgelöste Queckſilber auf gewisse Geschwüre mit Karpeywelgern, und zuweilen verdünnet man sie zu diesem Endzwecke mit Wasser.

Man kann mit einer Unze Queckſilber, die man in ein Zuckerglas oder in eine kleine porcellaine Schüssel thut, eine Pommade machen. Man gießt darauf eine Unze guten Salpetergeist, und setzt eine Unze Baumöl dazu.

Hernach

Hernach setzt man das Gefäße über warme Asche, um das Queckſilber aufzulösen. Es wird aus allen diesen Dingen eine Pommade, die man vielmals in Wasser wäscht. Diese Pommade ist von großer Wirksamkeit in vielen Krankheiten der Haut, so gar in sehr hartnäckigten, dergleichen gewisse Arten von Schwinden sind.

Herr von Solysel giebt in seinem Buche, der vollkommene Stallmeister, die Bereitung eines Arztneymittels an, um die Geschwüre damit zu waschen, worinnen sich wild Fleisch befindet, oder wenn ein heftiges Jucken darinnen ist. Diese Auflösung wird mit einer Unze Salpetergeist und so viel Salzgeist verrichtet, die man in einer Phiole unter einander mengt. Man schüttet eine Unze Queckſilber hinein, man setzt die Phiole über warme Asche oder Sand, und wenn das Queckſilber völlig aufgelöst ist, so thut man einen Gran Opion dazu.

Herr von Solysel läßt das Geschwüre mit der Auflösung auswaschen, und eine gehörige Salbe, so wie es der Zustand des Geschwüres erfordert, darauf legen. Was das Jucken anbetrifft, das sich bey gewissen Geschwüren zu Ende der Heilung eräuget, so läßt er sie aller zween Tage mit dieser Auflösung auswaschen. Hernach läßt er das Pulver von einem alten Strick darauf werfen.

Das Queckſilberwasser wird bereitet, indem man auf das aufgelöste Queckſilber acht mal so viel reines Wasser gießt.

Man gebraucht dieses Queckſilberwasser nur äußerlich. Es sind zwar einige so verwegen, auch zum innerlichen Gebrauch ein Queckſilberwasser zu machen, indem sie eine Unze Queckſilberwasser zum äußerlichen Gebrauch mit zwey Pfund oder einer Pinte guten gemeinen Wasser vermischen, und von diesem zum innerlichen Gebrauch bereiteten Queckſilberwasser

silberwasser von einem halben bis zu einem ganzen Quentgen in einer Tisane nehmen lassen.

Ich habe das Queckſilberwasser niemals innerlich nehmen lassen, und ich erzehle es auch nur hier in der Absicht, um Gelegenheit zu haben, daß ich sagen kann, daß dieser Gebrauch gefährlich sey, und um nicht in den äuserſten Fällen die äuserſten Mittel nach der Lehre des Hippokrates zu unterlassen, welcher die äuserſten Mittel in äuserſten Krankheiten anpreiset.

Die äuserſten Mittel sind an sich gefährlich, daher muß man sie nicht anders als mit Genehmhaltung eines Arztes nehmen, aber nirgends anders als bey einem Apotheker holen lassen. Es ist nicht gewiß, daß man sie bekömmt, wenn man sie von demjenigen nimmt, der sie angerathen hat, weil man alsdenn von demjenigen nicht versichert ist, was man nimmt. Man weiß nur alsdenn gewiß was man nimmt, wenn man es von einer zweyten Person erhält, und solche eine andere verordnet hat. Sonst würde man seine Gesundheit und sein Leben einem Marktschreyer anvertrauen, weil derjenige ein wirklicher Marktschreyer ist, der bey dem Kranken dasjenige thut, was nicht sein Amt ist. Das Verkaufen der Arztneyen gehört für den Apotheker, so wie das Amt sie dem Kranken anzurathen, und ihren Gebrauch zu leiten das Amt eines Arztes ist, und ein Apotheker der Kranken besuchen, und ihnen Verordnungen vorschreiben, mit einem Worte, der einen Arzt vorstellen würde, ist gleichfalls ein Marktschreyer.

Ein gewisser Mensch zu Paris hat damit viel Reichthum und Ansehen erworben, daß er die Tripper mit einem Wasser kurirte, das nichts weiter als ein aufgelöstes Queckſilber war, daß er in Brunnenwasser that. Hernach setzte er es in einer Schüssel lange Zeit in die Luft; endlich goß

er

er dieses Wasser aus einem Napf in dem andern, und zwar vermittelst eines kleinen Stückgen grünen Tuches, daß er in Gestalt eines Trichters auf den Rand der beyden Näpfe legte.

Von diesem Queckſilberwasser ließ er alle Morgen nüchtern einige Tropfen, und eben so viel Abends bey dem Schlafengehen nehmen. Und bey dem Anfange der Kur ließ er überdieß ein ander Wasser einspritzen, dessen Bereitung mir nicht so hinlänglich bekannt ist, daß ich sie hieher setzen könnte. Ich halte es für meine Schuldigkeit hier zu sagen, daß man in Ansehung der Beschaffenheit der Einspritzungen, deren man sich bedienet, besonders bey dem Anfange dieser Krankheit nicht vorsichtig genug seyn kann. Sie müssen zu dieser Zeit nothwendig zu sehr zuziehen, und dadurch die Ausführung des Giftes verhindern, welcher den Tripper verursacht, und er zieht sich dahero in den Schooß, und da er auf solche Art in dem Blute bleibt, so bringt er daselbst die Venusseuche hervor. Allein man muß deswegen nicht, wie heut zu Tage gemeiniglich geschieht, den Gebrauch der Einspritzungen im Anfange des Trippers gänzlich unterlassen. Denn wählt man solche aus, wie sie sich gehören, so sind sie sehr geschickt den Fortgang der Entzündung zu lindern und zu hemmen, deren Folgen fürchterliche Krankheiten der Blase und der Harnröhre sind.

Gemeiniglich läßt man auch bey dem Anfange des Trippers nicht sattsam zur Ader, um diese Entzündung zu mindern, und hingegen läßt man gemeiniglich bey der Zubereitung zur Kur der Venusseuche zu viel Blut weg. Ich habe dieses mehr als einmal bemerkt. Siehe in dem ersten Bande die Kur des Trippers nach.

Das 40. Kapitel.

Von dem weißen Niederschlag.

Wenn man den weißen Niederschlag machen will, so thut man in einen Kolben oder in eine Phiole ein Viertelpfund Queckſilber, und ein Viertelpfund guten Salpetergeiſt.

Zu gleicher Zeit läßt man ein Viertelpfund Küchenſalz in einer Chopine warmen Waſſer zergehen, filtrirt es, und gießt es über das Queckſilber, wenn es völlig aufgelöſt iſt.

Wenn man dieſes Salzwaſſer auf das aufgelöſte Queckſilber gießt, ſo fällt auf dem Boden des Gefäßes ein zartes weißes Pulver nieder. Um dieſes Niederfallen zu endigen, ſo gießt man noch nach und nach eine Chopine gemeines Waſſer hinzu, in welches man zwey Quentgen flüchtigen Salmiacgeiſt gethan hat.

Hernach gießt man durch Umneigen die darüber ſtehende Feuchtigkeit ab, und gießt auf das rückſtändige Pulver ſo lange Waſſer, bis es ohne allen Geſchmack herunter kömmt. Hernach läßt man es auf Filtrirpapier im Schatten trocknen.

Iſt der Salpetergeiſt nicht recht ſtark, ſo muß man davon mehr als Queckſilber nehmen, wenn es ſoll aufgelöſt werden. Allein man muß merken, daß der Niederſchlag ſchwerer von ſtatten geht, wenn man in den Salpetergeiſt nicht ſo viel Queckſilber geworfen, als er auflöſen kann. Es gehört viel Zeit dazu, um eine ſtarke Solution des Queckſilbers zu machen; denn ob gleich der Salpetergeiſt ſcheint, daß er ſich nicht mehr mit Queckſilber anfüllen könne, ſo löſt er doch noch in der Folge mehr davon auf. Bleibt noch unaufgelöſtes Queckſilber übrig, ſo darf man nur friſchen Salpetergeiſt darüber gießen.

Wenn

Wenn man sich zu dieser Arbeit Zeit genug nimmt, so gelingt sie fast allemal, und hat man nicht Geduld genug, so wird niemals etwas daraus.

Trübt sich die Auflösung des Queckſilbers durch den Salpetergeist, ehe man das Salzwasser dazu gießt, so ist dieses ein Zeichen, daß der Salpeter, aus dem man den Salpetergeist gemacht hat, Küchensalz in sich gehalten hat, und es ist dieses eine angefangene Präcipitation, die nicht übel ist. Daher ist es nicht nöthig, daß man zu dieser Arbeit einen Salpetergeist aussucht, der frey von Salzgeist ist. Und wenn ich guten Salpetergeist zu nehmen anpreise, so verstehe ich hierunter nicht reinen Salpetergeist. Ich verlange nur starken Salpetergeist, das ist, der wenig Wasser bey sich hat, damit er zu gleichen Theilen das Queckſilber auflösen kann. Wenn man sich zur Aussüßung heißes Wassers bedienet, so entsteht dadurch dasjenige, was Mayerne das Manna des Queckſilbers nennte.

Nimmt man zur Bereitung des weißen Niederschlages kaltes und reines Wasser, so ist der Niederschlag sehr weiß. Wegen dieser Weiße nennen ihn einige kosmetisch.

In Engelland thut man, um den weißen Niederschlag zu machen, einen Helm auf die Phiole, in welchen man den fressenden Sublimat macht, und fängt die Säure auf, die übergeht. In dieser Säure löst man das Queckſilber auf, und schlägt es durch ein Alkali nieder.

Das Alkali, dessen man sich zur Bereitung des weißen Niederschlages bedienet, muß allezeit flüchtig urinhaft seyn. Nimmt man ein feuerbeständiges Alkali dazu, so wird der Niederschlag nicht weiß seyn, sondern eine gelbe Farbe haben, die etwas ins röthlichte fällt.

Uebrigens muß man allezeit ein Alkali nehmen, wenn man niederschlagen will, sonst schlägt man nicht den vierten

Theil des aufgelösten Queckſilbers nieder, und läßt man es eine Zeit lang mit ſeinem Waſſer an einem warmen Orte ſtehen, ſo löſt ſich der mit bloſen Salzwaſſer gemachte Niederſchlag wieder auf und verſchwindet. Man betrügt ſich, wenn man glaubt, und wie doch wirklich geſchieht, daß das Königswaſſer das Queckſilber nicht auflöſe, es löſt es auf; es entſteht wirklich dadurch ein Niederſchlag auf dem Boden des Gefäßes, allein durch eine kleine Digeſtion wird die Auflöſung des Queckſilbers durch das Königswaſſer in der Folge ſo klar, als die durch den Salpetergeiſt bewirket wird.

Man kann in der Geſchwindigkeit einen weißen Niederſchlag machen, wenn man freſſenden Sublimat im Waſſer auflöſt, und in dieſe Auflöſung flüchtigen Salmiacgeiſt gießt.

Der weiße Niederſchlag laxirt heftig, und erregt den Speichelfluß. Man muß ihn niemals innerlich geben, weil dieſes Queckſilber mit vieler Säure angefüllet iſt, und es erhellet dieſes aus der Vermehrung des Gewichtes, weil mehr Niederſchlag wird, als man Queckſilber genommen hat. Dieſe Vermehrung des Gewichtes bey dieſer Arbeit kann von nichts als der Säure herkommen, welche das Queckſilber durchdrungen hat. Man kann aus einem Pfunde Queckſilber zwey und zwanzig Unzen Niederſchlag bekommen. Dieſe Vermehrung von ſechs Unzen kann von nichts anders als der Säure des Salpeters entſtehen.

Einige verſüßen den Niederſchlag mit Weingeiſt. Wird er auf dieſe Art bereitet, ſo hat er einen angenehmen ätheriſchen Geruch. Andere thun Eyerweiß dazu. Fiovaranti, ein bologneſiſcher Arzt, verſüßte den Niederſchlag mit Zucker in Roſenwaſſer aufgelöſt, und that etwas Moſchus dazu. Iſt der Niederſchlag recht verſüßt,

ſo

so kann er innerlich genommen werden; allein es muß mit großer Ueberlegung geschehen.

Der äußerliche Gebrauch des Niederschlags ist sehr gut und sehr vielfach, wenn er gehörig angewendet wird. Man bedient sich desselben als eines Aetzmittels, besonders in den venerischen Chankers. Er ist nützlich die Krätze, die alten Schwinden, und überhaupt die Geschwüre in der Haut zu heilen. Man vermischt ihn zu dem Endzwecke mit ungesalzenem Schmeer, oder mit weißer Pommade. Man thut mehr oder weniger darunter, nachdem das Uebel arg ist. Ich setze gemeiniglich ein Viertelpfund mit Dreyviertelpfund Pommade oder Rosensalbe zusammen. Man macht auch eine Salbe von dem Niederschlag, indem man ihn unter Honig rührt. Siehe das vorhergehende Kapitel von dem Queckſilberwasser.

Das 41. Kapitel.

Von dem rothen Niederschlag.

Wenn ihr den rothen Niederschlag machen wollt, so thut in einen Kolben oder in eine Phiole gleiche Theile von Queckſilber und Salpetergeist. Wenn sie einander aufgelöst haben, so thut sie in eine kleine Retorte, die ihr in ein Sandbad einsetzen, und eine Vorlage vorlegen müßt. Die Fugen müssen verlutirt werden.

Hernach ziehet bis zur Trockenheit ab, und schüttet das in die Vorlage übergegangene wieder in die Retorte. Ziehet es nochmals ab, und thut das übergegangene wieder in die Retorte. Wiederholet diese Arbeit fünf mal. Ihr werdet dadurch einen schönen rothen Niederschlag bekommen, der wie ein Talk blättericht ist. Bey dem letzten Abziehen verstärkt das Feuer bis die Retorte glüht.

Einige bereiten den rothen Niederschlag nicht durch das Abziehen, wie ich hier beschrieben habe, sondern durch das Abrauchen. Sie thun in eine Phiole mit einem kurzen Hals gleiche Theile von Queckſilber und Salpetergeist. Hernach setzen sie das Gefäße in ein Sandbad, und machen ein gelindes Feuer darunter. Wenn das Queckſilber aufgelöst ist, so verstärken sie gelinde das Feuer, um alle Feuchtigkeit abzurauchen, wodurch ein weißer Niederschlag entsteht, welcher gelb wird, wenn man das Feuer verstärkt. Hernach thut man diesen Niederschlag in einen Schmelztiegel, um den man glühende Kohlen legt. Der Niederschlag wird durch dieses Feuer roth. Doch ist er niemals so roth, als derjenige, dessen Bereitung ich vorher beschrieben habe. Es ist wahr, man kann ihn durch die Gewalt des Feuers bey nahe eben so roth machen, allein er ist nicht so stark, weil man auf solche Art die Säure zu sehr wegjagt, und man verkehrt auch zu gleicher Zeit dadurch wieder einen Theil des Niederschlages in lebendiges Queckſilber, davon man die Kügelgen an dem Deckel des Schmelztiegels sehen wird. Der rothe Niederschlag, welcher durch das Abziehen gemacht wird, ist um so viel stärker, je röther er wird, weil er durch die Cohobation röther wird, welche die Säure darinnen mehr ins Enge bringt. Hingegen ist der durch das Abrauchen gemachte Niederschlag um so viel schwächer, je röther er ist.

Einige machen den rothen Niederschlag in einem kupfernen Gefäße, und rühren ihn, so lange er kalcinirt wird, mit einem kupfernen Spatel um. Es ist bekannt, daß der Grünspan ätzend und reinigend ist. Daher bedient man sich dieses Handgriffes nicht eher, als bis man den rothen Niederschlag zum äußerlichen Gebrauch bestimmt hat, und er ein Aetzmittel abgeben soll.

Der

Der rothe Niederschlag ist ein gutes Aetzmittel in geschwornen Chankern, um das wilde Fleisch in allen Geschwüren wegzubeizen, zumal wenn sie von einem venerischen Gifte herrühren.

Bey gewissen Gelegenheiten versetzt man den gebrannten Alaun oder auch das Bleyweiß mit dem rothen Niederschlage, und zuweilen vermischt man ihn mit einem Digestiv, das aus der eitermachenden Salbe, dem Balsame des Arcäus und Johannisöle besteht. Zum allerösterstenreibt man ihn mit der eitermachenden Salbe, welche schwarz ist, und die durch die Vermischung mit dem rothen Niederschlag braun wird, und daher nennt man sie alsdenn die braune Salbe. Es muß aber der Niederschlag sehr genau mit der Salbe vermischt seyn, damit sich in dem einen Theile der Salbe nicht mehr Niederschlag befindet als in dem andern, und damit sie überein wirkt. Man vermengt gemeiniglich ein Quentgen rothen Niederschlag mit einer Unze oder sechs Quentgen eitermachender Salbe.

Man bedient sich dieser braunen Salbe in gewissen Umständen an statt des Höllensteines. Man braucht sie auch die Grinder von gewissen Wunden damit los zu machen.

Einige verkaufen die Mennige für den rothen Niederschlag.

Ein Mittel beydes von einander zu unterscheiden, ist, wenn man Salpetergeist darauf gießt, welcher die Mennige auflöst, und in den Niederschlag nicht wirkt. Das sicherste Mittel den Niederschlag zu erforschen, ist, wenn man drey Theile mit zween Theilen rohen Weinstein und einem Theil Salpeter vermischt, und zusammen in einem Schmelztiegel schmelzt. Ist Mennige unter dem Niederschlag, so findet man nach dieser Arbeit unten im Tiegel Bley.

Seit Mathioli Zeiten gebraucht man den rothen Niederschlag auch innerlich. Dieser berühmte Arzt ließ ihn zu fünf Granen nehmen. Er ließ ihn im abgezogenen Wegebreit und Sauerampfwasser versüßen, und hernach recht trocken werden.

Man muß den rothen Niederschlag nicht inwendig brauchen, wenn man nicht vorher das Arcanum Corallinum daraus gemacht hat.

Das 42. Kapitel.

Von dem Arcano Corallino.

Um das Arcanum Corallinum zu machen, muß man auf den rothen Niederschlag, der auf die von mir beschriebene Art ist gemacht worden, so viel Weingeist gießen, bis er darüber zusammen geht. Man muß einen hoch rectificirten Weingeist dazu nehmen und ihn anzünden; dieses soll vier mal geschehen, und einige Chimisten wollen es gar sieben mal haben.

Das Arcanum Corallinum ist von dem rothen Niederschlag sehr unterschieden; der Weingeist verändert ihn sehr. Es ist ein so großer Unterschied zwischen dem Arcano Corallino und dem rothen Niederschlag, als zwischen dem Salpetergeist oder Scheidewasser, und dem versüßten Salpetergeist.

Man braucht das Arcanum Corallinum selten, und doch besitzt es große Kraft, ja es würde gut seyn, wenn man sich dessen in hartnäckigten Krankheiten bediente, wo gewöhnliche Mittel nichts helfen. Es wäre wohl gethan, wenn man die medicinische Praxis ins Enge zöge, das ist, wenn man nicht mehr Arztneyen gäbe, als man nöthig hätte, und die am leichtesten zu bekommen, und so einfach sind,

als

als nur möglich ist. Allein es giebt Krankheiten, die weitere Mittel und stärkere Arztneyen erfordern, ohne welche diese Krankheiten ungeheilt bleiben würden, und alles was ein solcher Arzt thut, welcher einfache und gewöhnliche Arztneyen giebt, dient öfters zu nichts, als zu einer Vorbereitung eines darauf folgenden wirksamern Mittels. Der Kranke, dem es verdrießt, daß er nicht gesund wird, erhält dieses Mittel zuweilen von einem Charletan, der es ohne Einsicht giebt, da es hingegen der Arzt methodisch geben könnte, wenn er in ungewöhnlichen Fällen ungewöhnliche Arztneyen brauchen wollte. Beträgt sich der Arzt auf so eine Art, so wird er hierinnen der Meinung des Hippokrates folgen, melius est anceps adhibere remedium, quam nullum.

Man kann das Arcanum Corallinum als eines von den stärksten Auflösungsmitteln der zähen oder venerischen Feuchtigkeiten ansehen, die Geschwülste oder venerische Geschwüre machen. Es bringt auch gute Wirkungen in gewissen Wassersuchten und in eingewurzelten Krankheiten der Haut hervor, dergleichen gewisse Schwinden sind.

Das Arcanum Corallinum ist ein gutes Mittel in den eingewurzelten Venusseuchen, wo die Materie schon in den festen Theilen des Körpers sitzt, z. E. in den Knochen. Es wird aber nicht so gute Wirkung thun, wenn man die Venusseuche noch nirgends anders als in den Säften spürt, besonders wenn sie noch neu ist. Für diese hier ist das rohe Queckſilber, wenn man es einreibt, oder anders gebraucht, viel besser.

Man läßt das Arcanum Corallinum, oder den abgebrannten rothen Niederschlag entweder als ein Ausführungsmittel, oder als ein Reinigungsmittel brauchen. Giebt man es als ein Ausführungsmittel, so läßt man drey Grane

auf einmal nehmen, zärtlichen Personen giebt man nur einen Gran, und starken Personen bis fünf Gran, und so gar in außerordentlichen Fällen bis sechs Gran.

Will man die Säfte verdünnen und reinigen, so läßt man Morgens und Abends einen halben oder ganzen Gran nehmen.

Um die Säfte zu reinigen und auszuführen, kann man das Arcanum Corallinum des Morgens drey mal, und zwar alle Stunden ein mal, zu einen halben oder ganzen Gran nehmen. Man trinkt ein Schälgen warmes Wasser oder Tisane in einer halben Stunde auf jedes mal Einnehmen, und eine Brühe eine Stunde nach dem letzten mal Einnehmen.

Man kann auch das Arcanum Corallinum äußerlich brauchen, und es unter Pommade mischen, um die alten Schwinden damit zu reiben.

Das 43. Kapitel.

Das durch sich selber niedergeschlagene Queckſilber.

Das durch sich selber niedergeschlagene Queckſilber ist eine Art vom rothen Niederschlag. Wenn man es machen will, so muß man gereinigtes Queckſilber in einen solchen Kolben thun, dessen Boden groß und breit ist, hernach setzt man ihn wagerecht auf Sand, damit das Queckſilber überall gleich liegt, und eine große Oberfläche ausmacht.

Die Oefnung des Gefäßes wird mit einem Stöpsel von Papier verstopft, und man macht ein so starkes Feuer, als zum kochenden Wasser nöthig ist. Man kann das Feuer ausgehen lassen, es schadet nichts weiter, als daß man mit der Arbeit länger zubringt. Man kann auch das Feuer Tag und Nacht unterhalten, und folglich eher damit

damit fertig werden. Um diese Arbeit recht zu beschleunigen, muß man den Niederschlag so wegnehmen, wie er entsteht. Man gießt das fließende Queckſilber aus, und nimmt das niedergeschlagene rothe Pulver davon weg. Hernach thut man das Queckſilber wieder in das Gefäße auf den Sand; diese Arbeit schickt sich nicht für Leute, die alles geschwinde fertig haben wollen. Denn wenn man in chimiſchen Arbeiten glücklich seyn will, so muß man der Natur nachahmen: Man muß die Gelegenheit ergreifen etwas zu thun, aber sich auch die Zeit dazu nehmen, damit es nicht mißlingt.

Man kann das durch sich selber niedergeschlagene Queckſilber wieder als lebendiges Queckſilber darstellen, wenn man es blos in einer Retorte ins Feuer setzt, da es in Kügelgen übergeht. Man hat nicht nöthig eine Fettigkeit hinzu zu thun, um es wieder zu beleben, und ich habe bemerkt, daß das aus dem durch sich selber niedergeschlagenen Queckſilber wieder hergestellte lebendige Queckſilber sehr rein iſt, und sehr gut in das Gold eingeht.

Es giebt eine Art niedergeschlagenes Queckſilber, welches diesem hier beykömmt, und geschwinde kann bereitet werden. Man nimmt eine Unze sehr fein lamellirtes Gold, und macht es heiß, und wirft es annoch heiß in acht Unzen Queckſilber, daß man gleichfalls so heiß macht, daß es über dem Feuer anfängt zu ziſchen. Man mengt alles mit einer eiſernen Ruthe recht unter einander, und thut es vom Feuer wieder weg, ehe das Queckſilber wegdampft, und gießt dieses Amalgama in heißes Waſſer, hernach wäſcht man es in Eſſig, worein man Salz geworfen hat. Und man wäſcht dieses Amalgama so lange, bis der Eſſig nicht mehr schwarz davon wird.

Wenn das Amalgama auf solche Art gewaschen ist, so reibt man es auf dem Porphyr oder in einem gläsernen Mörser, damit ein feines Pulver daraus wird, welches man völlig durch ein Florsieb schlagen kann. Hernach thut man dieses Pulver in ein gläsernes Gefäße, das einen breiten Boden hat, und läßt es in einem Sandbade digeriren, wo es eine rothe Farbe wie der Horizont annimmt, daher nennt man auch diesen Niederschlag Horizontalgold. Einige Chimisten nennen ihn auch Azoth.

Man spricht, daß das durch sich selber niedergeschlagene Queckfilber ohne weitern Zusatz ein gewisses schweißtreibendes Mittel sey. Man giebt es für ein gutes Mittel wider die Würmer, und wider viele Krankheiten, besonders wider die Venusseuche und ihre Folgen aus. Es ist entweder herzstärkend, oder laxirend, und dieses in Ansehung der Gelegenheit oder Leibesbeschaffenheit, da es genommen wird.

Man giebt das niedergeschlagene Queckfilber ohne Zusatz von einem bis auf acht Gran, in einer Conserve, oder in einem stärkenden Extracte.

Uebrigens habe ich dieses Mittel niemals verordnet, und daher kann ich nicht eigentlich etwas von seinem Gebrauche sagen, aber doch von seiner Bereitung, weil ich es auf zweyerley Art gemacht habe. Es hat mich solches in meiner schon gehegten Meinung bekräftiget, daß das Queckfilber viele ölichte Theilgen bey sich hat, die hier durch das Kalciniren verfliegen.

Das 44. Kapitel.

Von dem mineralischen Turbith.

Um den mineralischen Turbith zu machen, so nehmet gleiche Theile von Queckſilber und Vitriolöl. Setzt ſie in einer gläſernen Schaale in das Sandbad ein, und laßt es nicht nur ſo lange ſtehen, bis dieſe Auflöſung geſchehen iſt, ſondern bis auch alle Feuchtigkeit verraucht iſt, und bis unten im Gefäße nichts weiter als eine trockene Materie übrig iſt, die man in einem gläſernen oder marmornen Mörſer reibt. Hernach gießt man warmes Waſſer darauf, wodurch das Pulver eine gelbe Farbe erhält. Wenn es ſich geſetzt hat, ſo gießt man das Waſſer oben ab, und friſches Waſſer wieder darauf, um es auszuſüßen. Dieſes wiederholt man neun bis zehn mal, oder ſo lange, bis das Waſſer ohne Geſchmack abgeht. Es iſt nicht zu leugnen, daß der mineraliſche Turbith ſich im Waſſer auflöſen läßt, und daß er folglich durch das Ausgießen des Waſſers weniger wird. Allein es nimmt das Waſſer, beſonders die erſten male, da man Waſſer darauf gießt, die übermäßige vitrioliſche Säure weg; allein man muß den Verluſt, den man erleidet, nicht rechnen, man muß nur auf die Vollkommenheit des übrig gebliebenen ſehen, den man deſto beſſer nützen kann.

Wenn man den Turbith getrocknet hat, ſo muß man ihn mit guten rectificirten Weingeiſt reiben, und ſo viel Weingeiſt darauf gießen, damit, wenn ſich der Turbith geſetzt hat, der Weingeiſt darüber zuſammen geht, und man ihn anzünden kann. Dieſe Arbeit geſchieht drey mal.

Die Auflöſung des Queckſilbers mit der vitrioliſchen Säure muß eben nicht nothwendig in einem offenen Gefäße geſchehen, es kann in einer Retorte geſchehen, und

ſtatt

statt des Abrauchens kann man sie übertreiben, und die Feuchtigkeit in einer Flasche auffangen. Man wird auf solche Art einen schwefelichten Geist bekommen.

Dieser schwefelichte Geist, den man bey Bereitung des mineralischen Turbiths erhält, wenn man ihn in einer Retorte macht, ist ein Beweis, daß sich von dem Queckſilber ein ölichter Theil absondert, welcher sich mit der vitriolischen Säure volatilisirt, und folglich besteht der Turbith aus einem Queckſilber, das von seinem überflüßigen ölichten Theile gereiniget ist, dessen ich schon in dem Kapitel von dem Spießglasmohre und in dem Kapitel von dem durch sich selber niedergeschlagenen Queckſilber gedacht habe.

Es ist nöthig über dem mineralischen Turbith Weingeist abzubrennen, welches gemeiniglich unterlassen wird. Und doch sagen eben diejenigen, welche den mineralischen Turbith nicht durch Weingeist versüßen, er sey viel zu heftig, als daß man ihn in der Arztneykunst brauchen könnte. Es würde viel billiger seyn ihn zu versüßen, wie die Erfinder dieser Arztney vorgeschrieben haben, als ihn für eine unsichere Arztney auszuschreyen. Es ist wahr, wenn man ihn nicht mit Weingeist versüßt und vollkommen macht, so ist er sehr heftig. Ein solcher Turbith ist von dem durch den Weingeist versüßten Turbith so sehr unterschieden, als das Vitriolöl von dem Wasser des Rabels; und daß die Heftigkeit des Turbiths von der vitriolischen Säure herühret, die nicht versüßt ist, und nicht von dem Queckſilber, erhellet hieraus, daß wenn man Queckſilber zu dem fressenden Sublimat mischt, ein versüßtes Queckſilber daraus wird.

Wenn man Queckſilber im Salpetergeiste auflöst, und Vitriolöl hinein gießt, so wird die vitriolische Säure die salpetrichte

salpetrichte Säure von den Theilen des aufgelösten Queckſilbers fortjagen, und von der vitrioliſchen Säure durchdrungen übrig bleiben, und ein mineraliſcher Turbith ſeyn. Da der mineraliſche Turbith nichts weiter als ein Queckſilber iſt, das durch die vitrioliſche Säure durchdrungen und zertheilt iſt, ſo folgt hieraus, daß man ihn mit jeder Materie machen kann, die eine Säure bey ſich hat, welche der vitrioliſchen beykömmt. Daher kann man den mineraliſchen Turbith mit Schwefelgeiſt machen, und es ziehen ſo gar verſchiedene Aerzte mit dem Crollius den Vitriolgeiſt dem Oele vor, um den Turbith damit zu machen.

Beguin nahm einen Theil Queckſilber und zween Theile Schwefelgeiſt, der mit der Klocke gemacht war, und that ſie in eine Retorte in das Sandbad. Er ließ ſie zween Tage digeriren, alsdenn verſtärkte er das Feuer ſo lange, bis die Retorte glühte, um bis zur Trockne überzutreiben, alsdenn goß er in den Rückſtand Waſſer, um ſolchen auszuſüßen, und dieſe Verſüßung vollendete er mit Hülfe des Weingeiſtes. Dieſe Weiſe des Beguins den Turbith zu machen, iſt nicht zu verwerfen.

Einige prahlen mit einem mineraliſchen Turbith, daraus ſie ein Geheimniß machen, und den ſie ſo bereiten, daß ſie Vitriolöl auf den weißen Niederſchlag gießen. Hernach laſſen ſie über dem Feuer alle Feuchtigkeit abrauchen, und waſchen die übrig gebliebene Materie mit warmen Waſſer aus, wovon ſie, ſo weiß ſie auch erſt iſt, gelb wird. Um zu erfahren, was der weiße Niederſchlag iſt, ſo ſehe man das 40. Kapitel, 144. Seite nach.

Einige ſtehen in der Einbildung, wenn ſie das Vitriolöl vielmals über dem Turbith abziehen, ſo käme das Mittel des Knöfels heraus, welches er Antipodagricum et diaphoreticum ſecretum nennte.

Der

Der mineralische Turbith ist ein Mittel, welches zum medicinischen Gebrauch nicht zu verwerfen ist; er ist dienlich in Krankheiten, welche den gewöhnlichen Mitteln nicht weichen wollen. Er ist ein gutes Mittel in den venerischen Krankheiten, besonders im Tripper. Einige Schriftsteller rühmen ihn in der Wassersucht, im Podagra und im Krebs. Man sagt, er hätte Personen kurirt, die den Staar hätten bekommen wollen. Herr von Jüssieu hat mir gesagt, daß er zwo Personen an der fallenden Sucht durch den mineralischen Turbith kuriret gesehn.

Turbith minerale cum pillulis de duobus, et camphora remixtum ex euacuante in alterans mutatur. Siehe den vierten Band der Edinburgischen Versuche, 35. Seite.

Die Pillulae de duobus, davon hier die Rede ist, bestehen aus Coloquinten und Scammonium zu gleichen Theilen. Man vereiniget sie mit Nelkenöl und Kreuzbeersaft, von dem einem bey nahe so viel als von dem andern. Es sind dieses die einfachen Coloquintenpillen des Londischen Apothekerbuchs. Man rühmt sie als ein Laxirmittel in den venerischen Krankheiten, und den meisten langwierigen Krankheiten, dergleichen das Podagra ist. Man nimmt von zwölf bis dreyßig, ja gar sechs und dreyßig Granen, wenn der Kranke schwer zu laxiren, und stark ist.

Paracels ließ den mineralischen Turbith in Theriak nehmen. Ich rathe ihn mit Kampher, zu gleichen Theilen gerieben, zu nehmen. Der Kampher versüßt die fressenden Bereitungen aus dem Queckſilber, und vermehrt die Wirksamkeit der ganzen queckſilberischen Zusammensetzung, indem er das Queckſilber noch eindringender macht, und die Reizung verhindert, die davon entstehen könne, weil der Kampher alle Nerven besänftiget.

Will

Will man ihn als ein Ausführungsmittel nehmen, so rathe ich ihn allein, und öfters zu geben, nämlich alle Stunden einen Gran, bis er hinlänglich wirkt, welches gemeiniglich bey dem dritten Gran geschieht. Zuweilen ist der andere Gran hinlänglich, und hingegen ist man in Ansehung gewisser Personen gezwungen, bis sechs Grane zu geben. Ja es ereignen sich Fälle, wo man auf einmal drey bis vier Grane geben muß.

Man muß aus dem Turbith Pillen machen, und jede Pille einen Gran Turbith in sich halten. Man vermengt ihn mit Mehl von Getreide, Reiß oder mit Stärke, daraus man mit Wasser einen Teig macht.

Das 45. Kapitel.

Von dem fressenden Sublimat.

Um den fressenden Sublimat zu machen, nimmt man ein Pfund Queckſilber, dieses löst man im Sandbade mit einem Pfunde starken Salpetergeiste auf, und läßt die Feuchtigkeit abrauchen. Hernach thut man zu der übrig gebliebenen crystallinischen Masse ein Pfund an dem Feuer getrocknetes Salz, und ein Pfund roth gebrannten Vitriol, alles zu feinem Pulver gerieben und unter einander gemengt. Dieses Gemengsel thut man in einen Kolben, der recht groß ist, damit zween Drittheil leer bleiben. Den Kolben setzt man in das Sandbad ein, und häuft den Sand bis an den Hals auf. Anfänglich macht man ein sehr gelindes Feuer, und verstärkt es binnen neun Stunden bis zur größten Heftigkeit. In diesem größten Grade unterhält man es zwo Stunden, das ist, bis alles Queckſilber aufgeflogen ist. Hernach läßt man das Feuer abgehen, und wenn der Kolben kalt ist, so schlägt man ihn

entzwey,

entzwey, und man findet darinnen den fressenden Sublimat, theils als ein weißes Pulver, und theils als eine crystallinische Materie. Will man ihn dichter haben, so thut man ihn wieder in einen Kolben, und verrichtet darinnen die Sublimirung ohne Zusatz.

Bey dem Anfange dieser Arbeit steigen rothe Dämpfe auf, welche von dem Salpeter herkommen, der Hals des Kolbens muß nicht gar zu lang seyn, damit der Salpetergeist desto leichter verfliegt.

Hernach steigen weiße Dämpfe auf, welches das Queckber und der Salzgeist sind, die anfangen in die Höhe zu gehen.

Dem Handgriffe der Berlinischen Aerzte zu folge, die in der Chimie besonders erfahren sind, hält man eine hell geschliffene Messerklinge über die Oefnung, und hängt sich keine Feuchtigkeit mehr daran, so steckt man einen papiernen Stöpsel in die Oefnung, und verstärkt das Feuer etwas, hernach untersucht man den Stöpsel, und erblickt man an seiner Spitze weiße Blumen, so muß man auf einmal starkes Feuer geben, wie bey Sublimirung des Zinnobers. So wie der Sublimat auffliegt, muß man den Sand wegthun, und den Kolben entblösen.

Das Küchensalz muß man blos trocken werden und nicht verknistern lassen, es verliehrt dadurch etwas von seiner Säure. Das Küchensalz giebt blos einen Theil von seinem Geist durch das Feuer her, und man muß überhaupt bey dieser Arbeit die Säure des Salzes zu erhalten suchen.

Es ist gut, wenn man den Vitriol bis zur Röthe brennt, weil alsdenn seine Säure mit mehrerer Stärke und Geschwindigkeit wirkt.

Man muß den Kolben nur locker zustopfen, damit er nicht zerspringt.

Die

Die Auflösung des Queckſilbers durch den Salpetergeiſt, dient hier beſonders, um die Theile des Queckſilbers zu trennen, und ſie leichter zu vermiſchen. Es iſt zu dieſer Arbeit nicht nöthig, daß der Salpetergeiſt von aller Küchenſalzſäure befreyet iſt.

Man braucht zu dem freſſenden Sublimat nicht nothwendig Salpetergeiſt zu nehmen, weil man ihn, wie in Holland geſchieht, weit wohlfeiler machen kann, wenn man lebendiges Queckſilber, getrocknetes Salz, und gebrannten Vitriol zu gleichen Theilen nimmt, und alles zu Pulver reibt. Man reibt ſie ſo lange zuſammen, bis man in dem Gemengſel keine Queckſilberkügelgen mehr ſieht. Man kann Bolus oder Thon dazu nehmen, weil dieſe das Queckſilber eher tödten als der Vitriol; man kann auch ſtatt des Vitriols Alaun nehmen. Allein er tödtet das Queckſilber nicht leichter, und iſt dabey der üble Umſtand zu bemerken, daß er ſeine Säure ſchwerer von ſich giebt als der Vitriol.

Um dieſe Vermiſchung zu erleichtern, und zu verhindern, daß nicht ein für den Arbeiter gefährlicher Staub aufſteigt, ſo muß man einige Tropfen von dem Geiſt hinein gießen, welcher von dem Sublimat übergegangen iſt, den man vorher gemacht hat. Und hat man dieſen Geiſt nicht übergetrieben oder aufgefangen, ſo muß man Eſſig dazu nehmen, worinnen Küchenſalz aufgelöſt worden, um das Queckſilber damit zu reinigen, man muß aber dieſen Eſſig erſt vorher filtriren, ehe man ihn dazu braucht.

Es iſt nicht nöthig, daß vitrioliſche Säure in dem freſſenden Sublimat iſt, man kann ihn ohne Vitriol bereiten.

Wenn man das Queckſilber und Küchenſalz mit einander reibt, und ſolches hernach deſtillirt, ſo wird anfänglich

Queckſilber in die Vorlage übergehen, und ſich endlich ein guter freſſender Sublimat aufſublimiren.

Es geht nichts von der Salpeterſäure in den freſſenden Sublimat, und die Vitriolſäure iſt auch nicht nöthig darinnen. Man muß daher den freſſenden Sublimat blos mit Queckſilber und der Küchenſalzſäure bereiten.

Dieſe Säure befindet ſich auch nicht in großer Menge darinnen, ſie macht nur den vierten Theil des freſſenden Sublimats aus. Um ſechs Unzen Queckſilber freſſend zu machen, braucht man nur zwo Unzen Küchenſalzſäure. Iſt der freſſende Sublimat auſerordentlich mit Küchenſalzſäure verſehen, ſo zerfließt er in der Luft. Man kann den freſſenden Sublimat mit Küchenſalzſäure überhäufen, wenn man ihn nochmals mit Küchenſalz vermengt, und wieder ſublimirt. Man muß auch zu dem Endzwecke Vitriol mit dem Salze vermiſchen.

Wenn ich ſage, daß die Säure des Küchenſalzes hinreichend iſt, damit aus Queckſilber freſſenden Sublimat zu machen, und daß weder die Salpeter- noch Vitriolſäure dazu nöthig iſt, ſo will ich damit niemanden auf die Gedanken bingen, als wenn dieſe Zuſammenſetzung keinen Antheil von allen dieſen Säuren in ſich hätte, die zu ihrer Bereitung ſind angewendet worden, ſondern ich glaube vielmehr mit dem Herrn Lemery und Cartheuſer, daß ſich allerdings ein Unterſchied zwiſchen dem freſſenden Sublimate findet, wenn er aus Queckſilber, Salpeter, Vitriol und Küchenſalz, oder mit Queckſilber, Vitriol und Küchenſalz, oder mit Queckſilber und Küchenſalz allein bereitet iſt. Es giebt viele ſo feine Verbindungen und Verſchiedenheiten, deren Art und Weiſe wir nicht einſehen können, und unſere Eigenliebe reizt uns ſie zu leugnen.

La Brune, welcher der Erfinder der queckſilberiſchen Panacee iſt, ſublimirte ſeinen freſſenden Sublimat zum zweyten male mit eben ſo viel verkniſternden Küchenſalz, und der Helfte gebrannten Vitriol. Hernach vermiſchte er dieſes zwey mal ſublimirte Queckſilber mit eben ſo viel Salz, und ſublimirte es zum dritten male. Er wiederholete die Sublimation bis ſieben mal, und miſchte allezeit vom neuen recht getrocknetes Küchenſalz darunter. Endlich ſublimirte er es zum achten male, ohne dieſes mal Salz darunter zu thun. Allein man muß anmerken, daß ehe dieſe achte Sublimirung vor ſich gieng, ſo zerſchmolz die Materie, und kochte auf dem Boden des Gefäßes viele Stunden lang. Er hat zuweilen mit Verdruß ſeine Materie wohl vier Stunden lang alſo kochen ſehen, ohne daß ein Stäubgen aufgeflogen iſt, und da er glaubte, daß er die Sublimirung beſtimmen müßte, und das Feuer vermehrte, ſo zerſprang das Gefäße. Um nicht in dieſes Ungemach zu fallen, ſo muß man das Feuer nicht vermehren, ſondern vielmehr abgehen laſſen. Man muß es nicht wegnehmen, ſondern man muß blos, wenn man ſieht, daß die Materie auf ſolche Art in den Kolben gefloſſen iſt, alles in dem Stande laſſen, worinnen es iſt, nachdem man vorher die Zuglöcher des Ofens wohl verſtopft hat. Der Sublimat ſteigt in die Höhe, und wenn alles erkaltet iſt, ſo findet man einen Sublimat, der nicht mehr weiß iſt, er iſt durchſichtig, wie ein Glas. Dieſes hat mir die Erfahrung gelehrt, als ich einmal des Abends mit Verdruß von meiner Arbeit, da die Materie auf ſolche Art gefloſſen war, weggieng. Des Morgens aber war ich ſehr durch die Sublimirung getröſtet, die des Nachts über vor ſich gegangen war.

Man kann den fressenden Sublimat auf unendlich verschiedene Weisen, ja auf so viel verschiedene Weisen machen, als man verschiedentlich das Queckſilber und den Salzgeist vereinigen und sublimiren kann, wobey wohl zu verstehen ist, daß diese Säure dabey die Oberhand haben muß. Unter allen verschiedenen Weisen den fressenden Sublimat zu machen, ist die bequemste Art den mineralischen Turbith und wohl getrocknetes Salz, von dem einen so viel als von dem andern zu nehmen, unter einander zu mischen, und sie zu sublimiren. Man bekömmt auf solche Art einen sehr weißen Sublimat mit wenig Feuer und in kurzer Zeit, ohne daß dabey der Verfertiger und die Gefäße Gefahr laufen, und endlich giebt der Rückstand ein Salz, das aus Küchensalz und Vitriolsäure besteht. Es ist dieses das Glauberische Salz, welches sehr im Gebrauch ist. Siehe das Kapitel von dem Glauberischen Salze.

Damit aber aller Turbith und Sublimat aus dem Rückstande heraus kömmt, so muß man ihn in einen Schmelztiegel thun, und so lange kalciniren, bis er schmelzen will. Hernach löst man ihn im Wasser auf, filtrirt ihn, und läßt ihn anschießen.

Wenn man den Sublimat mit dem Turbith und Salz macht, und macht mehr Feuer als nöthig ist, so wird der aufgeflogene Sublimat schmelzen, und wieder herunter in den Kolben fallen. Allein man darf sich hierüber nicht grämen, man darf nur das Feuer ausgehen lassen, und vorher die Oefnungen des Ofens wohl verstopfen. Man findet den andern Tag den Sublimat, wie er seyn muß.

Man muß das Küchensalz nicht eher wiegen, das man zu dieser Bereitung des Sublimats nimmt, als bis man es vorher getrocknet hat, sonst muß man ein Achtel mehr nehmen, als Turbith.

In China macht man den fressenden Sublimat mit einer Unze lebendigem Queckſilber, zwo Unzen Alaun, und einer Unze Küchenſalz, man macht alles zu einem feinen Pulver, mengt es unter einander, und thut es in ein eisern Gefäße, das man mit einem andern eisernen Gefäße bedeckt. Die Fugen dieser Gefäße vermacht man sehr genau mit einem Kitt von Asche und Küchenſalz, man macht drey Stunden lang ein Feuer darunter, was in die Höhe geht, iſt der ken fen, oder freſſende Sublimat.

Es giebt andere Chineſer, die ihn lieber mit einer Unze lebendigem Queckſilber, ſieben Quentgen grünen Vitriol, und fünf Quentgen Küchenſalz machen.

Einige nehmen auch vier Unzen rohen Vitriol, eine Unze Küchenſalz, und fünf Quentgen gereinigten Salpeter. Sie miſchen alles unter einander, und ſetzen dieſes Gemengſel ſo lange dem Feuer aus, bis es gelb wird. Alsdenn machen ſie kleine Kugeln daraus, wovon ſie zwo Unzen nehmen, eine Unze Queckſilber und ein Quentgen Alaun dazu ſetzen, und ſolches hernach ſublimiren.

Der freſſende Sublimat iſt ein ſehr ſchnelles und eines der ſtärkſten Gifte. Die Zufälle, die er erregt, ſind große Schmerzen in den Eingeweiden, beſonders in dem Magen, und bey dieſen Schmerzen ſind zuweilen Zuckungen und dergleichen.

Um dieſen Zufällen abzuhelfen, muß man ein alkaliſches Salz, dergleichen das Alkali aus dem Weinſteine iſt, in Waſſer nehmen, und mittlerweile, daß das Alkali aus der Apotheke geholet wird, muß man den Kranken Oel, Milch, oder fette Brühe trinken laſſen.

Man muß ihn kein warmes Waſſer alleine nehmen laſſen, denn je mehr der Sublimat aufgelöſt iſt, deſto

stärker wirkt er, und desto weiter erstreckt sich durch die Gefäße die Reizung in den Eingeweiden.

Man muß alkalisches Salz in das Wasser thun, welches die Säure in sich schlucken wird, die alle Schärfe des Sublimats ausmacht. Man wirft ohngefehr zwey Quentgen in jede Pinte. Allein bey dieser Gelegenheit muß man sich nicht erst mit wägen aufhalten, man muß so gleich eine halbe Hand voll in eine Pinte Wasser werfen, die man warm werden läßt. Ist man auf dem Lande, und kann nicht gleich ein Alkali haben, es sey von Weinstein, oder Soda, oder Potasche, oder Weinhefenasche, so darf man nur Holzasche in das Wasser werfen, und diese Lauge trinken lassen. Diejenigen, welche in den Arsenikbergwerken arbeiten, bedienen sich dieses Mittels, wenn sie bey ihrer Arbeit mit der Darmgicht befallen werden. Man kann auch in den Ländern, wo Kreide oder Mergel zu haben ist, sie dazu brauchen.

Ueberdieß muß man dem Kranken ein Brechen erwecken, indem er den Finger oder eine Feder in den Hals steckt. Man muß ihn auch von unten ausleeren, indem man ihn Klystiere setzen, und die folgenden Tage nichts als Milch genießen läßt, wenn er solche vertragen kann.

Der fressende Sublimat ist die Basis des versüßten Queckſilbers und der mercurialischen Panacee. Er muß nothwendig versüßt werden, wie durch diese Bereitungen wirklich geschieht, damit man ihn innerlich gebrauchen kann. Inzwischen sind doch einige so verwegen, und lassen ihn bey der eingewurzelten Venusseuche nehmen, die allen andern Mitteln widerstanden hat. Man nennt dieses das edelmannische Mittel, weil solches ein Edelmann zuerst hat ausgegeben. Es geschah zu der Zeit, da Ludwig der Vierzehende Namur belagerte. Ich erzehle hier nicht die Art

und

und Weise, wie er dieses Mittel nehmen ließ, weil ich es niemand anrathen mag.

Man hat mir gesagt, daß einer von den größten Aerzten Deutschlandes seit einiger Zeit eine Weise bekannt gemacht hat, wie er die Venusseuche kurirt habe. Sie besteht darinnen, daß er den fressenden Sublimat in Brandewein giebt. Er thut zwölf Gran fressenden Sublimat in eine Pinte abgezogenen Kornbrandewein, und läßt den Kranken Morgens und Abends einen Löffel voll davon nehmen. Bey dem Gebrauche dieses Mittels läßt er ihm ein Decoct von Eibischwurzel oder Leinsaamen trinken.

In diesen neuern Zeiten ist die Arztneykunst so gelinde geworden, daß sie in Ansehung der Arztneymittel ganz unkräftig ist. Sie will keine andern Mittel angewandt wissen, als die keinen Schaden thun können, so daß sie sich vielmal in den Umständen befindet, daß sie keinen Nutzen schaffen kann. Man braucht keine Geschicklichkeit zu besitzen, wenn man ein Mittel verordnen will, daß niemals schaden kann; allein dieses macht einen Arzt aus, wenn man ein Mittel anbringen kann, welches Schaden thun würde, wenn es unrecht gegeben würde.

Ich sehe, daß man von allzu gelinden Arztneyen zu allzu heftigen übergeht. Man schreitet so gleich zu dem fressenden Sublimat, welcher ein Gift und ein sehr heftiger Gift ist. Es ist wahr, es giebt alte Venusseuchen, welche auf die ordentlichen Kuren nichts geben. Allein diese ordentlichen Kuren laufen deswegen nicht glücklich ab, weil man die Kranken nicht genugsam dazu vorbereitet, weil man ihnen bey der Kur kein gehöriges Verhalten beobachten läßt, und weil diese Kur nicht allezeit mit genugsam kräftigen Arztneyen bewirket wird. Es giebt gewisse Venusseuchen, wo die Queckſilbersalbe und die Panacee zu

gelinde Arztneyen sind, man muß öfters das Arcanum Corallinum oder den mineralischen Turbith dazu gebrauchen.

Die venerischen Krankheiten sind zum öftersten mit andern verbunden, und erfordern viele Geschicklichkeit, wenn sie recht sollen behandelt werden.

Man kann bey diesen Umständen nicht genug wiederholen, daß es eben so verschiedene Arten von venerischen Krankheiten giebt, als es Arten von Fiebern giebt. Wie die Kinkina nicht allen Fiebern zuträglich ist, so bekömmt auch das Queckſilber nicht bey allen venerischen Krankheiten, und wie auch so gar bey allen denjenigen Fiebern, wo die Kinkina gut thut, nicht zuträglich ist, sie auf einerley Art zu geben, so muß man eben so wohl das Queckſilber in allen diesen venerischen Krankheiten, wo es überhaupt zuträglich ist, nicht auf einerley Art geben; man muß es bey verschiedenen Venusseuchen verschieden bereiten und verordnen.

Der fressende Sublimat wird sehr stark äußerlich gebraucht. Er ist ein sehr wirksames Aetzmittel, das wilde Fleisch wegzubeizen, und die harten Ränder zu verzehren. Er vernichtet die verhärteten Drüsen, und nimmt die Warzen weg.

Man bereitet von dem fressenden Sublimat, der in Weingeist aufgelöst ist, ein gewisses Oel, das in dem venerischen Chanker dienlich ist, wo der Brand dazu schlagen will.

Das phagedenische Wasser wird mit einem halben Quentgen fressenden Sublimat verfertiget, den man in vier Unzen Kalkwasser zergehen läßt, man muß dazu das erste Kalkwasser nehmen. Man kann das phagedenische Wasser stärker und schwächer machen, so wie man es nöthig hat. Man kann statt eines halben Quentgens ein

ganzes

ganzes Quentgen in vier Unzen auflösen. Man kann aber auch das halbe Quentgen in eine Pinte Wasser werfen, und nur das zweyte oder dritte Kalkwasser dazu nehmen. Man kann auch nur gemeines Wasser dazu nehmen, und bey gewissen Gelegenheiten thut man nur achtzehn Grane fressenden Sublimat in ein Glas Wasser. Man bedient sich des phagedenischen Wassers, die alten Geschwüre zu reinigen. Ich habe bemerkt, daß die Geschwüre bey dem Gebrauche dieses Wassers besser geschworen haben, als nach dem Gebrauche der reinigenden Laugen.

Fernel beschreibt in seiner Abhandlung von der Venusseuche die Bereitung eines Wassers, welches in venerischen Geschwüren gute Dienste leistet. Er verordnet zwölf Gran fressenden Sublimat in sechs Unzen abgezogenes Wegebreitwasser zu thun, und in einem gläsernen Kolben auf glühender Asche so lange gelinde aufkochen zu lassen, bis das Wasser halb eingekocht ist.

Was den äußerlichen Gebrauch des fressenden Sublimats anbetrifft, so siehe hiervon das Kapitel von den Kröpfen nach.

Das 46. Kapitel.

Das versüßte Queckſilber, oder der weiße Adler.

Wenn man das versüßte Queckſilber machen will, so nimmt man vier Theile fressenden Sublimat, und drey Theile lebendiges Queckſilber. Reibet sie in einem marmornen Mörser mit einer hölzernen Keule zu einem feinen Pulver, indem ihr immer nach und nach das Queckſilber dazu thut. Hernach thut dieses Gemengsel in viele Kolben, die ihr bis zu einem Drittheil anfüllen müßt, setzt sie in das Sandbad ein, gebt anfänglich ein gelindes

Feuer, und vermehrt es hernach, bis die Sublimirung geschehen ist; hernach läßt man das Feuer ausgehen, und die Kolben kalt werden, die alsdenn zerschmissen werden. Man reibt den Sublimat zu Pulver, den man darinnen findet, und thut unter dem Reiben nach und nach einen Theil lebendiges Queckſilber dazu, welcher mit den drey Theilen, die man zu der ersten Sublimirung genommen hat, gleiche Theile fressenden Sublimat und lebendiges Queckſilber ausmachen wird. Hernach sublimirt man ihn wieder, wie das erste mal. Man wiederholt die Sublimirung zum dritten male. Hernach macht man ihn zu Pulver, und reibt ihn auf dem Reibestein, indem man ihn völlig mit Weingeist benetzt. Man läßt ihn an einem warmen Orte stehen, und wenn er trocken ist, so thut man ihn in ein Glas. Was unten im Kolben liegen bleibt, wirft man bey jeder Sublimirung weg.

Man muß diese Bereitung versüßtes Queckſilber oder den weißen Adler, und nicht versüßten Sublimat nennen. Denn wenn man blos Sublimat sagte, so könnte dieses Anlaß zu einem großen Irrthum geben, und fressender Sublimat verstanden werden. Man muß sich, so viel möglich, in einer Sache, wo der Irrthum so gar sehr gefährlich seyn kann, für allen Zweydeutigkeiten hüten.

Wenn man den versüßten Sublimat in Kolben macht, so bringt man nicht so lange mit der Arbeit zu, und folglich verfliegt desto weniger. Die Kolben erhitzen sich leichter, und fassen weniger Sublimat in sich. Die Dauer der Arbeit ist überhaupt der Menge der Materie proportionirt, die man aufsublimirt, wenn sich das übrige gegen einander verhält.

Bey dem Anfange der Arbeit muß man ein gelindes Feuer geben, bis die Sublimirung angeht. Alsdenn muß

muß man es vermehren und lebhaft fortfeuren, um ein festers und härteres versüßtes Queckſilber zu überkommen. Anfänglich macht man ein gelindes Feuer, und wiederholt die Sublimirung, um die Säure desto mehr zu zertheilen, und in dem Queckſilber zu concentriren.

Wenn man recht zu Werke geht, ſo hat man nur drey Sublimirungen nöthig, um ein gutes verſüßtes Queckſilber zu überkommen; es muß nicht mehr freſſend, aber laxirend ſeyn. Je mehr es ſublimirt wird, desto weniger laxirt es, und desto weniger löſt es ſich auf. Es muß nicht wie die Panacee wirken, denn ſonſt würde es den Speichelfluß erwecken. Man muß die rechte Mittelſtraße treffen. Ich zeige ſie an, indem ich die Vorſichten erkläre, die man bey den drey Sublimirungen beobachten muß, und dasjenige, was allen Zweifel heben muß, iſt der Weingeiſt, den ich darauf gießen laſſe. Eine merkliche Probe von der guten Wirkung, die der Weingeiſt darinnen hervor bringt, iſt der angenehme ätheriſche Geruch, den er dem Queckſilber verſchafft. Der Weingeiſt verſüßt die allerſchärfeſte Säure. Man muß den Weingeiſt weder über dem Feuer abrauchen, noch über den Helm abtreiben, ſondern man muß ihn an einem trocknen Orte, und wo kein Staub dazu kommen kann, verfliegen laſſen. Siehe das folgende Kapitel von den Pillen aus dem weißen Adler.

Das verſüßte Queckſilber iſt ein gutes auflöſendes und laxirendes Mittel, beſonders für veneriſche Kranken. Es kömmt von vier bis dreyßig Granen unter die Laxirpillen. Man miſcht es gemeiniglich unter die waſſerabführenden Mittel. Man verſetzt zum Exempel achtzehn bis zwanzig Gran mit zwölf Gran Jalappe, und ſechs bis acht Gran Diagrydium, die mit purgirenden Roſenſaft zu einem

Biſſen

Bissen gemacht werden. Man kann zuweilen zwey bis drey Gran Trochisc. Alhandel dazu thun.

Es giebt alte Venusseuchen und Zufälle oder Ueberbleibsel der Venusseuche, die man nicht anders als durch schweißtreibende Tisanen kuriren kann, die man nach den verschiedenen Fällen und verschiedenen Krankheiten verschieden verschreiben muß. Das versüßte Queckſilber ist bey dem Gebrauche dieser Tisanen sehr nützlich. Man nimmt alle Morgen, oder alle Abende davon in einem Bissen, der aus Lerchenschwamm, und weißen Adler, von jeden neun Gran besteht, und mit gereinigter Cassia, oder einem Laxirsafte gemacht worden. Wenn man keiner Hülfe nöthig hat, um den Leib offen zu halten, oder wenn dieser Bissen nicht diese Wirkung hervor bringt, und man die Säfte reinigen kann, wenn man öfters, nachdem es nöthig ist, laxirt, so nimmt man mit diesen Tisanen den antimonialischen Mohr.

Es ist auch der äußerliche Gebrauch des versüßten Queckſilbers nicht zu verachten. Man bedient sich desselben äußerlich nicht so, wie man es thun könnte. Das versüßte Queckſilber zu feinem Pulver gerieben, und mit ein wenig eitermachender Salbe vermischt, ist ein gutes Mittel in dem Chanker der Eichel und der Vorhaut. Wenn die Chanker oder die venerischen Geschwüre schmerzhaft sind, so vermischt man versüßtes Queckſilber und Bleyzucker mit Rosensalbe zusammen.

Der Gebrauch des versüßten Queckſilbers, der im Wasser aufgelöst ist, und zwar in Eibischwasser, um zu lindern, oder in Gerstenwasser, um zu kühlen und zu reinigen, oder in Wegebreitwasser, um zu kühlen und zu stärken, oder in Kalkwasser, um auszutrocknen, und dergleichen, ist sehr nützlich zu Einspritzungen in dem Tripper.

Man

Man hat den Gebrauch der Einspritzungen bey der Kur des Trippers zu sehr verkleinert. Hierzu hat Gelegenheit gegeben, daß einige Personen, von denen ich nicht glaube, daß sie die Unwahrheit sagen können, allein die ungeschickt waren, oder zur Unzeit die Höflichkeit begiengen, und dem umständigen Anhalten einiger junger unverständiger Herren Gehör gaben, welche verlangten, daß man ihren Tripper stopfte, weil sie zu Felde gehen, oder eine andere Verrichtung ausführen wollten, und vorschlugen, daß sie sich nachgehends wollten ordentlich kuriren lassen, wie man es für dienlich halten würde. Da nun diese Herren dadurch die Venusseuche bekamen, weil der Ausfluß des Giftes durch zusammenziehende Einspritzungen verhindert wurde, die man gleich in den ersten Tagen, ohne Aderlassen, oder Kühltränke und Laxirmittel, gebrauchen lassen, so kamen alle Einspritzungen in üblen Ruf. Allein man kann versichern, daß geschickt angebrachte Einspritzungen, die Geschwüre und andere Krankheiten der Harnröhre und Blase sehr wohl verhüten. Karl Musitan bediente sich bey der Kur des Trippers mit gutem Erfolg einer Einspritzung, die aus acht Unzen Wegebreitwasser bestand, worinnen zween Gran sehr klar geriebenes versüßtes Queckſilber aufgelöst war; man schüttelt dieses Wasser herum, und wärmt es, ehe man es einspritzt. Mayern giebt anfänglich die allgemeinen Mittel, und vollendet hernach die Kur der Tripper gemeiniglich in fünf Tagen, mit einer Einspritzung, die aus sechs Unzen Kalkwasser, einem Quentgen versüßten und klar geriebenen Queckſilber, und zwey Quentgen Rosenhonig besteht. Man sehe in dem ersten Bande das Kapitel von der Kur des Trippers nach.

Die Chineser brauchen das versüßte Queckſilber äußerlich; sie nennen es ken fen. Es ist das ihrige den Benzoeblumen

blumen sehr ähnlich. Es ist weiß wie Schnee, und man erblickt darinnen kleine leuchtende Brillanten. Das Queckſilberpflaſter, deſſen ſich die Chineſer bey veneriſchen Geſchwüren bedienen, beſteht aus Weyrauch, davon man das Oel ausgepreßt hat, aus Myrrhen, Auripigment, Drachenblut, von jedem vier und ſechzig Grane und $\frac{4}{5}$ eines Granes, von Kampher neun Gran und $\frac{1}{2}\frac{1}{1}$ Theile eines Granes, verſüßtes Queckſilber drey Quentgen und drey und vierzig Gran und ein Fünftheil eines Granes, Wachs zwey Quentgen funfzig Gran und zwey Fünftheile eines Granes, ungeſalznen Schmeer drey Quentgen drey und vierzig Gran und einen Fünftheil eines Granes.

Ich begreife nicht, worum in dem Gewichte der Sachen, woraus dieſes Pflaſter beſteht, ſo gar Theilgen von Granen vorkommen. Ich muthmaße, daß der chineſiſche Schriftſteller ſolches nach einem Recept herſetzt, das eine viel größere Menge Pflaſter vorſchreibt, und nach dem er in gehöriger Proportion alle Dinge vermindert hat. Inzwiſchen verſchreiben ſie auch getheilte Grane in ihren Queckſilberpillen, welche aus einem Quentgen ſieben und funfzig Granen und drey Fünftheil eines Granes verſüßten Queckſilbers, von jeden zwey Quentgen funfzig Gran und zwey Fünftheile eines Granes, geröſtete Geniſtenblumen und gebrannte Schildkrötenſchale, von jeden eine halbe Unze und ſechs und dreyßig Grane, alles zu Pulver gemacht, beſtehen. Man mengt drey Unzen und drey Quentgen Rockenmehl darunter, und macht mit Waſſer einen Teig davon, dem man in Pillen abtheilt, und davon man zwey Quentgen funfzig Grane und zwey Fünftheile eines Granes, ſechs bis ſieben Tage, und zuweilen zwölf Tage Morgens und Abends nimmt, die gemeiniglich mit einem Geſtanke des Mundes und mit Zahnſchmerzen, wie der Autor ſpricht, einen Speichelfluß erregen.

Das

Das 47. Kapitel.

Pillen von dem weißen Adler.

Um die Pillen von dem weißen Adler zu machen, so nehmet weißen Adler von der andern Sublimirung, reibt ihn, und gießt nach und nach so lange guten Weingeist dazu, bis der Weingeist drey Querfinger hoch darüber steht, hebt dieses Gemengsel in einem wohl verstopften Glase auf.

Hat man nun der Pillen aus dem weißen Adler von nöthen, so gießt man den Weingeist von dem weißen Adler ab, läßt ihn trocken werden, wiegt ihn, und verleibt ihn mit dem Schleim des ammonischen Gummi ein, der nach meiner Weise ohne Zusatz von gemeinem Wasser mit guten im Marienbade abgezogenen Erdrauchwasser ist bereitet worden.

Hernach macht aus dieser Masse kleine Pillen, wovon jede einen Gran wiegt.

Man könnte zu diesen Pillen den weißen Adler der dritten Sublimirung nehmen, die in dem vorhergehenden Kapitel ist beschrieben worden. Allein je öfterer er ist sublimiret worden, desto weniger ist er zur Heilung der venerischen Krankheiten kräftig. Der fressende Sublimat, den man jetzt wieder hervor sucht, um diese Krankheiten damit zu kuriren, ist sehr heftig, und hingegen wird der durch allzu viele Sublimirungen versüßte Sublimat zu unwirksam und zu unkräftig.

Das versüßte Queckſilber oder der weiße Adler laxiret nicht nur stärker als die Queckſilberpanacee, sondern ist auch kräftiger. Der weiße Adler und die Panacee sind auch jetzt nicht sonderlich mehr im Gebrauche, besonders weil man sie nicht mehr wie sonst bereitet. Man sublimirt gemeiniglich den weißen Adler zu oft, so daß er nicht mehr

laxirt,

laxirt, und wenn man ihn als ein Zertheilungsmittel lange fort braucht, so erregt er einen Speichelfluß, welcher gemeiniglich zur Unzeit kömmt.

Der Weingeist wirkt mehr in den weißen Adler, als in die Panacee. Die Säure des Salzes ist in dem weißen Adler nicht gänzlich concentrirt oder völlig bedeckt, weil die wiederholten Sublimirungen, und auch das vom neuen hinzu gekommene lebendige Queckfilber ihn mehr versüßt. Der Weingeist greift in den Theil des weißen Adlers ein, der sich durch wiederholte Sublimirungen versüßt.

Hat man keine Pillen von dem weißen Adler fertig, so muß man den Weingeist von dem weißen Adler abgießen, und mit der Confection von Hyacinthen, oder mit Erdrauchertract eine Einverleibung bewirken, bis die verlangten Pillen fertig sind.

Die Pillen von dem weißen Adler sind ein gutes Mittel die Mattigkeit zu vertreiben, welche von einem venerischen Gifte oder lymphatischen Verstopfung herkommt. Man giebt davon des Morgens, Nachmittags und Abends, und besonders Abends von einem bis sechs Gran ein. Des Nachts sind die Zasern nicht so sehr gespannt, die Säfte laufen wegen der horizontalen Lage des Körpers leichter in den Gefäßen herum, und die Ausdünstung geht in dem warmen Bette desto besser von statten.

Es ist gut, wenn man von Zeit zu Zeit laxirt, z. E. aller acht oder vierzehen Tage, und sich dabey öfters Klystiere setzen läßt.

Nach Verlauf vierzehen Tagen oder drey Wochen setzt man den Gebrauch dieser Pillen auf eben so lange Zeit aus, und nimmt in der Zwischenzeit Brühen, worinnen Grindwurzel, Borragen, Ochsenzungen und wilde Hindläuft abgekocht worden.

Wenn

Wenn man mit dem Gebrauche der Pillen aus dem weißen Adler aufhört, und auch ehe man sie wieder anfängt, muß man laxiren.

Wenn man die Pillen von neuem aussetzt, so nimmt man darzwischen Kräutersäfte, z. E. von Erdrauch, besonders wenn die böse Feuchtigkeit als Knoten, oder als Schwinden in die Haut geht. Oder Borragen und Körbel, wenn die Brust nicht richtig, oder das Gesichte gedunsen ist, oder Kresse, wenn eine verdickende Schärfe im Geblüte ist, die einen Scorbut verursachen könnte.

Man kann und soll diese Arztneyen nach den Zufällen dieser Krankheiten einrichten, die alle Larven an sich nehmen. Zuweilen sind die Molken dabey nützlich, um den Säften eine natürliche Flüßigkeit wieder zu geben, oder eine Tisane, die von Engelsüß, Klettenwurzel, Eibischwurzel und Grindwarzel gemacht wird.

Endlich beschließt man die Kur dieser langwierigen Krankheiten mit dem Gebrauche einer Tisane, die aus Salsaparilla und China besteht, und die ich schon vorher beschrieben habe.

Und man hebt auch diese Krankheiten durch die Milch, die man nach den verschiedenen Gelegenheiten verschiedentlich nimmt. Siehe den ersten Band von den verschiedenen Milchen nach.

Die Pillen des Belloste, deren Bereitung sich gleichfalls auch in dem Apothekerbuche der Facultät unter dem Namen Queckſilberpillen Pillulae mercuriales befinden, bestehen aus einer Unze auserlesenem Scammonium, und zwey Quentgen Zucker, die man zusammen in einem marmornen oder eisernen Mörser reibt, und zuweilen einige Tropfen Wein hinein fallen läßt, um das Scammonium und den Zucker aufzulösen, wozu viel Zeit gehört, um

eine Art von Seife daraus zu machen, worinnen man eine Unze gereinigtes Queckſilber tödtet, das man Kügelgen für Kügelgen hinein fallen läßt; endlich rührt man eine Unze gepülverte Jalappe darunter, und gießt Wein dazu, um der Maſſe eine ſolche Conſiſtenz zu geben, daß man Pillen daraus machen kann.

Man theilt dieſe Maſſe in Unzen, jede Unze in vier und zwanzig Theile, und jeden Theil in ſechs Pillen, ſo daß jede Pille vier Gran ſchwer iſt, und jedes mal Einnehmen ſechs Pillen ſind, die ſieben Gran Queckſilber in ſich halten.

Man nimmt gemeiniglich den dritten Theil von der Doſis dieſer Pillen, des Abends bey Bettegehen, nachdem man vorher eine Suppe zum Abendeſſen genommen hat, und die übrigen des Morgens nüchtern mit einem Schälgen von einem dünnen Kräuterthee, oder einem Becher warm Waſſer.

Man giebt deren nach dem Alter, der Stärke und der Leibesbeſchaffenheit des Kranken, mehr oder weniger. Zum Purgiren nimmt man davon von vier bis ſieben oder acht Pillen. Hat man willens die Säfte zu reinigen, ſo giebt man alle Tage eine, zwo bis drey, oder ſo viel davon, bis der Kranke mehr Oefnung davon hat, als ordentlich.

Bey dem Gebrauche dieſer Pillen muß man eine anfeuchtende beſänftigende Lebensart führen, und ſich zuweilen Klyſtiere ſetzen laſſen.

Die Wirkung der Queckſilberpillen iſt nicht blos auf die veneriſchen Krankheiten eingeſchränkt, ſie ſind auch in vielen andern Krankheiten nützlich, ſie ſind ſo gar gut die monatliche Reinigung zu befördern; man kann ſie zu der Zeit geben, wenn das Frauenzimmer ihre Monatsreinigung hat, und auch bey der Geburtsreinigung im Wochen.

Dieſe

Diese Pillen sind ein sehr gutes Mittel in Schwinden und Gichtflüssen. Sind diese Schmerzen hartnäckigt, so verstärkt man die Wirkung dieser Pillen, indem man alle Abende den schmerzhaften Theil mit ein wenig Queckfilbersalbe reibt, die man mit Pappelsalbe und eben so viel gereinigtem Queckfilber, das man unter dem Reiben nach und nach einträgt, zu diesem Endzwecke bereitet. Man kann auch zuweilen etwas Diaphoreticum minerale dazu thun. Die Alten hielten das Queckfilber für kalt, daher thaten sie unter die Queckfilbersalben Lorbeeröl.

Herr Couzier, Apotheker zu Paris, hat mir eine andere Vorschrift von den Pillen des Belloste gegeben, die man wie die vorher beschriebenen und in eben der Anzahl braucht. Um sie zu machen, tödtet man zwey Unzen Queckfilber in Terpentin. Man thut eine Unze gepülverte Senesblätter, eine halbe Unze gepülverte Salsaparille, anderthalb Quentgen gutes Scammonium, zwey Quentgen Mechoacannaextract, und ein Quentgen gummichten Turbitheextract dazu. Man mengt alles unter einander, und verleibt es mit Pfirsichblütensaft ein, um Pillen daraus zu machen.

Diese Pillen sollen in Geschwülsten, in Podagra und Gichtflüssen ungemeine Dienste thun.

Das 48. Kapitel.

Die Panacee des la Brune.

La Brune war ein chimischer Arzt, der zu Anfange dieses Jahrhunderts in Ansehung der venerischen Kuren berühmt war, und dem Ludwig der Vierzehende das Mittel abkaufte, das er Panacee nennte.

Dieser Chimiste nahm, wenn er die Panacee machen wollte, gereinigtes Quecksilber, löste es in Scheidewasser auf, ließ diese Auflösung bis zu der Dicke des Salzes abrauchen, das er mit verknistertem Küchensalze und mit weiß gebranntem Vitriol vermengte. Er nahm von diesen drey Sachen zu gleichen Theilen, mischte sie unter einander, und ließ sie sublimiren.

Was sich davon sublimirt hatte, machte er zu Pulver, vermischte es mit so viel verknistertem Salze, und der Helfte roth gebrannten Vitriol, und sublimirte es wie das vorige mal.

Diesen zweyten Sublimat rieb er noch auf dem Porphyr, vermischte ihn mit eben so viel trocknem Salze, und sublimirte ihn.

Er rieb diesen Sublimat nochmals, vermischte ihn mit eben so viel Salz, und sublimirte ihn wieder, dieses wiederholte er sechs mal, so daß mit der ersten Sublimirung sieben heraus kamen. Endlich sublimirte er ihn zum achten male, aber dieses mal ohne allen Zusatz von Salz.

Bey dieser Sublimation bleibt die Materie auf dem Boden des Gefäßes viele Stunden lang im Flusse, wie ich schon gesagt habe. So bald man sieht, daß sie geflossen ist und kocht, so muß man das Feuer der Sublimirung halber nicht weiter verstärken, weil dadurch das Gefäße zerspringen würde, sondern man muß vielmehr das Feuer vermindern, nicht daß man es aus dem Ofen heraus nimmt, sondern nur, daß man die Register verschließt, weil man eine hinlängliche Hitze erhalten muß, damit die Sublimirung vor sich geht.

Das war der fressende Sublimat des la Brûne, in welchem viel Säure vereiniget war, welche ihn salzigter und stärker machte.

Er

Er vermischte durch Reiben zween Theile von diesem Sublimat mit einem Theile gereinigten Queckſilber, und ſublimirte ſolches, um ein verſüßtes Queckſilber zu machen, daß er noch neun mal wieder ſublimirte, welche mit den acht vorhergehenden Sublimirungen ſechzehen Sublimirungen ausmachten, die bey Bereitung der Panacee geſchahen.

Endlich rieb er dieſe Panacee in einem marmornen Mörſer, und goß nach und nach Weingeiſt dazu, den er hernach wieder abgoß, um den zart geriebenen Theil der Panacee zu bekommen. Den Reſt rieb er immer fort, und goß auch wieder Weingeiſt zu, den er wie das erſte mal auch wieder abgoß. Und dieſe Arbeit ſetzte er ſo lange fort, bis er die ganze Panacee mit dem Weingeiſte abgegoſſen hatte.

Er würzte den Weingeiſt, den er zu dieſer Arbeit nahm, mit Zimmet, Macis, Nelken, der gelben Schale der Citronen, und mit Ambra.

Er that den Weingeiſt mit der Panacee in einen Kolben, ſetzte ihn in das Sandbad ein, und ließ ihn drey Wochen lang darinnen wohl verſtopft in Digeſtion ſtehen. Er rührte die Panacee alle Tage in dem Weingeiſte um, indem er das Gefäße mit der Hand ſchüttelte.

Endlich trieb er den Weingeiſt ſo weit über, bis die Panacee trocken war.

Er hörte mit dem Uebertreiben auf, ehe die Panacee ganz trocken war, und die Hitze der Gefäße ſie vollends trocken machen konnte. Ja man kann ſie auch in der Luft völlig trocken werden laſſen, wenn man ſie dahin ſetzt, denn hält man mit dem Feuern ſo lange an, bis die Panacee völlig trocken iſt, ſo wird ſie ſich ſublimiren.

Man könnte den darüber ſtehenden Weingeiſt abgießen, und ihn zu gleichen Gebrauch anwenden, und die Panacee

in einer trocknen Luft und bequemen Orte trocken werden lassen. Allein man muß den Weingeist nicht über Feuer abrauchen lassen. Es bleibt bey der Destillation mehr Materie zurück, als bey dem Abrauchen. Ich habe dieses bey Untersuchung der mineralischen Wasser bewiesen.

Der Weingeist versüßt die Panacee, wie er den weißen Adler versüßt, das ist, auf eben die Weise. Je länger man sie zusammen digeriren läßt, je besser es ist.

Der Erfinder nahm das versüßte Queckſilber zu machen, das Queckſilber, das er aus dem Spießglaszinnober reducirte, der mit dem dritten Theile von seinem fressenden Sublimat und rohen Spießglas gemacht war.

Die Panacee sieht im Stücke wie Wasser oder Eiß aus. Reibt man sie aber im Mörser, oder auf dem Porphyr, so ist sie gelb. Sie wird einige Tage darauf gelb.

Man macht eine Art Pillen, wo in jeder Pille ein Gran Panacee ist. Man verleibt deswegen die Panacee mit dem Schleim von Gummi Tragantk ein, und läßt sie trocken werden. Es ist eine sehr bequeme Sache, die Panacee auf solche Art in Pillen zu haben, allein man muß das Gewichte dabey zu Rathe ziehen, und sie nicht blos nach dem Gesichte schätzen, welches bey dem Gebrauche dieses Mittels eine gefährliche Ungleichheit verursachen würde. Und der Arzt muß auch bey dem Gebrauche Achtung geben lassen, ob der Kranke nicht diese Pillen durch den Stuhl wieder ganz von sich giebt, sonst könnte man statt des Traganthschleimes eine weiche Rosenconserve oder die de Kirnorrhodon nehmen.

Man hat sonst dieses Mittel sehr stark zur Heilung der Venusseuche angewendet; man muß den Kranken dazu vorbereiten, wie man ihn zur Kur des Reibens vorbereitet, die Bäder ausgenommen, welche nicht so gar unumgänglich

gänglich nöthig sind, wenn man die Panacee nehmen will, als wenn man sich des Einreibens des Queckſilbers bedienet.

Wenn man die Säfte durch Aderlassen gemindert hat, im Fall es nöthig ist, wenn man das Geblüte durch gehörige Kräuterbrühen und Laxirmittel gereiniget, und dem Geblüte durch häufiges Getränke und einige Bäder eine hinlängliche Flüßigkeit und den Zasern eine gehörige Schlappigkeit verschafft hat, so kann man die Queckſilberpanacee nehmen lassen. Man giebt den ersten Tag davon vier Grane, und zwar den Abend, da man Morgens vorher das letzte Laxirmittel zur Zubereitung genommen hat. Den Morgen darauf nimmt man fünf Gran, und den Abend sechs Gran, und so nimmt man sie täglich zwey mal, und steigt bey jedem mal nehmen mit einem Grane, so lange bis der Speichelfluß angeht. Hernach hört man auf die Dosin der Panacee zu vermehren, bis man sieht, daß sie nicht mehr hinreichend ist, alsdenn fängt man wieder an sie zu vermehren, und so verfährt man vierzehn Tage bis drey Wochen.

Der Kranke muß in seinem Bette bleiben, so lange als er nur kann, und muß sich nicht erkälten, wenn er aufsteht, weil er zuweilen im Bette schwitzt, welches bey diesen Umständen für ihn sehr vortheilhaft ist.

Man läßt ihn des Morgen anderthalb Stunden nach genommener Arztney eine Brühe nehmen. Man giebt ihm nichts als Brühen und Gerstenschleim in Wasser gekocht zu essen, und ein starkes Gerstenwasser zum Getränke.

Wenn der Speichelfluß angegangen ist, so muß man mit dem Gebrauche der Panacee nicht fortfahren, so lange er nicht aufgehört hat, außerdem ist zu besorgen, daß man die Sache zu weit treibt, und dem Kranken ein schleichend

Fieber verursacht, daran er umkommen würde, oder hat er eine schwache Brust, so stirbt er an einer Brustkrankheit.

Hört man hingegen mit dem Gebrauche der Panacee auf, wenn sich der Speichelfluß angefangen hat, und fängt wieder damit an, wenn er fast aufgehört, und man dem Kranken laxirt hat, so wird man mit der Kur glücklich seyn. Ja man hat nicht einmal nöthig mit diesem neuen Gebrauche wieder einen Speichelfluß zu erregen, man darf nur wenig auf einmal von der Panacee geben, oder dabey feste Speisen, als Reis, Semmelklösgen, Suppen, und hernach frische Eyer essen. Man kann auf solche Art mehr von der Panacee geben, und so gar jeden Tag damit steigen, ohne einen Speichelfluß zu befürchten. Man muß auch, wenn man mit dem Gebrauche der Panacee aufhören will, und auch, wenn man gänzlich damit aufgehört hat, den Kranken öfters purgiren, welcher oft noch einige Zeit lang von den Zufällen sich angefochten findet, weswegen man ihn dieses Mittel nehmen lassen. Man muß überhaupt auf die ersten Wirkungen des Queckfilbers sehr genau Achtung geben, man mag es auf eine Art gebrauchen, auf welche man will. Das Queckfilber besitzt die Eigenschaft, daß es sich zu einer Art der bösen Säfte gesellet, die öfters in dem menschlichen Blute sind, besonders wenn sich ein venerischer Gift oder ein Scorbut darinnen befindet. Das Queckfilber vereiniget sich mit dieser Schärfe, wird fressend, und verursacht überall eine Geschwulst und eine Eiterung, wo er sich nur in dem Zustande befindet, es sey im Fleische, oder in Drüsen, oder in Nerven, oder in den Knochen selber. Es rühren daher fast alle Zufälle, die das Queckfilber verursachen kann.

Man muß es, so viel möglich ist, in seiner Wirkung auf so eine Art regieren, daß es gleich in die Säfte des

Körpers

Körpers übergeht, ohne sich lange Zeit in seinen Gefäßen aufzuhalten, und man muß besonders verhindern, daß es sich in keinem Theile des Körpers aufhalte, wo es eine gefährliche Anhäufung verursachen würde. Man muß die Ausführungsgänge offen, und die Säfte flüßig erhalten. Uebrigens kömmt alles darauf an, daß man es in sattsamer Menge, und zu einer geschickten Zeit, wenn man lariren will, nimmt, aber nicht zu viel und zu geschwinde, weil dieses Unordnungen verursachen wird.

Man kann die Venusseuche mit der Panacee ohne Speichelfluß, das ist, durch die Tödtung kuriren. Man muß sie aber, um dieses zu vollführen, bey dem Mittag- und Abendessen nehmen, anfangs wenig davon, aber täglich etwas mehr, wie ich oben gesagt habe. Man muß blos nach seinem Appetit, aber nicht mehr essen, als der Magen verdauen kann, und auch kein geräuchert Fleisch, sondern blos frisches, es sey gekocht oder gebraten, ohne Gewürze, und nicht viel, so daß man mehr Brod ißt, und nichts als Wasser trinkt.

Will man die Venusseuche ohne Speichelfluß mit der Panacee kuriren, so hat man nicht nöthig beständig im Bette oder im Zimmer zu bleiben, man darf nur warm bekleidet seyn, und nicht ausgehen, wenn der Wind kalt geht.

Man bedient sich zuweilen der Panacee die Wirkung des Reibens zu unterstützen; allein man muß allemal vom Kleinen anfangen, wenn man sie brauchen will. Ich bin von einer Person um Rath gefragt worden, die zwey Tage nach einander zwölf Grane Panacee täglich genommen, und auf einmal von einem heftigen Speichelfluß überfallen worden, der sich sehr schwer mäßigen ließ. Man muß von dem Queckfilber allemal die ersten vier bis fünf Tage wenig nehmen, es mag auf eine Art verordnet werden auf

was es für eine wolle, weil man Temperamente antrifft, wo dieses Mittel überaus leicht und stark wirket. Daher muß man, wenn man anfängt das Queckſilber zu nehmen, die Leibesbeſchaffenheit beſonders in dieſem Stücke erforſchen.

Es muß die Panacee nicht genommen werden, wenn der Kranke ſcorbutiſch iſt, weil das Queckſilber mit dem ſcorbutiſchen Speichel vereiniget, freſſend wird, wie gleichfalls geſchieht, wenn er ſich mit dem veneriſchen Speichel vereiniget, wodurch er während des Speichelfluſſes Geſchwüre in dem Munde oder in den Eingeweiden verurſacht, wenn er dahin geht. Allein die Nachtheile des von der veneriſchen Schärfe freſſend gemachten Queckſilbers ſind durch den Vortheil der geheilten Venusſeuche reichlich vergolten, wenn ſie nicht außerordentlich ſind. Hingegen darf man ſich in dem eigentlich ſo genannten Scorbut davon keinen Nutzen verſprechen, ſondern das Queckſilber vermehrt vielmehr die Zufälle, die in einer Auflöſung des Blutes u. ſ. w. beſtehen.

Man kann ſich der Panacee bedienen, um die Kur des Trippers zu vollenden. Man läßt Abends und Morgens, drey, vier, fünf, oder ſechs Gran nehmen, und man laxiret bey dieſem Gebrauche alle vier oder fünf Tage. Siehe das Kapitel von den Pillen aus dem weißen Adler.

Man nimmt auch die Panacee zur Kur gewiſſer Venusbeulen, die zuweilen bey dem Tripper ſind. Man legt zu gleicher Zeit auf dieſe Beulen das Pflaſter des Vigo mit vier Theilen Queckſilber, wenn es nicht nöthig iſt ſie zu öfnen.

Man macht von zehn Granen Panacee und fünf Granen Aloe, die mit der Confection Hamech einverleibet worden, einen gehörig vertheilenden Biſſen, um Abends vor dem Laxirmittel zu nehmen.

Für

Für alte und hartnäckigte Schwinden läßt man mit gutem Erfolg verschiedene Monate hindurch von der Panacee aus dem Queckſilber einen Gran des Morgens, den zweyten beym Mittagseſſen, und den dritten bey Schlafengehen nehmen. Man laxirt den Kranken von Zeit zu Zeit. In heißen Tagen nimmt man Molken und Erdrauch. Iſt es aber kalt, ſo trinkt man einen Thee von Grindwurzel und Erdrauch, und Brühen von Borragen, Lattich, Scabioſen und Körbel, wenn die Witterung gemäßigt iſt. Und dabey beobachtet man ein gelindes und kühlendes Verhalten, vermeidet das Salz, ißt wenig Fleiſch, und trinkt wenig Wein. Man heilt endlich dieſe alte Schwinden ſo wohl durch dieſe Mittel, als auch durch dieſes Verhalten, wenn der Kranke Geduld hat, und nicht ſo unbillig iſt, daß er von dem Arzte verlangt, er ſoll ihn an dieſer von Natur hartnäckigten Krankheit geſchwinde helfen.

Das 49. Kapitel.

Von dem Spießglaſe.

Man muß dasjenige Spießglas auswählen, das die längſten und glänzenſten Spieße hat. Das beſte hat eine rothblaulichte Farbe, welche man die Taubenhalsfarbe nennt.

Aus dem Spießglaſe ſind ſchon ſeit langer Zeit große Arztneyen gemacht worden, und ob man es gleich jederzeit für giftig gehalten hat, ſo hat doch die Wirkſamkeit der daraus bereiteten Arztneyen alle Bemühungen derjenigen niedergeſchlagen, die zu allen Zeiten geſucht haben, es verdächtig und verhaßt zu machen.

Dieſe Vorurtheile haben gemacht, daß man ſich lange Zeit gefürchtet hat, ſolches roh zu geben. Kunkel iſt

einer

einer von den ersten gewesen, der sich dieses unterstanden hat. Die guten Wirkungen des rohen Spießglases sind heut zu Tage den meisten Aerzten bekannt. Es kömmt unter das Gegengift des Nicolaus Myrepsus. Man macht Spießglasmorschellen, welche von Kunkeln den Namen haben. Man findet die Vorschrift dazu in dem brandenburgischen Apothekerbuche, unter dem Titel Morsuli restaurantes Kunkelii. Diese Morschellen bestehen aus abgeschcelten süßen Mandeln und frischen Pinichen, von jeden eine halbe Unze; Zimmet, ein Quentgen; kleine Cardomomen, ein halb Quentgen; gutes rohes Spießglas, vierthalb Quentgen, und vier Unzen guten Zuckerkant, der in gleichen Theilen Rosen- und Zimmetwasser aufgelöst worden. Hieraus macht man Morschellen von einem Quentgen, davon jedes fünf Gran rohes Spießglas in sich hält.

Da die Mandeln und Pinichen gerne ranzicht werden, so verschreibe ich an ihre Stelle in diese Spießglasmorschellen eingemachte Citronenschalen und Stärke, oder ordentliches Mehl.

Kunkel hat das rohe Spießglas zuerst selber in heftigen rheumatischen Schmerzen am linken Arme mit einer Lähmung gebraucht. Er hat es so gleich sieben Tage nach einander genommen, und mit fünf Gran angefangen, und mit fünf und dreyßig aufgehört. Er sagt, daß er es in Rosenconserve genommen. Er setzte den Gebrauch desselben drey Tage aus, dunstete diese Zeit über, und ließ außerordentlich Urin.

Da er den zehenden Tag einen Ekel für der Conserve hatte, so ließ er Morschellen mit eingemachter Citronenschale und Zimmet daraus machen, und in jede Morschelle fünf und zwanzig Gran Spießglas thun. Er nahm alle Tage eine von diesen Morschellen in drey Theile getheilt.

Den einen davon nahm er des Morgens, den andern des Nachmittags, und den dritten Abends, und wurde davon gesund.

Fünf Jahre darnach wurde er mit einem viertägigen Fieber befallen, wobey er Schmerzen zwischen den Schultern hatte, er sagt, daß er damals das rohe Spießglas mit eben dem guten Erfolg gebraucht habe.

Das rohe Spießglas wirkt durch die Ausdünstung und durch den Urin, und dieses vermuthlich daher, weil es etwas verstopft. Man läßt es in der bösartigen rothen Ruhr mit Rosenconserve nehmen, und zu zwölf Granen in einem Tage etliche male und verschiedene Tage nach einander.

Zu den Zeiten des Dioscorides schrieb man dem Spießglase die Kraft bey, daß es die Ausführungsgänge des Körpers verschlösse, kühlte, das wilde Fleisch wegbeizte, zuheilte, und die Geschwüre der Augen reinigte. Man hat dieser letztern Eigenschaft halber das Spießglas πλατυόφθαλμον genennt, und weil es das Frauenzimmer die Augen zu zieren brauchte.

Endlich schrieb ihm Dioscorides eben die Eigenschaften als dem gebrannten Bleye zu: Er spricht, wenn man es unter frisch Fett gerührt auflegt, wenn man sich gebrannt hat, so werden keine Blasen. Vermengt man es mit Wachs und etwas Bleyweiß, so heilt es die Geschwüre, welche einen Grind haben.

Das rohe Spießglas hält viel Schwefel in sich, der mit dem gemeinen Schwefel überein kömmt. Vermuthlich ist dieses Ursache, daß es besonders für die Krankheiten der Haut, und in gewissen Brustkrankheiten, dergleichen die Engbrüstigkeit ist, dienlich ist.

Der

Der König ist in dem rohen Spießglase mit dem Schwefel verbunden, so wie das Queckſilber in dem Zinnober mit dem Schwefel verbunden ist. Das rohe Spießglas und der Zinnober sind einander nicht blos in Ansehung des mineralischen Schwefels gleich, den sie in sich halten.

Es giebt Chimisten, die das Spießglas für eine Art Queckſilber halten, das durch einen metallischen Dunst ist figirt worden. Man preiset das rohe Spießglas wie den Zinnober in convulsivischen Krankheiten, und besonders in der fallenden Sucht an.

Die größte Eigenschaft des rohen Spießglases besteht darinnen, daß es die Säfte reiniget. Es ist ein gutes Mittel in den scharbockischen, venerischen und andern Verderbungen der Säfte. Es ist ein geschicktes Mittel wider die Verstopfungen, in Entkräftungen, und bey rachitischen Kindern.

Man muß sich zum Gebrauche dieses Mittels durch ein Laxirmittel vorbereiten, und solches unter der Kur wiederholen. Man trinkt auch zu gleicher Zeit ein Decoct von Kräutern, die sich zu den besondern Fällen schicken. Es ist öfters nützlich die Wirkung des Spießglases durch die Wirkung des Queckſilbers zu unterstützen. Man findet das rohe Spießglas und das Queckſilber in dem antimonialischen Mohr vereiniget an. Siehe das Kapitel von dem antimonialischen Mohr.

Die Dosis des rohen Spießglases ist von einem bis neun Gran, und man kann es täglich vier mal geben, und folglich alle Tage ein halb Quentgen. Man muß allezeit mit der geringsten Dosis anfangen, und allemal, nachdem es wirkt, mit einem Gran steigen.

Wenn

Wenn man rohes Spießglas nimmt, so muß man sich alles Sauren enthalten, sonst wird man Ekel und Ohnmachten bekommen. Ich habe aus der Erfahrung, daß der blanke Wein das rohe Spießglas auflöst, und ob schon das Spießglas in seinem natürlichen Stande nicht schädlich ist, so ist es doch hingegen nachtheilig, wenn es aufgelöst ist. Es hat dieses mit dem Bleye gemein, welches das Fleisch nicht angreift, so lange es sich in seiner natürlichen Beschaffenheit befindet, und welches sehr schädlich ist, wenn es aufgelöst ist. Es ist daher nicht ohne Ursache gewesen, daß man es das Bley der Weisen genennet. Ich habe noch mehr Eigenschaften bey ihnen gefunden, die sie mit mit einander gemein haben.

Als ich rohes gepülvertes Spießglas mit blanken Wein hatte digeriren lassen, so hatte dieser Wein einen küpferichten und eisenrostigen Geschmack bekommen. Das wenige, was ich in meinen Magen brachte, beschwerte mich zwölf Stunden lang, und ich lernte daraus, daß eine aus dem rohen Spießglase mit Wein gemachte Tinctur nicht zu brauchen ist, wie ich zu verfertigen vorhatte. Der Versuch ist mir noch übrig, ob man nicht einen Spießglasbalsam mit Anis, oder einen andern machen kann, wie man z. E. einen Schwefelbalsam mit Anis macht.

Diese Bemerkungen geben zu erkennen, daß man das rohe Spießglas denjenigen nicht geben muß, die Säure im Magen und in den Säften haben, wo man nicht diese Säfte vorher versüßt und ausgeführt hat. Zuweilen thut man wohl, wenn man absorbirende oder alkalische Mittel dem rohen Spießglase zusetzt, dergleichen Perlenmutter, Corallen, Krebsaugen, Kreide von Briancon, gereinigte und klar geriebene Muschelschalen sind.

Es

Es finden sich Gelegenheiten, wo es nöthig ist das rohe Spießglas mit Eisensafran zu vereinigen, z. E. acht Gran mit Thau zubereiteten Eisensafran mit vier Gran zart gepülverten rohem Spießglas. Man kann die Gaben und Verhältnisse dieser beyden Arztneyen nach den Umständen verändern.

Man bedient sich des rohen Spießglases sehr häufig in Tisanen. Man thut eine Unze in jede Pinte Wasser. Man zerbricht es vorher in kleine Stücke, und bindet es in ein Tuch mit einem Faden, um einen Knoten daraus zu machen. Eben dieser Knoten geht allemal wieder zu einer neuen Tisane an.

Wenn man in die Tisanen Spießglas thut, so muß man keinen Wein darunter thun, wie ich zuweilen habe thun lassen, um bey Lähmungen zu trinken, die auf wässerichte Schlagflüsse gefolget sind, und sehr gute Wirkung gehabt hat, so daß der Kranke nicht nöthig hatte in ein warmes Bad zu reisen.

Das 50. Kapitel.

Von dem Glase des Spießglases.

Wenn man Glas aus dem Spießglase machen will, so muß man das Spießglas klar stoßen, und in einer irdenen nicht verglasurten Schüssel über ein gemäßigtes Feuer setzen, welches aber doch so stark ist, daß das Spießglas davon raucht, aber nicht schmelzt. Macht man ein etwas stärkeres Feuer, und rührt das Pulver nicht mit äuserster Sorgfalt an allen Orten recht herum, so wird ein Theil weich werden, zusammenpacken, und ganze Stücken entstehen. Wenn man gewahr wird, daß die Materie auf solche Art zu ganzen Stücken geworden ist, so

muß

muß man sie vom Feuer wegnehmen, die Stücken in einen Mörser thun und wieder klar stoßen. Hernach setzt man alles wieder über das Feuer, um die Kalcinirung bey größerer Vorsicht zu vollenden. Sie ist alsdenn geschehen, wenn das Pulver nicht mehr raucht, wenn es keinen Geruch von sich giebt und weißgrau aussieht. Hernach schüttet man es in einen Schmelztiegel, der zwischen glühenden Kohlen steht, bedeckt den Schmelztiegel, macht eine halbe Stunde lang durch Zublasen ein heftiges Feuer, um die Materie geschwinder in einen vollkommenen Fluß zu setzen. Um sich davon gewiß zu überzeugen, so stößt man mit einem eisernen Stab hinein. Fühlt man unten im Tiegel keinen Widerstand, und sieht, wenn man den Stab zurück gezogen hat, daß sich die Materie am Ende in Fäden zieht, und durchsichtig ist, wenn sie kalt geworden ist, so nimmt man den Schmelztiegel so gleich vom Feuer, und gießt die geflossene Materie auf einen heißen Marmor, oder in eine platte kupferne Schüssel, und läßt sie kalt werden. Und diese nennt man Glas aus dem Spießglase. Es muß zerbrechlich, ohne Geschmack, ohne Geruch, durchsichtig und rothgelb, das ist, hyacintenfärbig seyn.

Diese Arbeit ist schon lange bekannt gewesen. Mathioli beschreibt sie vollkommen gut in seiner Auslegung des Dioscorides. Dioscorides spricht, wenn man gebranntes Spießglas haben will, wie man gebranntes Bley hat, so muß man es in Teig wickeln, und so lange unter lebendige Kohlen legen, bis diese Umwickelung so roth wie eine glühende Kohle ist. Hernach thut man es heraus, und wirft es in Frauenmilch oder alten Wein. Dioscorides giebt auch noch eine andere Art an das Spießglas zu brennen. Sie besteht darinnen, daß man es auf glühende Kohlen legt, und so lange bläst, bis es sich ent-

zündet. Denn brennt man es zu lange, so wird es zu Bley, spricht dieser alte Arzt; er nennt aber den reguliniſchen Theil des Spießglaſes Bley.

Das kalcinirte Spießglas zerfrißt die Tiegel, worinnen man es schmelzt, fast eben so, wie es die Silberglätte macht. Daher kann man in einem Tiegel das Glas des Spießglaſes nicht oft machen.

Der Schwefel des rohen Spießglaſes, das man kalcinirt, zerfrißt das Eisen, und verwandelt es in einen Eisensafran, welcher die ganze Arbeit der Verfertigung des Glaſes aus dem Spießglaſe verdirbt. Ich habe mich dazu einer gläsernen Röhre von einem zerbrochnen Wetterglaſe bedienet.

Es ist gut, wenn man weiß, daß das Eisen, welches viel Oel bey sich hat, und solches leicht von sich läßt, das verkalkte Spießglas wieder zu einem Spießglaskönig macht. Wenn man dahero lange Zeit mit einem eisernen Stabe rührt, so bekömmt man leicht an der Spitze des Stabes kleine Kügelgen vom König zu sehen, wenn der Spießglaskalk fließt.

Man kann auch das Glas des Spießglaſes aus dem König machen, wenn man ihn auf eben die Art verkalkt.

Herr Stahl (*) glaubt, daß das Glas des Spießglaſes, welches aus dem König gemacht worden, weit reiner als dasjenige ist, welches man aus rohem Spießglaſe bereitet. Das schweißtreibende Spießglas, welches von dem ordentlichen Spießglaskönig gemacht worden, ist weißer als dasjenige, welches von rohem Spießglaſe gemacht worden. Diese Unreinigkeit ist also in dem andern Theile, welcher ein dem gemeinen Schwefel ähnlicher Schwefel ist.

Fast

(*) Fundamenta Chimiae pag. 208.

Fast alle Chimisten, und die besten Schriftsteller, z. E. Zwelfer, sagen, wenn man ein durchsichtiges Glas aus dem Spießglase haben wollte, so müßte man das Spießglas so gleich, wenn es verkalkt ist, in einen Schmelztiegel thun, um es zu schmelzen, außerdem, wenn man es etliche Tage stehen ließe, so bekäme man es selten helle. Und eben dewegen sagen sie, wäre es sicherer, um ein durchsichtiges Glas aus dem Spiesglase zu erhalten, wenn man diese Arbeit bey hellem Wetter verrichtete.

Diejenigen, welche in der Chimie arbeiten, wissen daß das Wetter viel zu den Operationen beyträgt. Es ist kein Aberglaube, wenn man davor hält, daß Kalk, der lange Zeit in der Luft gelegen hat, von dem Kalke unterschieden ist, der nur aus dem Ofen kömmt. Der Kalk zieht die Feuchtigkeit der Luft, und die darinnen aufgelösten Dinge begierig in sich. Jeder vernünftiger Mensch giebt zu, daß die Luft mehr oder weniger mit fremden Dingen angefüllet ist, die von der Ausdünstung aller Körper herkommen. Nun weiß man auch, wie leicht sich die Farbe und Durchsichtigkeit eines Körpers verändert. Eine Kleinigkeit macht eine andere Farbe.

Unterdessen behauptet doch ein neuerer Schriftsteller das Gegentheil durch die Erfahrung. Der verstorbene Herr Boulduc pflegte im königl. Garten zu sagen, daß er aus der Erfahrung wüßte, daß man das Glas des Spießglases so gleich, und wo möglich, an einem schönen Tage schmelzen müßte, wenn es schön ausfallen sollte.

Wenn das Glas des Spießglases dunkel ist, und man will es durchsichtig haben, so reiben solches einige, kalciniren es wieder, und schmelzen es nochmals, und dieses wiederholen sie auch wohl viele male. Andere ziehen, wenn sie es nicht durchsichtig genug finden, die Tinctur mit

Grünspangeist heraus, lassen es trocken werden, und schmelzen es wieder.

Man muß nicht glauben, je mehr man das Spießglas verkalket, je besser würde das Glas gerathen. Es ist viel mehr ein bestimmter Punkt, den man treffen muß, wenn es schöne werden soll. Verkalkt man es zu sehr, so ist der Kalk nicht in Fluß zu bringen, und verliehrt die brechenmachende Eigenschaft. Hat man das Spießglas sattsam kalcinirt, und ihn nicht nur seinen mineralischen Schwefel, sondern auch seinen ölichten Grundtheil, und auch den Theil benommen, der ihn schmelzbar macht, und man thut hernach dieses Pulver in einen glühenden Tiegel, und kalcinirt es so lange, bis es weiß wird, so wird man ein gutes Mittel haben, die verdickten Säfte aufzulösen, und auch die kalten Geschwülste zu heben. Her Falconet hat mir gesagt, daß er dieses Pulver bis zu fünf und zwanzig Gran mit gutem Erfolge brauchen gesehen.

Martin Ruland nennt den Spießglaskalk, wenn er zur Verfertigung des Spießglasglases kalcinirt ist, geheiligte Erde, so wie er seine brechenmachende Infusion gesegnet Wasser nennt.

Je weißer das Glas aus dem Spießglase ist, desto weniger macht es Brechen. Man macht mit dem Glase aus dem Spießglase Morschellen, und Zetlein zum Brechen und zum Purgiren. Die Gefahr dieser Mittel kömmt von ihrer Stärke her, die niemand ohne Verordnung eines Arztes nehmen muß.

Das Mittel der Charite eines Krankenhauses zu Paris, das man moclique nennet, besteht aus gepülverten Glase aus dem Spießglase, das man in reinem Wasser wohl auswäscht, und an der Sonne trocken werden läßt. Dieses Pulver vermischt man mit zwey mal so viel klarem

Zucker

Zucker. Man befeuchtet alles mit Orangenwasser, um eine Art von Teig, und aus demselben Morschellen zu machen. Man giebt davon in der Mahler- und Bleykolik von achtzehn bis acht und vierzig Granen. Siehe die Kur dieser Krankheit in dem ersten Bande auf der 290. Seite nach.

Man macht seit einigen Jahren eine Arztney, die gewichstes Glas aus dem Spießglase genennet wird. Wenn man es bereiten will, so thut man ein Quentgen gelbes Wachs in einen eisernen Löffel, und wenn dieses Wachs geschmolzen ist, so thut man eine Unze klar gepülvertes Glas aus dem Spießglase dazu. Das Glas schmelzt sehr leicht mit dem Wachs, und man rührt es so lange beständig um, bis das Gemenge an Farbe wie Tabak sieht, alsdenn thut man es vom Feuer weg.

Dieses Mittel ist zuerst zu Edinburg in der rothen Ruhr gebraucht worden, wo es gut ist, Brechmittel zu nehmen. Einige Aerzte sagen, daß das mit Wachs bereitete Glas aus dem Spießglase gut in Blutstürzungen ist. Sie lassen das erste mal nur zween Gran nehmen, und steigen damit bis auf vier und zwanzig. Eine Person, welche vier und zwanzig Grane davon genommen hatte, ohne daß es eine Ausführung erregte, nahm den folgenden Tag sechzehn Grane, das sie laxirte. Diese Ungleichheit in den Wirkungen dieses Mittels rührt wahrscheinlicher Weise, wenigstens zum Theil, davon her, daß sich das Glas des Spießglases durch das Wachs wieder in einen König verwandelt, und es wirkt mehr oder weniger, nachdem es mehr oder weniger König in sich hält.

Das Glas des Spießglases macht Brechen, und solches mehr oder weniger, nachdem es mehr oder weniger klar gerieben ist. Man giebt es von einem bis zu fünf

Granen. Wenn über dem Glase des Spießglases Weingeist abgebrannt wird, so vermindert sich seine Brechkraft. Man muß den Weingeist drey mal darüber abbrennen, und das Glas des Spießglases allemal vorher wieder reiben. Der in Weingeist aufgelöste und über dem Glase des Spießglases getrocknete Mastix macht, daß es blos laxirt, weil dieser Firniß nicht eher als in den Gedärmen davon wieder los geht, und man muß es alsdenn in größerer Menge geben.

Man hat sonst das Glas des Spießglases in Substanz häufiger gegeben. Man hielt es für ein gutes Laxirmittel in der Pest. Freytag und Kerner, zween Aerzte in Böhmen, preisen es als ein Mittel wider die Pest an.

Die Tinctur des Glases aus dem Spießglase, welche man mit rothen Wein ausgezogen hat, wird zur Stärkung und Reinigung der Augen angepriesen. Ich habe mich dahero in diesen Krankheiten eines Brechweines bedienet, der aber mit blanken Wein gemacht war.

Das 51. Kapitel.

Von der Spießglasleber.

Wenn man die Spießglasleber machen will, so nimmt man gleiche Theile von rohen Spießglas und Salpeter, und thut alles gepülvert und unter einander gemengt in einem heißen Mörser, deckt ihn mit einer Schüssel zu, die auf dem Boden ein Loch hat, steckt durch diese Oefnung der Schüssel eine glühende Kohle in den Mörser, und es wird den Augenblick eine große Verpuffung vor sich gehen. Ist diese Verpuffung vorbey, und die Gefäße sind kalt geworden, so thut man die Materie heraus, und sondert die Schlacken von dem leuchtenden und röthlichten Theil ab, den man wegen dieser Farbe Spießglasleber nennt.

Man

Man kann auch die Spießglasleber machen, wenn man das nämliche Gemenge von gepülverten Spießglas und Salpeter in einen glühenden Tiegel einträgt, der im Feuer steht. Man bedeckt den Schmelztiegel, und läßt ihn so lange im Feuer stehen, bis die Materie vollkommen fließt. Sie kocht, man muß sie abschäumen; hernach gießt man sie in einen heißen Mörser. Diese Spießglasleber ist ohne Schlacken, sie ist sehr reine.

Durch diese Art zu arbeiten verliehrt man weit weniger Materie als durch die erste, weil durch die Verpuffung viel verfliegt. Ich habe zuerst die Verpuffung vorgetragen, weil ich sie selber gemacht habe, und die andere nur machen sehen. Herr Fcroy, ein guter Chimiste, verlohr nur den hundertesten Theil, an statt daß man auf die andere Art fast die Helfte verliehrt. Er nahm weniger Salpeter als Spießglas dazu.

Das war auch, nach dem Tenzel, bey nahe die Methode des Rulands. Er that gleiche Theile Spießglas und Salpeter in einen Schmelztiegel, der mit einem andern Schmelztiegel bedeckt war, in dessen Boden sich ein Loch befand, Er verlutirte die Fugen dieser beyden Gefäße, und machte ein Schmelzfeuer herum, das er so lange unterhielt, als durch das Loch des Schmelztiegels der Rauch heraus gieng, und ließ es auch noch eine Viertelstunde steyen, ehe er es von dem Feuer weg nahm. Andere sagen, Ruland ließ erst den Salpeter schmelzen, hernach mengte er Spiesglas darunter, und endlich that er Feuer in dieses Gemenge.

Man muß die Leber von den Schlacken absondern. Die Spießglasleber hat eine völlige Leberfarbe, und die Schlacken sind etwas weißer, und sind nicht so dichte als die Leber.

Wenn man die Spießglasleber machen will, so muß man keinen gereinigten Salpeter dazu nehmen, man muß rohen Salpeter nehmen. Die Spießglasleber wird davon viel schöner, als von dem gereinigten Salpeter, und es kömmt auch mehr heraus. Man bekömmt vermittelst des gereinigten Salpeters mehr Schlacken, und weniger Leber. Diese Nachricht kann den Apothekern nützlich seyn.

Man mag nun die Spießglasleber durch die Verpuffung oder durch die Schmelzung machen, so muß das Gefäße, worinnen sich das Gemenge befindet, bedeckt seyn, weil dieses die Schlacken erhält, und ist die Leber recht mit Schlacken bedeckt, so ist sie desto schöner.

Man kann auch eine Spießglasleber mit Alkali und rohem Spießglase machen, die man zusammen schmelzt, wie man die Schwefelleber macht, indem man den Schwefel mit einem Alkali schmelzt.

Die Schwefelleber, welche mit Salpeter gemacht wird, verursacht leichter Brechen, und löst sich nicht so leicht durch die Feuchtigkeit der Luft auf, als diejenige, welche mit einem Alkali ist bereitet worden.

Man muß die Schlacken von der Leber absondern, und sie für die Thiere brauchen. Diese Arztney, welche bey den Menschen Brechen und Laxiren erweckt, verbessert bey den Thieren die Säfte, und treibt den Schweiß.

Man giebt einem Pferde oder einem Ochsen von zwey bis fünf Quentgen von der Spießglasleber oder ihren Schlacken; einer Kuh, einem Schweine, oder einem Esel von einem bis drey Quentgen; einem Kalbe, einem Schöpse, oder einer Ziege von einem halben Quentgen bis zu einem ganzen.

Die Spießglasleber macht Brechen. Man kann sie von einem bis sechs Granen geben. Je mehr man bey

ihrer

ihrer Bereitung Salpeter dazu nimmt, desto weniger macht sie Brechen, weil die mineralischen Säuren überhaupt, und besonders die Säure des Salpeters, die brechenmachende Kraft des Spießglases dämpfet, so daß man ihm alle Kraft, Brechen zu erregen, benehmen kann, wenn man viel Salpeter dazu nimmt. Und dieses geschieht, wenn man schweißtreibendes Spießglas verfertiget, davon wir in der Folge reden werden.

Das 52. Kapitel.

Von dem Metallensafran.

Um den Metallensafran zu machen, so stoßt die Spießglasleber zu Pulver, und laßt sie zwey bis drey Tage an einem feuchten Orte in der Luft stehen. Hernach schüttet man heißes Wasser darüber, rührt sie um, läßt sie ruhig stehen, gießt das klare Wasser ab, und wäscht das zu Boden gefallene Pulver auf solche Art viele male aus. Wenn sie völlig ausgewässert ist, so läßt man sie trocken werden, und sie besteht alsdenn aus einem gelben safrangleichen Pulver, das man dieser Farbe wegen Safran und Metallensafran nennt, weil man das Spießglas als eine Minera angesehen hat, das den Samen aller Metalle in sich schließt.

Man kann aus dem Wasser, womit man den Metallensafran versüßt hat, ein Salz heraus ziehen. Dieses Salz ist ein antimonialischer Salpeter, welches einige anodynum minerale nennen. Nach dem brandenburgischen Apothekerbuche kann man das mineralische Anodynum auf zwo Arten machen, entweder aus der Lauge des Metallensafrans, oder aus der Lauge des mineralischen Schweißmittels. Wenn beyde filtrirt und zum Theil

abgeraucht werden, so schießt ein Salz an, welches das mineralische Anodynum ist, und vermuthlich zu dem temperirenden Pulver des Stahls genommen wird.

Man muß das Abrauchen nicht bis zur Trockenheit fortsetzen, besonders wenn die Lauge von dem Metallensafran ist, weil man eine brechenmachende salzigte Materie bekommen würde, doch hat man dieses nicht so sehr zu besorgen, wenn man die Lauge des schweißtreibenden Spießglases abraucht. Inzwischen muß man überhaupt die Salze anschießen lassen, wenn man sie einfach und rein haben will.

Man giebt dieses mineralische Anodynum in hitzigen Fiebern und Entzündungen. Es hält dieses Salz Salpeter in sich, der der Wirkung des Feuers in der Operation entgegen ist, und das übrige besteht größtentheils aus dem Alkali des Salpeters, und der Säure des mineralischen Schwefels des Spießglases, die durch die Entzündung in ein Polychrestsalz verwandelt werden, dergleichen dasjenige ist, das man ordentlicher Weise aus dem mineralischen Schwefel und Salpeter bereitet.

Die Lauge des Metallensafrans enthält außer diesem Salze die wirkliche Spießglasleber, oder die Spießglasschwefelleber. Denn dasjenige, was man eigentlich die Spießglasschwefelleber nennen kann, ist der schwefelichte Theil des Spießglases, welcher mit dem alkalisirten Theile des Salpeters vereiniget, eine Schwefelleber macht, die einen Theil des Spiesglasköniges aufgelöst erhält, und dieser reguliniſche Theil des Spießglases löst sich vermittelst der Schwefelleber in dem Wasser auf, welche die Metalle, ja das Gold selbst so vollkommen auflösen kann, daß sie dadurch im Wasser zergehen, und hernach mit ihm durch das Filtrum gehen können.

Dasjenige,

Dasjenige, was das Wasser nicht auflöst, wenn man den Metallensafran auswäscht, ist ein Theil des Spießglases, das nur durch den alkalisirten Theil des Salpeters obenhin aufgelöst ist, der nicht mit dem Schwefel verbunden ist, um die Leber zu machen, und diese geringe Auflösung geschieht, wenn die Wirkung des Feuers aufgehört hat, und wenn sich die Materie im Wasser befindet, um versüßt zu werden, welches die Operation des Kermes nachahmet. Daher bekömmt die Spießglasleber die rothe safranähnliche Farbe des Metallensafrans nicht eher, als bis sie versüßt ist. Um also dem Alkali Zeit zu verschaffen, eine desto stärkere Auflösung zu bewirken, gebe ich den Rath, sie an einen feuchten Ort zu setzen, und da ich gesagt habe, daß man bey Aussüßung des Metallensafrans das Wasser soll stille stehen lassen, ist nicht blos in der Absicht geschehen, damit es helle wird, sondern auch zu machen, daß das Alkali des Salpeters den reguliniſchen Theil des Spießglases darinnen desto stärker auflöst.

Diejenige Auflösung des reguliniſchen Theiles des Spießglases, welche von dem alkalisirten Salpeter durch die Wirkung des Feuers geschieht, ist vollkommener, und bleibt deswegen in dem Wasser hängen, so wie dieser reguliniſche Theil, der gleichfalls in den Schlacken des ordentlichen Spießglasköniges aufgelöst worden, sich in dem Wasser erhält, an statt daß der Kermes, welches der nämliche reguliniſche Theil des Spießglases ist, welcher sich durch das Alkali des Salpeters im Wasser aufgelöst hat, sich nicht darinnen erhält, weil die durch den trocknen Weg, das ist, durch das Feuer geschehene Auflösung stärker ist, als diejenige, welche durch den nassen Weg, das ist, durch das Wasser ist bewirket worden.

Man kann aus der Lauge des Metallensafrans eine Art von mineralischen Kermes heraus bekommen. Man darf nur Essig oder Salpetergeist hinein gießen, so wird sich ein rothorangenfarbichtes Pulver niederschlagen, das demjenigen ähnlich ist, welches man gemeiniglich den Goldschwefel des Spießglases nennt. Man hat auf die Operation des Metallensafrans noch nicht Achtung genug gehabt. Was ich davon zu sagen habe, ist unerhört, aber wahr.

Der Metallensafran macht Brechen. Er kömmt unter den antimonialischen Weinstein, unter den Brechsaft, und Brechwein. Siehe hierüber den ersten Band nach. Martin Ruland (*), der Vater, welcher der Erfinder von dieser Zubereitung des Spießglases ist, verfertigte daraus den brechenmachenden, schweißtreibenden und stärkenden Liquor, welchen er den Namen gesegnetes Wasser gab, und dieses so wohl wegen der guten Eigenschaften, die er ihm beylegte, als auch, weil er die schwachen Geister beruhigte, da von den Wirkungen dieses Mittels so viel Lermen gemacht wurde, denn man war zu seiner Zeit wider die brechenden Arztneyen noch mehr eingenommen, als man es jetzt ist.

Dieser Arzt nahm, um sein gesegnetes Wasser zu machen, eine Unze Metallensafran, den er in eine Pinte Cardebenedicten und eine halbe Unze Zimmetwasser infundirte. Es ist zu merken, daß die Brechmittel, wenn man sie in schweißtreibenden und herzstärkenden Potionen nimmt, zuweilen besser wirken, als wenn sie allein gegeben werden. Man sieht dieses bey gewissen Fällen in bösartigen Fiebern.

Man kann den Metallensafran in gewissen Koliken, und in Schlagflüssen unter den Klystieren gebrauchen.

Man

(*) Cent. 5. Curat. 95.

Man thut davon ein halb Quentgen zu zartem Pulver gerieben in ein Klystier.

Nach dem brandenburgischen Apothekerbuche macht man das Augenwasser des Düchesne mit ein oder zwey Quentgen Metallensafran, den man in sechs Unzen Augentrost- oder Fenchelwasser, oder welches noch besser ist, in blanken Wein einige Tage lang einweicht, von Zeit zu Zeit umrührt, und endlich filtrirt. Man bedient sich dieses Wassers äußerlich in schwachen Augen, u. s. w.

Das 53. Kapitel.

Der medicinische König.

Den medicinischen König zu machen, nimmt man fünf Unzen gutes rohes Sießglas, vier Unzen Küchensalz, und eine Unze Weinstein, alles zu feinen Pulver gestoßen und unter einander gemengt. Man wirft dieses Gemengsel nach und nach Löffelweise in einen glühenden Tiegel, der in glühenden Kohlen steht, wobey man Acht haben muß, daß man nicht eher wieder einen Löffel voll einträgt, als bis der schon eingetragene geschmolzen ist. Wenn es völlig in den Schmelztiegel hinein ist, so vermehrt man das Feuer, bis die Materie wie Wasser fließt. Und wenn es eine Viertelstunde so gestanden hat, so nimmt man den Schmelztiegel von dem Feuer weg, und läßt ihn kalt werden, ohne ihn zu berühren.

Endlich zerbricht man ihn, und findet den König unten, und die Schlacken oben, und sondert den König von den Schlacken ab. Dieser König ist glänzend, und schwarz wie Pech, und wenn man ihn zu einem feinen Pulver gerieben hat, so ist er röthlich

Herr

Herr Grosse hält den medicinischen König für eine sehr nützliche Arztney. Ich erwähne nichts von seinen Eigenschaften, noch von der Weise, wie man ihn verordnet, weil ich von dem Gebrauche dieses Mittels keine Erfahrung besitze, sondern nur von seiner Verfertigung.

Die Kugel der Bischöffe ist eine Art von medicinischen König. Unter der Regierung Ludwig des Vierzehenden herrschte ein epidemisches Fieber, und es brachte der Oberaufseher des bretagnischen Parlaments einen Menschen mit sich nach Hof, der nach der Aussage dieses Herrn wunderbare Kuren mit einer Kugel verrichtete. Der König kaufte dieses Mittel, und schickte diese Kugeln an die Bischöffe, so wie Herr Helvetius auf Befehl der Regierung alle Jahre Arztneyen an die Intendanten der Provinzen für die Armen schickt. Man nennt daher diese medicinische Kugel die Kugel der Bischöffe.

Sie verursachte in verschiedenen Orten schlimme Zufälle, so daß man für nöthig hielte, diese Arztney nicht weiter jedermann in die Hände zu geben.

Die Art des Gebrauches ist folgender, man weicht sie 24 Stunden lang in blanken Wein ein, und nimmt davon des Morgens nüchtern neun Löffel voll, um davon zu laxiren. Hernach alle Tage drey bis vier Löffel voll, um das Geblüte zu reinigen.

Der medicinische König ist in Deutschland sehr im Gebrauche. Man kennt ihn in Preußen unter dem Namen: Fiebermittel des Craan. Man gebraucht auch den medicinischen König in Italien und Spanien.

Uebrigens hat man verschiedene Arten den medicinischen König zu machen. Der Arzt Meuder macht ihn mit drittehalb Unzen rohem Spießglase, zwey Unzen Küchensalze, und einer halben Unze Alkali aus dem Weinsteine.

Er

Er läßt sie zusammen fließen, und gießt sie hernach in einen Gießpuckel aus. Diese Arbeit giebt neunzehn Quentgen Schlacken, und funfzehn Quentgen mediciniſchen König, der zarte und glänzend iſt.

Unternimmt man dieſe Arbeit in einem gläſernen Gefäße, ſo gleicht der mediciniſche König dem vollkommenſten rothen Silbererz. Er läßt ſich auch leichter reiben, als wenn man ihn in einem Schmelztiegel verfertiget.

Zwey Dinge bezeichnen den mediniſchen König, das eine, daß er keine Feuchtigkeit aus der Luft an ſich zieht, wodurch er ſich von der Spießglasleber unterſcheidet; und das andere, daß er roth iſt, wenn man ihn zu Pulver reibt, wodurch er ſich von allen andern Königen unterſcheidet.

Das 54. Kapitel.

Der einfache Spießglaskönig.

Wenn man den ordentlichen Spießglaskönig machen will, ſo nimmt man ein Pfund rohes Spießglas, zwölf Unzen Weinſtein, und ſechs Unzen Salpeter. Man macht alles zu Pulver, miſchet es unter einander, und trocknet es, und wirft einen Löffel voll davon in einen glühenden Tiegel zwiſchen angeheizten Kohlen. Man deckt den Tiegel geſchwinde zu, und es wird eine Verpuffung erfolgen. Iſt dieſe vorbey, ſo thut man wieder einen Löffel voll davon hinein, und ſo fährt man fort, bis alles eingetragen iſt, da man denn das Feuer verſtärket. Wenn die Materie recht fließt, ſo gießt man ſie in einen gewärmten und inwendig mit Fett ausgeſchmierten Mörſer.

Hierauf ſchlägt man mit der Zange an den Mörſer, bis die Materie kalt iſt, damit ſich der reguliniſche Theil von den

Schlacken

Schlacken absondert, und vermittelst seiner Schwere zu Boden fällt.

Wenn sie völlig kalt geworden ist, so sondert man den König von dem oben darauf sich befindenden Schlacken ab, reibet ihn zu Pulver, schmelzt ihn nochmals in einem andern Tiegel, und trägt ein wenig Salpeter dazu. Endlich schüttet man die geschmolzene Materie in einen Mörser, läßt sie kalt werden, und man hat auf solche Art den einfachen Spießglaskönig, weil er ohne Eisen bereitet, und der einzige König ist, der einen reinen Spießglaskönig ausmacht.

Meuder giebt eine andere Weise, diesen König zu machen, an. Er nimmt sechs Unzen rohes Spießglas, drey Unzen sechs Quentgen Weinstein, und zwey Unzen zwey Quentgen Salpeter. Wenn alles gepülvert und unter einander gemischt ist, so trägt man es ein, wie ich schon gezeigt habe, und läßt es recht schmelzen.

Wenn man es in einen Mörser gegossen, wenn man es hat lassen kalt werden, wenn man die Schlacken von dem König abgesondert, und wenn man den König mit Zusetzung etwas Salpeters hat wieder schmelzen lassen, so hat man mehr als zwo Unzen König, und also mehr, als man auf die erste Art erhalten hat, wo man von einem Pfunde Spießglas nur fünftehalb Unzen bekömmt.

Man kann nach der Weise des Herrn Forcroy noch mehr heraus bekommen, der aus einem Pfunde Spießglas eilf Unzen Spießglaskönig von einer besondern Schönheit und sehr wohlfeil bereitet. Er setzt bey seiner Verfertigung nichts weiter als getrocknete Weinhefen und Salpeter zu. Herr Forcroy hat diese Weise von einem geschickten normandischen Chimisten, mit Namen Cardon gelernet.

Man

Man macht Becher aus diesem Könige, indem man ihn im Schmelztiegel fließen läßt, und in eine Becherforme ausgießt. Es gerathen aber diese Becher nicht, wenn man nicht einen recht reinen König dazu nimmt. Er muß dazu recht von dem mineralischen Schwefel und den irdenen und steinigten Theilen gereiniget seyn, die sich natürlicher Weise in dem Spießglase befinden; weil allezeit mehr oder weniger dabey bleibt, wenn man ihn aus seiner Minera ausschmelzt.

Man macht auch mit diesem Könige gewisse Kugeln, die man die immerwährenden Pillen nennt.

Der Gebrauch der Becher besteht darinnen, daß man des Abends ein halb Glas Wein hinein gießt, und ihn des Morgens austrinkt. Die Bischoffskugel legt man des Abends in ein klein Glas Wein, und nimmt ihn des Morgens nüchtern zu sich. Man zieht hierbey den blanken Wein allen andern vor. Der Rheinwein geht auch recht sehr gut dazu an.

Man reiniget sich durch dieses Mittel von unten und oben. Allein es ist dieses Verfahren nicht sicher, weil man auf solche Art nicht bestimmt weiß, wie viel man von diesem Brechmittel zu sich nimmt, weil verschiedene Weine nicht auf einerley Art emetisch werden.

Ich sage nichts von den immerwährenden Pillen; man kann den Gebrauch derselben nicht genug misbilligen. Sie sind schädlich, und besonders denjenigen, die Brüche haben.

Das 55. Kapitel.

Von dem Eisenkönig.

Wenn man den Eisenkönig des Spießglases machen will, so thut man vier Unzen kleine eiserne Nägel

in einen Schmelztiegel, den man mitten in einen Schmelzofen einsetzen muß, und wenn man ihn zugedeckt hat, so legt man rings herum Kohlen.

Wenn die Nägel glühen, und anfangen weiß zu werden, so schüttet neun Unzen geflossenes Spießglas dazu, bedeckt den Tiegel, und belegt ihn wieder mit Kohlen. Blaset hierauf eine Weile zu, um das Spießglas und die Nägel zu schmelzen. Alsdenn tragt auf dreymal in einem Löffel eine Unze Salpeter darauf, den man erst abwiegt, wenn er gereiniget und getrocknet ist. Man deckt den Tiegel so gleich wieder zu, wenn man einen Löffel voll hinein getragen hat.

Wenn die Materie wie Wasser fließt, so gießt man sie in einen gewärmten und inwendig mit Fett beschmierten Mörser oder Gießbuckel aus, und wenn sie ausgegossen ist, so schlägt man an den Gießpuckel, um das Niederfallen des Königes zu befördern.

Ist alles kalt geworden, so sondert man die Schlacken von dem Könige ab, stößt diesen König zu Pulver, schmelzt ihn wieder, und wenn er geschmolzen ist, so trägt man reinen und trocknen Salpeter darauf. Es ist genug, wenn man auf jede Unze König ein Quentgen rechnet.

Man wiederholet dieses Schmelzen noch zwey mal auf eben diese Weise, sondert allemal die Schlacken ab, und läßt ihn vollkommen fließen, besonders das letzte mal. Die Schlacken müssen nach der letzten Schmelzung nicht mehr gelb sehen. Es ist dieses ein Zeichen, daß der König kein Eisen mehr merklich in sich hält.

Man kann aus den erstern Schlacken des Eisenköniges einen Eisensafran heraus bekommen, und man nennt diesen Safran den eisenartigen Sießglassafran des Herrn Hofrath Stahls. Siehe das Kapitel von dem Eisensafran nach.

Man

Man kann auch mit diesen Schlacken des Eisenkönigs eine antimonialische Stahltinctur machen. Siehe das 23. Kapitel von der Stahltinctur.

Der eisenartige König kömmt unter den Metallenkönig, dessen man sich zur Verfertigung des Liliums bedienet.

Zanichelli gebraucht den Eisenkönig, um seine silberartigen Spießglasblumen zu machen. Will man die Blumen des Zanichelli bereiten, so thut man von dem eisenartigen König in einen Schmelztiegel, macht einen Deckel darauf zurechte, welcher ein Stück in den Tiegel hinein geht. Dieser Deckel muß in der Mitte durchbohrt seyn. Wenn dieses geschehen ist, so deckt man den Tiegel noch mit einem andern Deckel zu, der so groß als die Oefnung des Tiegels ist. Man verstreicht die Fugen, und macht Feuer um denselben, damit der König schmelzt. Es erheben sich dadurch schöne weiße Blumen, welche sich darzwischen wie Aeste an den Bäumen anlegen.

In der Abhandlung, welche ich im Jahr 1740 der Akademie über den antimonialischen Mohr vorgelesen habe, ist von mir eine weit leichtere Art die Spießglasblumen des Zanichelli zu machen, angegeben worden, die ich ausfindig machte, da ich ganz etwas anders suchte. Ich nahm einstmals ein halb Pfund antimonialischen Mohr, der aus einem Viertelpfunde Queckſilber, und eben so viel rohem Spießglase bestand, die unter einander gerieben worden. Ich hatte meinem Mohr zwo Unzen Eisenspäne zugesetzt, und alles in eine beschlagene gläserne Retorte gethan, davon zwey Drittheile leer blieben. Ich machte auf einmal den zweyten Grad des Feuers unter die Retorte; hernach vermehrte und verstärkte ich das Feuer fünf Stunden lang, und nach dem Verlauf dieser Zeit hielt ich

die Arbeit für geendiget, und als ich die Retorte an dem Halse zersprengt hatte, so wurde ich sehr in Verwunderung gesetzt, als ich eine Art von sehr weißen Crystallen erblickte, die der Schnee des Spießglases sind. Dieses hat mir gelernt, daß man sich bey ihrer Verfertigung nicht mit dem verworrenen Proceß des Zanichelli einzulassen nöthig hat, sondern nur zween Theile rohes Spießglas, und einen Theil Eisenspäne in einer Retorte ins offene Feuer zu setzen braucht.

Das 56. Kapitel.

Von dem Kupferkönig.

Wenn man den Kupferkönig machen will, so nimmt man drey Unzen reines Kupfer in kleinen Stückgen, thut sie in einen Schmelztiegel, und setzt ihn in einen Windofen ein, daß rings herum Kohlen zu liegen kommen. Bedeckt den Tiegel, und belegt ihn völlig mit Kohlen; und wenn das Kupfer im Begriff zum Schmelzen ist, so tragt noch drey Unzen eisenartigen Spießglaskönig dazu, der in kleine Stückgen zerstoßen ist. Deckt den Tiegel wieder zu, und wenn die Materie vollkommen fließt, so nehmet die Kohlen weg, deckt den Tiegel auf, und nehmet ihn vom Feuer weg. Hernach gießt ihn in einen gewärmten und mit Fett ausgestrichenen Mörser aus. Man bekommt durch diese Arbeit einen purpurfarbenen König, den man den Kupferkönig nennt.

Man kann auch zur Bereitung dieses Königes den einfachen Spießglaskönig nehmen, allein der Eisenkönig geht besser dazu an, da man den Kupferkönig aus keiner andern Ursache macht, als ihn zur Bereitung des Metallenkönigs, und des Liliums anzuwenden, worunter Eisen kommen muß.

Und

Und aus eben der Ursache muß man auch den Eisenkönig der ersten Schmelzung dem gereinigten Eisenkönig vorziehen.

Man sehe nach, was ich im 6. Kapitel von den Eigenschaften des Kupfers gesagt habe.

Das 57. Kapitel.

Von dem Zinnkönig.

Wenn ihr den Zinnkönig machen wollt, so nehmet gleiche Theile von Zinn und Eisenkönig der ersten Schmelzung. Das Zinn muß gefeilt, und der Eisenkönig gestoßen seyn. Thut anfänglich den König in den Schmelztiegel, und wenn er geschmolzen ist, so thut das Zinn hinein, und rührt es mit einem eisernen Stabe um. Und wenn alles vollkommen fließt, so gießt es in den Mörser, und laßt es kalt werden. Es ist dieses der Zinnkönig, welcher eine Farbe wie Schieferstein hat.

Bey dieser Operation verfliegt ohngefehr ein Achttheil von dem Gemengsel, weil sich das Zinn überhaupt leicht verkalkt. Man muß es daher, so bald als es geschmolzen ist, von dem Feuer wegnehmen. Inzwischen muß es auch vollkommen geschmolzen seyn, weil sich sonst das Zinn und Spießglas nicht hinlänglich mit einander vermischen, und man das Zinn unten, und das Spießglas oben finden wird, weil das Zinn specifisch schwerer als das Spießglas ist.

Hat man den Zinnkönig zur Verfertigung des Poterischen Mittels wider die Auszehrung bestimmt, so muß man den ordentlichen König nehmen, und ihn mit dem Zinne zusammen schmelzen..

Sehet über die Eigenschaften des Zinnes das 9. Kapitel nach.

Das 58. Kapitel.

Von dem Metallenkönige.

Wenn man den Metallenkönig machen will, ſo miſcht man gleiche Theile von dem Kupferkönige und Zinnkönige gepülvert zuſammen, und ſchüttet dieſes Gemengſel in einen glühenden Tiegel, decket den Tiegel zu, und legt mehr Kohlen zu.

Will man wiſſen, ob die Materie gefloſſen iſt, ſo deckt man den Tiegel auf, und unterſucht ſie mit einem eiſernen Stabe. Findet man, daß ſie gefloſſen iſt, ſo gießt man ſie in einem Mörſer aus.

Sind der Zinnkönig und Kupferkönig mit ordentlichen Spießglaskönig, und nicht mit Eiſenkönig gemacht worden, ſo muß man, um den Metallenkönig zu machen, gleiche Theile von dem Eiſenkönig, von dem Kupferkönig und Zinnkönig nehmen, welches auf eines heraus kömmt.

Andere machen ihn mit zwey Theilen Eiſenkönig, einem Theil Kupferkönig, und einem Theil Zinnkönig. Einige thun etwas rohes Spießglas dazu.

Noch andere bereiten den Metallenkönig mit gleichen Theilen Kupfer, Eiſen, rohem Spießglas und Zinn, und nennen ihn den violetnen König.

Einige Chimiſten behaupten, daß der Metallenkönig aus fünf verſchiedenen Metallen beſtehen müßte, und ſagen, der Zink wäre das fünfte Metall, das darunter gehörte. Man kann von den Eigenſchaften des Zinks die Abhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften von den Jahren 1742, 1743, und 1744 nachleſen.

Das 59. Kapitel.

Von dem Lilium.

Wenn man das Lilium machen will, so nimmt man einen Theil Metallenkönig, und drey Theile gereinigten und recht trocknen Salpeter. Wenn alles recht klar gemacht und unter einander gemischt ist, so trägt man es löffelweise in einem glühenden Tiegel ein, der zwischen angeglimmten Kohlen steht, und läßt die Decke des Ofens halb offen, deckt aber so gleich nach jedesmaligem Eintragen den Tiegel wieder zu. Man deckt ihn nach jeder Verpuffung wieder auf, um von neuem einzutragen, und damit fährt man fort, bis alles hinein ist.

Alsdenn macht man auch die andere Helfte des Reverberirofens zu, und wirft oben durch das Loch Kohlen hinein. Man fährt so lange stark zu feuren fort, bis die Materie völlig fließt. Man überzeugt sich davon mit einem eisernen Stäbgen, das man hinein steckt.

Man muß sich wohl vorsehen, daß man den Schmelztiegel nicht zu bald aus dem Feuer nimmt. Man kann ihn nicht lange genug darinnen lassen. Die Materie schmelzt zwey mal. Wenn sie das erste mal geschmolzen ist, so verraucht die Feuchtigkeit, und sie wird hart; wenn aber das Feuer fortwährt, so kömmt sie von neuem in Fluß.

Wenn sie zum zweyten male fließt, so muß man sie in einen Kessel, oder in einen eisernen Topf ausschütten, damit sie, wenn sie kalt geworden ist, breit ist, und sich leicht zerbrechen läßt. Man zerschlägt sie mit einem eisernen Spatel in sehr kleine Stückgen, und thut sie in einen Kolben. Dieses muß eilend geschehen, damit die Materie noch so heiß als möglich ist, wenn man den Weingeist darauf gießt.

Man muß ein Pfund rectificirten Weingeist darauf gießen, aber nicht auf einmal, und jederzeit den Kolben herum schwenken.

Man kann, wenn man das Lilium abgegossen hat, nochmals Weingeist auf den Rückstand in den Kolben gießen und digeriren, um eine neue Tinctur heraus zu ziehen, die man denn hernach zu jener gießt, und sie beyde zusammen filtrirt.

Man muß den Metallenkönig nicht in den Weingeist schütten, weil er dadurch auf einmal kalt werden, und keine so gute Tinctur geben würde.

Eben so wenig muß man ihn im Mörser stoßen, denn kömmt er als ein Pulver in den Kolben, so hängt er sich in einen Klumpen zusammen. Gießt man nun Weingeist darüber, so wird er hart, und der Weingeist berührt weniger Oberflächen von ihm, als wenn er platt und in kleine Stückgen zerschlagen darinnen liegt, weil auf solche Art zwischen ihm viele leere Räume sich befinden. Die Erfahrung beweiset solches deutlich. Wird der Metallenkönig, wie ich schon gesagt habe, mit Salpeter ohne Weinstein geschmolzen, und in eine Art von kleinen Täfelgen zerschlagen, so erhält man in vier Stunden eine weit stärkere Tinctur, als sie binnen acht Tagen durch eine beständige Digerirung ausgezogen wird, wenn man auf die gewöhnliche Weise verfahren hat.

Wenn man zur Bereitung des Liliums Weinstein unter den Salpeter mengt, wie gemeiniglich geschieht, so ist das Lilium bey weiten nicht so stark. Der feuerbeständige Salpeter ist ein stärker gebranntes Alkali, als das Alkali des Weinsteines. Unter allem Alkali ist das Alkali des Salpeters das stärkste, um die metallischen Materien aufzulösen; daher hat es zur Bereitung des mineralischen

Kermes

Kermes den Vorzug. Der Salpeter, welcher durch den Metallenkönig feuerbeständig gemacht wird, ist außerordentlich stark.

Die Alkali sind von einander unterschieden, wie die Säuren. Es besitzen die Alkali eben so wohl als die Säuren Eigenschaften, die in allem überein sind, allein sie haben auch welche, die in einigen verschiedener sind, als in den andern.

Das wäre zu eingeschränkt gehandelt, wenn man in ähnlichen Dingen nicht alles dasjenige, was ihnen gemein ist, von einer Sache unterscheiden wollte, die an ihnen verschieden ist. Einige tadeln und verwerfen alles dasjenige, was sie nicht wissen. Sie bilden sich ein, wenn sie wenig glauben, so wären sie klüger. Sie sehen die Natur so an, als wie sie meinen, daß sie seyn sollte, und nicht wie sie ist. Ein Ungläubiger ist nicht besser als ein Abergläubischer.

Das Lilium hat einen angenehmen und starken Geruch, der nicht der natürliche Geruch des Weingeistes ist. Der Metallenkönig hat, wenn er mit dem Salpeter geschmolzen ist, keinen besonders merklichen Geruch, und doch bekömmt der Weingeist, wenn er einige Zeit darüber gestanden hat, diesen angenehmen Geruch, den das Lilium hat. In Deutschland nehmen einige den rectificirten Wacholdergeist statt des Weingeistes zur Bereitung des Liliums.

Das Lilium setzt mit der Zeit einen Bodensatz unten in dem Gefäße nieder, es verliehrt seine Farbe, und seine Kraft. Dieser Unbequemlichkeit vorzukommen, oder sie aufzuhalten, muß man einen hochrectificirten Weingeist nehmen, und einige Tropfen wesentliches Oel hinein thun, dergleichen Rosmarin, Pomeranzen und dergleichen Oele sind.

Das Lilium ist eine vortreffliche Herzstärkung, die Urin und Schweiß treibt. Daher ist es gut in Verhaltungen des Urins, und in bösartigen Fiebern, wenn keine Entzündung dabey ist, das ist, bey dem Ausgange dieser Krankheiten.

Das Lilium löst wie das Alkali die klebrigten Säfte auf, und absorbirt die Säuren. Daher ist es in gewissen Fällen gut die Säure zu zerstören, und löst die Verstopfungen auf.

Das Lilium ist als ein geistiges Mittel durchdringend und herzstärkend, das ist, es belebt die Nerven, und stellt die natürliche Spannung der Zasern wieder her, damit sie wieder wirken können. Dieser Eigenschaft wegen ist das Lilium besonders in der Schlafsucht, in Ohnmachten, in dem wässerichten Schlagflusse und der Lähmung anzupreisen. Endlich giebt man es in gefährlichen Ohnmachten, wobey der Kranke an Händen und Füßen kalt ist.

Das Lilium muß nicht gebraucht werden, wenn sich in den Eingeweiden eine sehr große Hitze und Trockenheit befindet, oder wenn die Reizung, welche das Lilium in den Zasern verursachen kann, dem Kranken nachtheiliger seyn kann, als der Nutzen, den es schafft, besonders bey sehr empfindlichen Nerven.

Wenn die Laxirmittel wegen einer Unempfindlichkeit der Eingeweide nicht hinlänglich wirken, so kann das Lilium nützlich seyn, weil es zuweilen sehr wohl anschlägt, wenn man auf das Laxirmittel so gleich etwas herzstärkendes nehmen läßt, um die Wirkung der Arztney zu befördern und fortzutreiben. Es verhindert dieses auch, daß sie nicht weggebrochen wird.

Die Dosis des Liliums ist von drey bis funfzehn Tropfen. Man giebt auch mehr davon, wenn das Uebel

gefährlich

gefährlich oder außerordentlich heftig ist. Man muß die Mittel nach der Krankheit und Stärke wählen, und was man davon nehmen muß, gehörig bestimmen.

Man kann nach der Beschaffenheit der Krankheit des Tages viel mal davon nehmen, und man hält auch mit dem Gebrauche desselben so lange an, als es nöthig ist. Es kann der Kranke dabey auch andere Mittel nehmen, die zu seiner Gesundwerdung oder Erleichterung etwas beytragen können.

Man kann das Lilium in einer bequemen Feuchtigkeit nehmen, z. E. in Betonien- oder chinesischen Thee, in Brühe oder Wein, oder auch in einem stärkenden Tränkgen.

Man muß das Lilium niemals mit Brechweinstein vermengt geben, weil der Weinsteinrahm, der sich in dem Brechweinstein befindet, das Alkali des Liliums durch seine Säure schwächt, und deren Kraft doch vornämlich von dem Alkli herrührt. Man verliehrt auf solche Art die Wirkung, welche man sich von dem Lilium verspricht, ja man kömmt auch um die Wirkung des Brechweinsteines, weil dieses Brechmittel seine Kraft durch das Alkali verliehrt. Die Kraft des Spießglases ist durch den Weinsteinrahm, der sauer ist, geschärft. Mit einem Worte, das Lilium und der Brechweinstein lösen einander auf, und machen eine Art vom pflanzhaften Salze durch die Vereinigung des Weinsteinrahmes mit dem feuerbeständigen Salpeter aus, das mit dem Alkali des Weinsteines eine Verwandschaft hat, wenn sie zusammen gemischt werden. Man hat zeithero nicht darüber nachgedacht, und alle Tage diesen Fehler begangen, weil man sich nicht sonderlich auf die Pharmacie legt, die doch zur Ausübung der Arztneykunst eben so nöthig ist, als die Zergliederungskunst bey der Theorie dieser Wissenschaft ist.

Das 60. Kapitel.

Von der Spießglastinctur.

Wenn man die Spießglastinctur machen will, so nimmt man einen Theil rohes Spießglas und zwey Theile Weinsteinalkali, alles gepülvert und unter einander gemengt, in einen Tiegel gethan, den man in einen Ofen mit angeglimmten Kohlen einsetzt und zudeckt. Man läßt alles eine Stunde lang fließen, und macht zu Anfange ein gelindes Feuer, weil sonst zu besorgen ist, daß die geflossene Materie zu sehr kocht. Die fließende Materie gießt man in einen eisernen Topf oder Kessel aus, der gewärmt ist, und so bald als die Materie anfängt kalt zu werden, so muß man sie in kleine platte Stückgen schlagen, die man in einen Kolben thut, und zween Finger hoch Weingeist darüber gießt. Auf den Kolben setzt man einen blinden Helm, und digerirt es so lange, bis der Weingeist gefärbt ist, welches gemeiniglich in 24 Stunden geschieht.

Wenn man die Tinctur abgegossen hat, so kann man auf den Rückstand in den Kolben wieder frischen Weingeist gießen, um eine zweyte Tinctur daraus zu ziehen. Man mischt diese beyde Tincturen zusammen, und filtrirt sie.

Man muß zur Verfertigung der Spießglastinctur die Schlacken des ordentlichen Königes nehmen, wenn man diesen König gemacht hat; man muß aber diese Schlacken nehmen, wenn sie noch ganz warm sind. Wenn sie Feuchtigkeit aus der Luft an sich gezogen haben, so geben sie keine Tinctur. Sind sie nun in der Luft gelegen, so muß man sie wieder schmelzen, wenn man die Tinctur daraus machen will.

Eine eisenartige Spießglastinctur, das ist, die aus den Schlacken des eisenartigen Spießglaskönigs ist ausgezogen

gezogen worden, ist gleichfalls von sehr gutem Nutzen in der Arztneykunst.

Will man sich überzeugen, ob eine Tinctur eine wirkliche Spießglastinctur ist, so darf man nur einige Tropfen Essig hinein fallen lassen. Steigt hiervon ein übler Geruch auf, und fällt ein antimonialisches Pulver nieder, so ist sie eine wirkliche Spießglastinctur.

Daß die Spießglastinctur keinen angenehmen Geruch wie das Lilium hat, so kann man ihn würzen, wenn man dem Weingeiste, den man zu ihrer Verfertigung nimmt, ein wesentliches Oel, entweder von Pomeranzen oder Citronen, oder Bergamotte, oder Rosmarin zusetzt. Man kann ihr einen bittern Geschmack geben, wenn man das wesentliche Oel des Wermuths hinein thut.

Die Spießglastinctur ist in denjenigen Krankheiten nützlich, die von einer großen Säure herkommen, sie reiniget die Säfte, daher schlägt sie gut an in der Mattigkeit, welche vom Scorbut herkömmt, und in den Folgen der venerischen Krankheiten. Man braucht sie in Deutschland sehr stark bey dem Tripper. Sie ist gut, die Verstopfungen des Gekröses aufzulösen, besonders bey Kindern. Herr Homber, Arzt des Regenten Herzogs von Orleans, spricht in seiner Abhandlung (*) von der Spießglastinctur, daß diese Tinctur mit Weingeist ausgezogen, sehr gut in der rothen Ruhr gethan habe. Siehe von den Eigenschaften des Spießglases das 49. Kapitel nach.

Man nimmt die Spießglastinctur von drey Tropfen bis zu zwölfen, und nimmt sie auch in einem Tage verschiedene male. Man giebt sie in zwey bis drey Löffel voll Thee oder Brühe, oder in dem gewöhnlichen Getränke des Kranken.

(*) Siehe die Geschichte der königl. Akademie der Wissenschaften 2. Th. 1693. 183. S.

Kranken. Man kann sie unter gewissen Latwergen nehmen, welche eröfnen, reinigen und stärken.

Das 61. Kapitel.

Von dem Goldschwefel des Spießglases.

Um den Goldschwefel des Spießglases zu machen, so nimmt man die Schlacken des ordentlichen Spießglasköniges, oder schmelzt einen Theil rohes Spießglas mit zween Theilen Weinsteinalkali.

Hernach legt man sie einen oder zwey Tage lang in eine feuchte Luft. Man kann auch dasjenige dazu nehmen, woraus man die Spießglastinctur ausgezogen hat.

Diese Schlacken, oder dieses durch das Alkali getheilte Spießglas, oder der Rückstand von der Spießglastinctur wird eine halbe Stunde mit vielem Wasser gekocht. Hernach filtrirt man dieses Decoct, und tropft einige Tropfen Essig hinein, aber an verschiedene Orte, so daß nicht zween Tropfen an eine Stelle hinfallen.

Es wird dadurch ein Niederschlag in Gestalt geronnener Milch bewirket, und denn gießt man alles in einen Trichter, worinnen ein Filtrum liegt, und wirft diesen ersten Niederschlag weg.

Man nimmt die Feuchtigkeit, die durch das Filtrum gegangen ist, und gießt wie das erste mal Essig hinein. Es wird ein neuer Niederschlag zum Vorschein kommen, den ihr durch ein neues Filtrum absondert. Und dieses kann man vier mal wiederholen.

Hernach gießt man vielmehr Wasser auf den Rückstand in den Filtro, um ihn auszusüßen. Endlich läßt man dieses Pulver trocken werden, und so ist der Goldschwefel des Spießglases fertig.

Man

Man kann auch den Goldschwefel des Spießglases mit einer andern Säure, als mit Essig niederschlagen. Ich bediene mir zu dieser Arbeit vorzüglich des Wassers des Nabels.

Nimmt man Essig dazu, wie gemeiniglich geschieht, so kann man aus der Feuchtigkeit, worinnen der Schwefel niedergeschlagen worden, eine blätterichte Erde machen, welche von einigen das Geheimniß des Weinsteins genennt wird. Hat man aber eine vitriolische Säure dazu genommen, so kann man einen vitriolisirten Weinstein daraus machen.

Der Spießglasschwefel der ersteren Niederschlagungen hat mit den letztern nicht einerley Farbe. Der von den erstern Niederschlagungen ist gelbbraun, und der von den folgenden Niederschlagungen gelbroth, und folglich goldfarben, und der von den letztern hellgelb.

Der Goldschwefel des Spießglases reiniget von unten und oben. Er führt auch durch die Wege der Ausdünstung und des Urins aus. Die erstern Niederschlagungen machen mehr Brechen, und sind nicht so fein als die letztern. Man könnte den Goldschwefel des Spießglases der ersten Niederschlagung besonders aufheben, um ihn den Pferden und Kühen zu geben. Er larirt die Hunde und Katzen sehr gut. Man giebt davon einer Katze einen oder zween Gran, und einem Hunde zwey bis drey, nachdem er groß ist.

Den Pferden und Kühen giebt man ihn in ein wenig angefeuchteten Kleyen. Den Hunden und Katzen läßt man ihn in einer Suppe nehmen, oder in einem Stückgen Butter verschlucken. Haben diese Thiere auf solche etwas hinter fressen müssen, so saufen sie darauf von freyen Stücken viel, und befördern dadurch die Wirkung.

Man

Man kann den Goldſchwefel des Spießglaſes auf eben die Art wie den mineraliſchen Kermes brauchen. Siehe das folgende Kapitel; und man kann ihn in geringerer Menge als den Kermes geben, wenn man den von der erſten Niederſchlagung darunter gemengt hat. Herr le Brecq hat mir geſagt, daß Herr Groſſe, ſein Vetter, die vierte Niederſchlagung genommen hat, wenn er purgiren wollte.

Das 62. Kapitel.

Von dem mineraliſchen Kermes.

Um den mineraliſchen Kermes zu machen, ſo nimmt man zwey Pfund gutes Spießglas, zerſtößt es in kleine Stückgen, und thut es in einen neuen irdenen Topf, oder verglaſurten Caffeetopf, in den drey Pinten gehen. Gießt über das Spießglas ein halb Pfund Liquoris nitri fixi, oder der feuerbeſtändigen Salpeterlauge, und zwey Pinten filtrirtes Regenwaſſer. Laßt es zwo Stunden lang überein kochen.

Hernach gießt zwey Drittel von dieſem Decoct in einen Trichter, worinnen Löſchpapier liegt, und in der Oefnung eines Kruges ſteht. Auf den Rückſtand in den Caffeetopf gießt man ſechs Unzen feuerbeſtändige Salpeterlauge, und zwo Pinten kochend Waſſer. Man läßt es wie das erſte mal zwo Stunden lang kochen, wenn dieſes geſchehen iſt, ſo gießt gleichfalls zween Drittel von dem Decocte in den Trichter.

Endlich gießt man auf das rückſtändige Drittheil vier Unzen feuerbeſtändige Salpeterlauge, und zwey Pinten kochendes Waſſer. Man läßt ihn zwey Stunden lang kochen, und gießt dieſes dritte mal das ganze Decoct in den Trichter.

Man

Man gießt diese drey Decocte in eine Schüssel, und läßt sie 24 Stunden lang ruhig stehen; hernach neigt man die Schüssel um, und gießt das helle Wasser oben ab, das untere auf dem Boden, welches ein gelbes Pulver in sich hält, gießt man in ein Filtrum, und gießt hernach auf das Pulver verschiedene male warmes Wasser, um es auszusüßen.

Um gewiß zu wissen, daß kein Alkali mehr in dem Kermes ist, so muß man ein wenig Violensyrup in zwey Gläser thun, in das eine ordentliches Wasser, und in das andere von dem Wasser schütten, das von dem Kermes abtropft. Wenn der von dem Wasser aufgelöste Syrup, der von dem Kermes abtropft, nicht grün ist, und eben die Farbe hat, als der durch das gemeine Wasser aufgelöste Syrup, der in dem andern Glase ist, so ist dieses ein Zeichen, daß der Kermes recht versüßt ist. Es muß das Wasser, dessen man sich zur Versüßung des Kermes bedienet, wohl filtrirt seyn, damit es in den Kermes keine Erde, oder eine andere fremde Materie fallen läßt.

Ist der Kermes auf solche Art recht versüßt, so läßt man ihn in dem Filtro trocken werden, das man in die Luft hängt, und ist er trocken und zu Pulver geworden, so kehrt man ihn mit einer Feder von dem Papier herunter in einen verglasurten irdenen Teller, und breitet ihn aus. Hernach gießt man zwo Unzen guten Weingeist darauf, und zündet ihn an, und wenn die Flamme ausgelöscht ist, so rührt man das Pulver zuweilen mit einem Spatel um, damit es trocken wird. Wenn es trocken geworden ist, so brennt wiederum eben so viel Weingeist darüber ab, und wenn es nochmals trocken geworden ist, so brennt den Weingeist zum dritten und letzten mal darüber ab.

Dieses Pulver hat die Farbe der gepülverten Scharlachkörner oder des Alkermes, wovon diese Arztney aus

dem Spießglase, davon wir jetzt handeln, den Namen bekommen hat, daß er Kermes genennt wird. Man nennt ihn den mineralischen Kermes, um ihn von demjenigen zu unterscheiden, was man gemeiniglich Kermes, Scharlachkörner nennt, und zu dem Thierreiche gehören.

Man darf dem Kranken denjenigen Kermes nicht nehmen lassen, der nicht so wie die gepülverten Scharlachkörner aussieht. Hat er eine andere Farbe, so ist er nicht gehörig mit feuerbeständigem Salpeter bereitet worden. Der mineralische Kermes hat nach dem verschiedenen Alkali, das man zu seiner Bereitung nimmt, verschiedene Farben.

Man muß das Spießglas in kleine Stückgen von der Größe einer Haselnuß zerbrechen, und das Pulver, das sich absondert, wenn es zerschlagen, nicht mit in den Caffeetopf thun, weil die auflösende Feuchtigkeit die Masse dieses Pulvers nicht so ungehindert durchdringen kann. Aus eben der Ursache habe ich den Rath gegeben, den Metallenkönig nicht zu Pulver zu stoßen, wenn man die Tinctur davon ausziehen will. Siehe das 59. und 60. Kapitel von der Spießglastinctur und dem Lilium.

Wenn man wissen will, ob die Materie satt gekocht hat, ehe man sie von dem Feuer wegnimmt, so muß man mit einem Löffel in den Caffeetopf fahren, und einen Löffel voll Wasser heraus nehmen. Wird dieses Wasser, ob es gleich Anfangs helle ist, beym Kaltwerden trübe, und läßt ein gelblichtes Pulver fallen, so ist dieses ein Zeichen, daß man den Caffeetopf von dem Feuer wegnehmen, und das Decoct abgießen kann. Man muß es allemal im völligen Sieden abgießen, sonst wird es zu sehr kalt werden, in dem es durchläuft, und in dem Filtro den Kermes mit dem Unrath fallen lassen, der besonders aus der Erde des Alkali besteht, da sich ein Wasser in seine Theile trennt, und

zuweilen

zuweilen auch ein wenig Spießglasstaub, der zuweilen in dem ersten Decocte schwimmt.

Es verdient dieses um so viel mehr Aufmerksamkeit, da ich bemerket habe, daß der Kermes, der zuerst niederfällt, wenn das Decoct anfängt kalt zu werden, viel schöner als derjenige ist, der zuletzt niederfällt, wenn es kalt geworden ist.

Man muß zu dieser Arbeit das Regenwasser allen andern Wassern vorziehen, weil man ihn dadurch schöner, und in größerer Menge erhält. Das Regenwasser hält Salze und Luft in sich, welche viel zu der Auflösung beytragen können, wodurch der Kermes entsteht. Man muß, wenn man den Kermes wieder macht, sich allemal eben wieder des Wassers bedienen, das man von demjenigen abgegossen hat, den man das letzte mal gemacht hat, weil man damit besser fährt, als mit frischem Wasser.

Man gießt allemal wieder so viel Wasser darauf, als das erste mal, ob man gleich einen Drittel des Decoctes darinnen gelassen hat, weil beym Kochen bey nahe so viel verfliegt, als man darinnen gelassen hat.

Nimmt man zu der Bereitung des mineralischen Kermes ein irdenes Gefäße, das nicht gut glasurt ist, so wird es von dem Alkali des Salpeters durchfressen, und lauft aus.

Der mit Kohlen feuerbeständig gemachte Salpeter ist stärker das Spießglas aufzulösen, als die andern feuerbeständigen Alkali. Und die feuerbeständige Salpeterlauge ist zu dieser Arbeit dem feuerbeständigen Salpeter so vorzuziehen, wie das Regenwasser dem gemeinen Wasser, so daß so wohl der Apotheker, als der Kranke gewinnt, wenn man den Liquor des feuerbeständigen Salpeters nimmt, um mineralischen Kermes zu machen. Siehe das Kapitel von

dem Liquor des Weinsteinalkali und das von dem feuerbeständigen Salpeter nach.

Soll der Kermes wie gepülverte Scharlachkörner aussehen, so muß er, wie ich schon gesagt habe, mit dem Liquor des feuerbeständigen Salpeters und mit Regenwasser gemacht seyn. Macht man ihn mit einem andern Alkali, so bekömmt er eine blaßrothe Farbe, und nimmt man Potasche dazu, so wird er gar weißlicht, wenn er eine Zeit lang liegt. Der Salpeter ist das färbende Salz, wie Kunkel gar wohl eingesehen hat.

Man kann daher den ächten Kermes, der mit feuerbeständiger Salpeterlauge und Regenwasser gemacht worden, von dem falschen Kermes unterscheiden, der mit jedem andern feuerbeständigen Laugensalze und gemeinem Wasser bereitet worden, daran erkennen, daß der ächte Kermes röther, und der unächte Kermes bläßer, oder auch im Gegentheile bräuner ist, wenn man ihn auf eine nicht anzupreisende Weise durch den trocknen Weg bereitet. Ich habe violetnen gesehen, der aber nicht die geringste Eigenschaft besaß.

Der Arzt kann auch durch die Farbe den mineralischen Kermes von dem Goldschwefel des Spießglases dadurch unterscheiden, daß der Goldschwefel braunrother, und der Kermes hellrother ist, so daß der mineralische Kermes, in Ansehung der Farbe, das Mittel hält zwischen dem Goldschwefel des Spießglases, der rothbraun ist, und dem Kermes, der mit andern feuerbeständigen Laugensalzen gemacht ist, und blaßroth sieht.

Ich habe diesen Unterschied sehr umständlich erzehlt, weil bey der Ausübung der Arzneykunst viel daran gelegen ist, daß man sie kennt. Es sind dieses überhaupt die Ursachen, warum der Kermes oftmals ohne Wirkung

gewesen

gewesen ist, wenn man ihn auch in großer Menge gegeben, und warum hingegen ein anderer Kermes zuweilen heftig gewirket hat, ob man gleich wenig davon gegeben hat.

Diese Verschiedenheiten in den Wirkungen des Kermes kommen auch davon her, daß man zuweilen nicht Geduld genug hat, den Kermes genugsam auszusüßen, oder daß man ihn mit sattsam reinem Wasser auslauget, oder endlich, daß man keinen Weingeist darüber abgebrannt hat. Denn man verbessert dadurch zum Theil den Fehler, den man dadurch begangen hat, daß man den Kermes nicht genugsam ausgewaschen, daß man Weingeist darüber abbrennt, weil der Weingeist die Säuren und Alkali versüßt, und ihnen einen guten Geruch giebt. Man muß wissen, je weniger man den Kermes aussüßt, je weniger wirkt er, und je weniger macht er Brechen, weil die Alkali die brechenmachende Eigenschaft des Spießglases schwächen. Je mehr man daher den Kermes versüßt, desto wirksamer und emetischer macht man ihn.

Der Goldschwefel des Spießglases ist in vielen Stücken von dem Kermes unterschieden, und ihre Eigenschaften sind auch von einander unterschieden. Jener ist durch den nassen Weg, und dieser durch den trocknen Weg gemacht worden. Der Kermes wird aus dem Spießglase durch ein Alkali ausgezogen, das durch die Feuchtigkeit der Luft ist flüßig gemacht worden, und der Goldschwefel ist durch ein trocknes Alkali im Feuer hervor gebracht worden. Der Goldschwefel schlägt sich vermittelst einer Säure nieder, und der mineralische Kermes fällt von sich selber nieder, so wie das Wasser kalt wird. Sie sind auch in Ansehung der Alkali unterschieden, die man zu ihrer Bereitung nimmt. Das Alkali des Weinsteines ist besonders dasjenige, was den Goldschwefel hervor bringt, und

die feuerbeständige Salpeterlauge ist das einzige, was den ächten Kermes hervor bringt, und ob gleich diese beyden Alkali, nämlich des Weinsteines und des Salpeters einander nicht ähnlicher seyn könnten, so sind sie doch nicht vollkommen einerley Alkali. Da die Alkali aus besondern Erden bestehen, die mit ein wenig Säure zusammen geschmolzen sind, die den salzigten Charakter von ihnen ausmacht, so ist das Alkali des Weinsteines, und das Alkali des Salpeters, die in Ansehung ihrer Erde einerley seyn können, doch in Ansehung ihrer Säure verschieden, die einen Grundtheil davon ausmacht. Man sieht auch bey Verfertigung des Liliums, daß das Alkali des Salpeters viel schärfer ist, als das Alkali des Weinsteines. Siehe die Kapitel von dem Lilium, von dem vitriolisirten Weinsteine, von dem Salze de duobus, das auch Arcanum duplicatum genannt wird, und von dem Polychrestsalze nach.

Einige versäumen mit großem Unrecht abgezogenen Brandewein oder guten Weingeist über dem Kermes abzubrennen. Ueberhaupt bereitet man die Arztneyen nicht so, wie sie ihre Erfinder gemacht haben. Es ist bemerkungswürdig, daß wenn der König das Geheimniß einer Arztney gekauft hat, um sie öffentlich bekannt zu machen, so kömmt dieses Mittel gleich in üblen Ruf, weil es nicht mehr die Wirkung wie vorher zeigt. Es rührt aber dieses vornämlich daher, daß man es nicht mehr so bereitet, und so gebraucht, wie vorher geschah. Man urtheilt über die Zusammensetzung der Arztney, und hört nicht die Erfahrung über ihre Wirkungen an. Die Ungläubigen richten in der Ausübung der Arztneykunst nichts aus, und trösten sich dadurch, daß sie mit Verachtung von demjenigen reden, was sie nicht verstehen. Die äussersten Enden berühren einander: Was hoch ist, kann fallen. Man han-

delt

delt klug, wenn man sich mit Kenntniß auf die Erfahrung stützt. Es ist niedrig, sich blindlings der Gunst der Neuheit zu überlassen, und es ist ungerecht, ein Mittel als ausgemacht zu verwerfen, das man nicht kennt.

Man muß einen starken abgezogenen Brandewein über dem Kermes abbrennen; denn nimmt man einen zu schwachen Brandewein, so wird er nicht eben das thun, und zu viel Wasser zurück lassen, so daß man zu lange Zeit braucht, den Kermes zu trocknen. Ich habe 1734 in meiner chimischen Abhandlung auf der 119. Seite schon gezeigt, daß der rectificirte Weingeist noch übler dazu angeht, weil er durch ein Oel, welches zu gleicher Zeit viele Theile des Kermes entzündet, indem er sie funkelnd macht, völlig abbrennt, und diese Theile des Kermes dadurch in König verwandelt.

Das erste mal, da ich den Kermes machte, brannte ich Weingeist darüber ab, wie man dazumal zu thun pflegte. Ich gab Achtung auf dieses Funkeln, und als ich an den Stellen genau nachsah, wo dieses Funkeln geschah, so erblickte ich daselbst kleine schwarze Punkte. Ich wiederholte diese Arbeit, um weiter beobachten zu können, und brachte von diesen kleinen Punkten so viel zusammen, als mir möglich war, und die ich für Spießglaskönig hielt. Ich würde nicht daran gezweifelt haben, wenn ich nicht in dem durchgängig angenommenen Vorurtheil gesteckt hätte, daß der Kermes der Spießglasschwefel sey. Allein ich legte es völlig ab, als ich einen merklichen Antheil Spießglaskönig mit mineralischen Kermes gemacht hatte, welches ich mit dem wahren Schwefel nicht bewerkstelligen konnte. Ich schließe hieraus, daß der Kermes eine Art Spießglaskalk ist, der mit der feuerbeständigen Salpeterlauge ist bereitet worden.

Es hält jedermann den mineralischen Kermes für einen Spießglasschwefel; allein man versteht dadurch entweder einen äußerlichen und überflüßigen Schwefel dieses Minerals, oder einen Schwefel, der inniger und fester verbunden ist, und dem reguliniſchen Theile einen Zusammenhang und eine metallische Gestalt giebt. Nun sind erstlich die Wirkungen des Kermes von den Wirkungen dieses überflüßigen Schwefels, der mit dem gemeinen Schwefel von einerley Beschaffenheit ist, sehr verschieden. Zum andern ist es nicht möglich, den metallmachenden Schwefel in einer festen Gestalt zu bekommen, als woran die Chimisten durch alle Jahrhunderte hindurch vergeblich gearbeitet haben. Uebrigens kann der mineralische Kermes in einen König verwandelt werden, wie ich schon gezeigt habe. Er ist also eine Art von Spießglaskalk, ein durch das Alkali des feuerbeständigen Salpeters kalcinirtes Spießglas.

Das Spießglas wird auf verschiedene Arten zu Kalk, entweder durch das Feuer allein, womit der Spießglaskalk gemacht wird, den man zu Verfertigung des Glases aus dem Spießglase nimmt. Oder man verkalkt das Spießglas durch die Mittelsalze. Geschieht es mit Salpeter, so bekömmt man das schweißtreibende Spießglas. Geschieht es mit Küchensalz, so erhält man dasjenige, was einige unter dem Namen Metallenkalk gebrauchen. Man kann das Spießglas mit Säure verkalken, wie es bey der Bereitung des mineralischen Bezoars geschieht, und ich mache auch einen mineralischen Kermes mit der Salpetersäure. Oder man kalcinirt endlich das Spießglas durch die alkalische Salze, wie man solches bey Bereitung des Kermes thut, und wenn man den Goldschwefel des Spießglases macht.

Ist

Ist das Spießglas alleine oder mit alkalischen Salzen verkalket, so ist es laxirend, und besonders brechenmachend. Ist dieses mit Mittelsalzen oder mit Säuren geschehen, so ist es blos schweißtreibend. Aber doch ist der Kermes, den ich mit dem Salpetergeist mache, ein Mittel, welches unten und oben laxiret.

Wenn man die Arztneyen aus dem Spießglase nach ihren Kräften betrachtet, so können sie unter zwey Kapitel gebracht werden, denn sie laxiren entweder, oder treiben Schweiß.

Der mineralische Kermes macht Brechen, oder laxirt, er erregt den Schweiß, oder die unmerkliche Ausdünstung, er befördert den Urin, und erleichtert den Auswurf. Man hat auch in gewissen Fällen gesehen, daß er alle diese Wirkungen zugleich geleistet hat. Diese Fälle sind Flüsse auf der Brust, wo weiter keine Reinigung mehr, weder durch den Urin, noch durch den Auswurf erfolgt. Sind die Eingeweide nicht ausgetrocknet, oder schmerzhaft gespannt, so kann der Kermes große Wirkungen hervor bringen, um den Kranken aus der Gefahr zu retten, worinnen er sich befindet.

Herr Chomel, jetziger Dechant der medicinischen Facultät, behauptete 1731 in einer Streitschrift (*), daß der Kermes bey gewissen Halskrankheiten von großem Nutzen sey, und der Herr von Jüssieu hat ihn so gar in Gurgelwassern gebraucht. Der mineralische Kermes eröfnet. Man hat Beyspiele, daß er durch einen häufigen Abgang des Urins gefährliche Geschwülste über den ganzen Leib kurirt hat. Herr Davier, ein Arzt der Facultät zu Paris, hat eine Streitschrift von den guten Wirkungen des Kermes in diesen Wassersuchten vertheidiget.

(*) An in tonsillarum tumoribus inflammatoriis Kermes minerale?

Auf solche Art tragen alle Aerzte zur Vollkommenheit der Arzneykunst bey, besonders wenn sie Untersuchungen über die Arzneymittel anstellen, es sey nun, um bey dem Gebrauche sicher zu gehen, den sie in gewissen Krankheiten davon machen, oder auch, um es andern bekannt zu machen.

Man giebt den Kermes entweder als ein Laxirmittel, oder als eine Blutreinigung, giebt man ihn als ein Laxirmittel, so läßt man ihn von zween bis vier Granen, auf ein, zwey bis drey mal, eine oder anderthalb Stunde von einander nehmen.

Giebt man ihn als eine Blutreinigung, um die Säfte zu zertheilen, und um die kleinen Gefäße zu öfnen, welche nach der Haut, nach den Nieren, oder nach den Lungen führen, so muß man ihn von einem Viertelsgran bis zu einem ganzen geben, und des Tages vielmals, z. E. aller drey, oder aller vier Stunden, oder wenigstens alle Morgen einen Gran. Ich habe gesehen, daß er auf solche Art gebraucht, in gewissen Engbrüstigkeiten mit einer Geschwulst der Füße und Schenkel von großem Nutzen gewesen ist.

Wenn der Kermes laxiren soll, so läßt man ihn im laulichten Wasser nehmen; soll er den Auswurf befördern, in süßem Mandelöl; soll er den Urin treiben, in einem Tränkgen; soll er die Ausdünstung vermehren, in einer herzstärkenden Potion. Zuweilen giebt man ihn mit Nutzen in Wein, und am öftersten in spanischen oder Provencer Wein.

Das Honig ist ein Mittel, daß man den Kermes unter Potionen bringen kann, ohne sehr auf den Boden des Glases niederzufallen, man vermischt zuerst den Kermes mit Honig, hernach thut man Oel dazu, und endlich abgezogen Wasser.

Das

Das 63. Kapitel.

Von dem schweißtreibenden Spießglase.

Wenn man das schweißtreibende Spießglas machen will, so nimmt man einen Theil rohes Spießglas, und drey Theile gereinigten Salpeter, man stößt beydes zu feinem Pulver, mischt es unter einander, schlägt es durch ein Sieb, und läßt es trocken werden. Hernach trägt man es löffelweise in einen glühenden Tiegel ein, der zwischen angeglimmten Kohlen steht. Es entsteht ein Geräusch, welches die Verpuffung ist. Wenn die Verpuffung vorbey ist, so thut man wieder einen Löffel voll davon hinein; und mit diesem Eintragen fährt man so lange fort, bis alles in den Tiegel ist. Man läßt die Materie eine halbe Viertelstunde noch in dem Feuer stehen, sie muß aber blos glühen, und nicht schmelzen, weil sie dadurch zu Glase wird.

Ehe man den Tiegel aus dem Feuer weggnimmt, so muß man ihn ein wenig umneigen, und zwey bis drey verschiedene male Salpeter, und jedes mal so viel, als man mit drey Fingern fassen kann, hinein werfen; man figirt auf solche Weise die Spießglasblumen, die allemal oben an dem Tiegel hängen, wenn man das schweißtreibende Spießglas verpufft. Diese Vorsicht ist nöthig, weil diese Blumen Brechen machen.

Wenn man den Tiegel von dem Feuer weggenommen hat, so schüttet man ihn in warmes Wasser aus, und läßt es einen Tag weichen. Hernach rührt man alles unter einander, damit beym Abgießen des Wassers in ein ander Gefäße, das schweißtreibende Spießglas mit dem Wasser heraus läuft, und die groben Stücken auf dem Boden liegen bleiben, wenn dergleichen noch daselbst sich befinden.

Man

Man läßt das Wasser helle werden, und denn ist ein weißes Pulver auf den Boden niedergefallen. Man gießt das darüber stehende Wasser sachte ab. Man gießt auf den trüben Rückstand wieder frisches Wasser, und man wäscht auch das weiße Pulver auf dem Boden aus, um es zu versüßen. Endlich läßt man es trocken werden, und so hat man das schweißtreibende Spießglas.

Wenn man das schweißtreibende Spießglas macht, so muß man das zusammengemischte Spießglas und Salpeter Löffelweis eintragen. Denn schüttete man alles auf einmal hinein in den Schmelztiegel, so würde diese Arbeit nicht besonders gerathen, weil das Feuer nicht mit gleicher Stärke auf alles wirken würde.

Hätte man ein schweißtreibendes Spießglas, das nicht weiß wäre, oder Brechen erregte, so müßte man es mit eben so viel gereinigten und getrockneten Salpeter vermengen, und es hernach Löffelweis in einen glühenden Tiegel zwischen angeglimmten Kohlen eintragen.

Will man ein recht weißes schweißtreibendes Spießglas haben, so muß man zum Auslaugen kaltes Wasser nehmen, und nicht über dem Feuer trocknen lassen, sondern nur an einen trocknen und warmen Ort legen, und Acht haben, daß kein Staub hinein fällt.

Man muß sich auch bey Verpuffung des schweißtreibenden Spießglases in Acht nehmen, daß keine Kohle in den Tiegel fällt, weil dadurch das schweißtreibende Spießglas wieder zu König wird, und wenn diese reguliniſchen Theile mit dem schweißtreibenden Spießglas vermischt werden, so macht es Brechen.

Man muß sich auch in Acht nehmen, wenn man es Löffelweis in den Schmelztiegel einträgt, daß man kein Feuer mit dem Löffel in das Gemengsel bringt, wodurch

eine

eine jählinge Verpuffung erfolgen, und das Spießglas auf einmal in schweißtreibendes verkalkt werden würde; auch bekömmt man auf solche Art weniger.

Einige nehmen zu der Bereitung des schweißtreibenden Spießglases nicht mehr Salpeter als Spießglas, so als wenn sie Spießglasleber machen wollten. Es ist aber dieses nach meiner Methode keine sichere Weise, denn je weniger man Salpeter nimmt, je mehr macht das Spießglas Brechen, je mehr man hingegen von diesem Salze nimmt, desto mehr ist das Spießglas schweißtreibend, und man muß eben so sehr besorgt seyn, daß diese Arztney kein Brechen macht, als man sich befleißigen soll, sie schweißtreibend zu machen.

Man kann statt des rohen Spießglases den König zum schweißtreibenden Spießglase nehmen, und alsdenn wird es genug seyn, eben so viel Salpeter als König zu nehmen, weil die Menge des Salpeters mit der Menge des Schwefels oder des ölichten Grundtheiles eine Verhältniß haben muß, der muß verbrannt werden. Daher macht auch eine Vermischung von König und Salpeter keine so starke Verpuffung, als rohes Spießglas und Salpeter zusammen gemengt.

Man muß sich in Acht nehmen, damit der geschmolzene Salpeter nicht durch den Tiegel geht, und man keinen Nutzen von der Arbeit hat. So bald man also eine hellere Flamme, als gewöhnlich ist, an dem Tiegel gewahr wird, so muß man ihn alsobald aus dem Feuer wegnehmen.

Das Feuer, welches man zur Verfertigung des schweißtreibenden Spießglases braucht, ist kein bloses Verkalkungsfeuer, es muß ein Sublimirungsfeuer, ja wohl gar ein Schmelzfeuer seyn.

Es

Es ist am besten, wenn man die Materie so gleich, wenn man sie von dem Feuer wegnimmt, in warmes Wasser wirft, weil sie sonst harte wird, wenn sie erkaltet; und stößt man sie im Mörser, so zermalmet man die regulinischen Theile, wenn dergleichen darinnen sind. Man würde auf solche Art ein brechenmachendes Spießglas erhalten, statt daß man sich bey dieser Arbeit vorgesetzt hat, ein schweißtreibendes Spießglas zu verfertigen.

Das Wasser, worein die Materie aus dem Feuer gethan wird, muß so heiß seyn, als möglich ist, sonst würde man Gefahr laufen, daß Wasser und Materie heraus spritzten.

Man schließt, daß das schweißtreibende Spießglas genugsam ausgelaugt ist, wenn es bey der geringsten Bewegung des Wassers, in dem Gefäße, worinnen es sich befindet, in die Höhe steigt. Diese Leichtigkeit des schweißtreibenden Spießglases zeigt an, daß die Salze nicht mehr daran hängen, und solches weiter schwer machen.

Man kann auch eine blaue Tinctur nehmen, um zu versuchen, ob das schweißtreibende Spießglas recht ausgelaugt ist, oder ob das Wasser kein Alkali mehr in sich hält; denn man muß das schweißtreibende Spießglas so lange auslaugen, bis das Wasser kein Salz mehr mit sich nimmt. Dieses erkennt man daran, wenn es den Violensyrup nicht mehr grün macht, wie ich bey Gelegenheit des Kermes gesagt habe.

Das Wasser, womit man das schweißtreibende Spießglas ausgelaugt hat, hält dreyerley Dinge in sich, nämlich ein Salz, welches aus dem Spießglasschwefel und alkalisirten Salpeter besteht, und ein antimonialisches Polychrestsalz ausmacht. Es enthält auch einen reinen alkalisirten Salpeter in sich, und endlich befindet sich auch ein

unzerstörter

unzerstörter Salpeter darinnen, weil es, wie ich schon gesagt habe, nöthig ist, daß man zu dieser Arbeit eher zu viel, als zu wenig Salpeter nimmt. Es schmelzt daher, wenn man dieses Wasser bis zur Trockenheit abraucht, die zurück gebliebene salzigte Materie wie Salpeter, wenn man sie auf glühende Kohlen wirft.

Man kann sagen, daß dieses Wasser auch noch eine vierte Sache in sich hält, die ein sehr feines schweißtreibendes Spießglas ist. Filtrirt man dieses Wasser, und tropft hernach Vitriolgeist hinein, so fällt ein sehr weißes Pulver nieder, das man wegen dieser Farbe Perlenmaterie nennt. Man nennt es auch Spießglasbleyweiß, so wie man sagt, Bleyweiß von Bley, weil die Goldmacher sprechen, das Spießglas sey das Bley der Weisen.

Man muß das schweißtreibende Spießglas in einem wohl verstopften Gefäße aufheben. Das nicht ausgelaugte schweißtreibende Spießglas wird in der Luft feuchte.

Es fallen verschiedene Krankheiten vor, wo das schweißtreibende Spießglas, welches nicht ausgelaugt ist, besser bekömmt, als das ausgelaugte. Das auflösende Mittel, dessen sich der Arzt Rotrou bey der Kur der kalten Säfte bediente, ist nichts anders, als das nicht ausgelaugte schweißtreibende Spießglas, das er in ein Drittheil geistiges Zimmetwasser einweichte, und hernach wieder trocken werden ließ.

Es ist das unausgelaugte schweißtreibende Spießglas gemeiniglich nicht zu haben, sondern der Arzt muß es erst machen lassen, wenn er es bey einer Krankheit nöthig hat. Er hat dabey den Vortheil, daß er es frisch bekömmt, und hat einen desto gewissern Nutzen bey seinen Kranken davon zu erwarten.

Einige

Einige große Aerzte preisen das unausgelaugte schweißtreibende Spießglas in Geschwulst der Mandeln von einer Verstopfung eines zähen Schleimes an; andere befeuchten es mit Brandewein, oder weichen es in Honigwasser ein. Will man es äußerlich brauchen, so taucht man in dieses Wasser Leinewand ein, und legt es auf die Schwinden. Man hat dadurch sonst durch Beyhülfe der Laxirmittel Krankheiten der Haut kurirt, die mit den gewöhnlichen Mitteln nicht zu heben waren. Es ist der äußerliche Gebrauch des schweißtreibenden Spießglases nicht zu verachten.

Das nicht ausgelaugte schweißtreibende Spießglas macht den Haupttheil des Pulvers aus, das man gemeiniglich das Cornachinische Pulver nennt, weil Marcus Cornachinus, ein öffentlicher Lehrer der Arztneykunst zu Pisa, ein Buch von dem Gebrauche dieses Pulvers schrieb, unter dem Titel, Marci Cornachini methodus in Puluerem etc. Dieser Arzt spricht, daß es wohlgethan wäre, wenn man dieses Pulver erst machte, wenn man es brauchen wollte, und daß man es nach der Absicht des Arztes, der es verordnet, mit Veränderung des Verhältnisses der Ingredientien bereiten könne. Die Dinge, woraus es besteht, sind das schweißtreibende Spießglas, das Diagrydium, und der Weinsteinrahm. Daher nennt man es zuweilen das Pulver de tribus, und das gewöhnliche Verhältniß dieser Ingredientien sind gleiche Theile. Man nennt es auch das Pulver des Grafen von Warwich, weil dieser Herr der Erfinder davon ist.

Man hat mir gesagt, daß ein Arzt zu Marseille das nicht ausgelaugte schweißtreibende Spießglas bey der Kur der Tripper, wenn kein Schmerz dabey ist, und der Urin ohne Brennen abgeht, in Wasser nehmen läßt. Er ließ

in

in jeder Pinte Wasser ein Quentgen von diesem schweißtreibenden Spießglase nehmen.

Man giebt das schweißtreibende Spießglas in den Krankheiten, die man bösartig nennt, wo alles durch die Ausdünstung, wie bey der Pest, gehen muß. Man setzt ihm alsdenn Mohr, Kampher und Myrrhen zu.

Herr Stahl, einer von den größten deutschen Aerzten dieses Jahrhunderts, pflegte aller vier Stunden in den Krankheiten, wo das Blut sollte gereiniget werden, zehn Gran Krebsaugen, und fünf Gran schweißtreibendes Spießglas zu geben. Man sagt, daß Paracels den Krebsaugen und schweißtreibenden Spießglase Diagridium zusetzte, so daß ein Pulver de tribus heraus kam.

Einige verfertigen ein temperirendes Pulver mit schweißtreibenden Spießglas, Zinnober, Salpeter, Salz de duobus oder vitriolisirten Weinstein, und Krebsaugen, die einige vorher mit Citronensaft sättigen. Es ist besonders in langwierigen Krankheiten nützlich, wenn dem Arzte alle Arten von Arztneyen bekannt sind, um sie nach den verschiedenen Gelegenheiten verschieden zu verbinden und anzuwenden. Es ist anzumerken, daß die schweißtreibenden Mittel überhaupt am öfterſten mit dem Alkali vergesellschaftet am besten, und hingegen mit den sauren Dingen am seltensten bekommen.

Die Dosis des schweißtreibenden Spießglases muß nach dem Alter, Leibesbeschaffenheit und Bedürfniß der kranken Person eingerichtet werden. Man giebt es von sechs Gran bis zu einem Scrupel, und in gewissen Fällen des Tages vielmals. Es scheint zuweilen ohne Nutzen gebraucht zu werden, weil man mit seinem Gebrauche nicht lange genug anhält. Es verdünnet die Lymphe sehr stark, es erregt zuweilen einen leichten Speichelfluß, es bekömmt

besonders wohl bey allgemeinen Gichtflüssen, und in den Krankheiten der Haut.

Das Pulver des Herrn de la Chevalleraye, eines Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften, ist ein ordentliches schweißtreibendes Spießglas. Wenn es verpufft ist, zerbricht man den Schmelztiegel, und kalcinirt das schweißtreibende Spießglas über dem Feuer zwölf Stunden lang. Hernach breitet man es in eine große Schüssel aus, und setzt es auf ein Bret in die Luft. Es wird daselbst feuchte, hernach trocken, und endlich sehr weiß und glänzend.

Man bedient sich dieser Art des schweißtreibenden Spießglases so wohl äußerlich als innerlich. Will man es äußerlich brauchen, so muß man anderthalb Quentgen in eine Pinte Wasser mit einem Viertelpfund Honig thun, recht unter einander quirlen, und mit diesem Wasser des Tages zwey mal verbinden.

Herr de la Chevalleraye giebt sein Pulver innerlich bis zu einem Quentgen ein.

Das 64. Kapitel.

Von des Poterie Mittel wider die Schwindsucht.

Wenn man das Antihecticum des Poterie machen will, so muß man anfänglich einen Zinnkönig mit einem Theile Spießglase verfertigen, den man in einen Schmelztiegel thut. Man setzt den Tiegel in einen Ofen ein, man deckt ihn zu, und macht Feuer darum. Wenn der König geschmolzen ist, so wirft man zween Theile feines Zinn hinein, und wenn das Zinn geschmolzen ist, so rührt man es mit einem eisernen Stäbgen um. Alsdenn nimmt man den Schmelztiegel von dem Feuer weg, und gießt ihn in einen gewärmten Mörser aus.

Wenn

Wenn dieser Zinnkönig kalt geworden ist, so stößt man ihn zu feinem Pulver, und vermischt ihn mit eben so viel gereinigten und recht trocknen Salpeter. Hierauf trägt man von diesem Gemengsel einen kleinen Löffel voll, ohngefehr ein Quentgen, in einen glühenden Tiegel zwischen angeglimmten Kohlen ein. Es wird eine Verpuffung geschehen, die man gänzlich vorbey läßt, und so lange wartet, ehe man wieder einen Löffel voll einträgt, bis die Materie in dem Tiegel geschmolzen zu seyn scheint.

Wenn alles eingetragen ist, so läßt man die Materie eine Viertelstunde lang schmelzen, hernach thut man sie von dem Feuer weg, und gießt sie in siedendes Wasser. Man läßt sie einige Stunden weichen, hernach rührt man alles herum, und gießt das weiße Wasser durch Umneigen ab, und dieses wiederholet man so lange, bis das Wasser nicht mehr weiß wird, und bis auf dem Boden nichts als Grumen liegen.

Endlich läßt man alles dieses abgegossene Wasser in Ruhe stehen, damit es sich setzt, und es wird auf dem Boden ein graues Pulver niederfallen. Das darüber stehende helle Wasser gießt man ab, und wieder warmes Wasser auf das Pulver, um es gänzlich auszulaugen. Hernach läßt man es trocknen, und hat alsdenn dasjenige, was man Antihecticum Poterii nennt. Der Erfinder davon heißt Peter la Poterie, und man hat ihn mit Michael Potier, einem deutschen Arzte verwechselt, da doch jener ein französischer Arzt ist.

Er nahm zur Verfertigung dieses Pulvers einen Theil Eisenkönig, und zwey Theile Zinn, er nahm Regenwasser zum Auslaugen, und drey Theile Salpeter zu einem Theil Zinnkönig.

Einige wollen keinen Eisenkönig zur Verfertigung des Zinnköniges nehmen; allein man muß ihn allen andern dazu vorziehen, wie es der Erfinder that. Nur muß man besorgt seyn, recht schönen auszusuchen, und zu zween Theilen Zinn nur einen Theil Eisenkönig nehmen.

Man hält heut zu Tage zu viel auf eine blaue Farbe, die das antihectische Mitel des la Poterie haben soll, so daß man öfters, um diese Farbe zu erhalten, das Zinn nicht genugsam zerstöret. Dasjenige, welches der Erfinder machte, hatte anfänglich eine aschgraue Farbe, hernach kalcinirte er es bey einem Reverberirfeuer, wodurch es eine blaulichte Farbe bekam. Das Reverberirfeuer kann den metallischen Kalken die Farbe benehmen.

Wenn man das antihectische Mittel des la Poterie bereiten will, so muß man zuerst den Zinnkönig machen, sonsten wird ein Theil des Zinnes auf dem Boden des Schmelztiegels niederfallen.

Das antihectische Mittel des la Poterie ist eine Art von schweißtreibenden Spießglas, und besitzt auch die Kräfte desselben. Es ist so gar dem ordentlichen schweißtreibenden Spießglase vorzuziehen, wo ein Bluten oder eine Schwäche der Brust mit einer Krankheit verbunden ist. Siehe das 9. Kapitel von dem Zinne.

La Poterie verordnete sein antihectisches Mittel in den meisten Krankheiten, die von einer Verstopfung herkamen; in Scorbut, Kröpfen, und besonders der Schwindsucht. Und diese besondere Kraft, die es in Heilung dieser Krankheit bewies, war Ursache, daß er es Antihectikum nennte.

Seine Weise, es zu verordnen, war folgende. Den ersten Tag gab er vier Grane, und stieg die folgenden Tage allemal mit einem oder zween Granen, so daß endlich

lich vierzig, und zuweilen gar funfzig Grane heraus kamen.

Man kann überhaupt sagen, daß in langwierigen Krankheiten, wo es nöthig ist lange Arztneyen zu gebrauchen, ehe man gesund wird, es eine sehr kluge Weise ist, sie anfänglich in geringer Dosi zu nehmen, und immer mehr und mehr zu geben, bis man so weit damit aufgestiegen, als eine richtige Verhältniß zwischen der Stärke der Krankheit und des Kranken erfordert. Und hat man einige Tage mit eben dieser Dosis angehalten, so ist es gut, wenn man wieder so niederwärts steigt, als man hinauf gestiegen ist. Und man muß nicht daraus schließen, daß ein Mittel unkräftig ist, weil es die Krankheiten nicht gleich die ersten Tage kurirt, da man es braucht. Die Kur der Krankheiten muß nach den verschiedenen Krankheiten verschieden seyn. Man muß die langwierigen Krankheiten nicht wie die hitzigen behandeln. Man hat bey langwierigen Krankheiten lange Zeit, ehe man entweder stirbt oder gesund wird; hingegen bey hitzigen Krankheiten wird man bald gesund, oder stirbt bald. Man muß sich zur Kur einer Krankheit eine Zeit setzen, die mit der Zeit in einer Verhältniß steht, binnen welcher sie entstanden ist, da die langwierigen Krankheiten langsam entstehen, so können und müssen sie nicht geschwinde kurirt und behandelt werden. Jedermann gesteht ein, daß alle Krankheiten geschwinder kommen als vergehen, und doch begeht fast jedermann die Ungerechtigkeit gegen die Aerzte, und nimmt es ihnen übel, wenn sie die Krankheiten nicht geschwinder kuriren als sie entstanden sind. Wenn die Freunde der Kranken ihre Umstände beklagen, so versäumen sie fast allezeit sie anzufrischen, dasjenige standhaft zu thun, was zur Erlangung ihrer Gesundheit nöthig ist, und stärken sie nicht in

ihrem Zutrauen zu der Arztney. So wie sich die langwierigen Krankheiten anfänglich entspinnen, ohne daß man es gewahr wird, so ist auch ihre Heilung unmerklich, so daß der Kranke, der von Einnehmung der Arztneyen ermüdet, nicht glaubt, daß er eine Besserung davon hat, und der Arzt wird verdrüßlich, wenn er sagen hört, daß alles, was nach seiner Anordnung gethan würde, vergeblich sey. Der Kranke und der Arzt werden einander überdrüßig, und gehen aus einander. Es werden oft auf solche Art Krankheiten für unheilbar ausgegeben, welche die Aerzte kuriren würden, wenn der Kranke nicht ungeduldig, und das Publicum nicht ungerecht wäre.

Das 65. Kapitel.

Von der Spießglasbutter.

Wenn man die Spießglasbutter machen will, so nimmt man einen Theil Spießglaskönig, und zwey Theile fressenden Sublimat, macht alles zu Pulver, mischt es recht unter einander, und füllt damit eine Retorte bis zur Helfte an. Die Retorte muß einen weiten und kurzen Hals haben. Diese Retorte setzt man in ein Sandbad ein, und legt eine Vorlage vor, und wenn die Fugen verlutirt sind, so macht man ein mäßiges Feuer. Es geht eine dicke Materie über, welches die Spießglasbutter ist. Sie nimmt in der Folge eine ölichte und eisichte Gestalt an, daher hat man ihr den Namen Glasöl des Spießglases gegeben. Dieses Oel ist zuweilen so dicke, daß es nicht fließt, und in dem Halse der Retorte sich anhäuft, welches das Gefäße in Gefahr setzt, daß es zerspringt. Um es fließend zu machen, so muß man eine glühende Kohle daran halten. Läßt man den König und fressenden Sublimat unter

einander

einander gemengt in der Luft stehen, ehe man sie in das Feuer bringt, so bekömmt man eine flüßigere Butter.

Wenn nichts mehr übergeht, oder rothe Dämpfe aufsteigen, so muß man die Fugen der Vorlage und der Retorte lösen, und hernach das Feuer verstärken. Es werden Dämpfe übergehen, die sich in dem Wasser vereinigen, das man in diesen zweyten Recipienten gegossen hat. Es ist dieses das wieder belebte fließende Queckſilber des fressenden Sublimats, und man hat in dem ersten Recipienten die Butter des Spießglases, die man in wohl verstopften Gefäßen aufheben muß.

Es muß die Vorlage, worein man die Spießglasbutter übertreibt, recht trocken seyn, denn ist sie feuchte, so wird die Butter zu Staub. Man muß wissen, daß die Feuchtigkeit der Luft die Spießglasbutter schmelzt, und der geringste Tropfen Wasser sie in Pulver verwandelt. Es beweiset dieses sehr wohl, daß es nicht einerley ist, wenn man die salzigten Dinge mit Wasser anfeuchtet, und wenn man sie die Feuchtigkeit aus der Luft in sich ziehen läßt, und folglich ist das durch das Abtropfen gemachte Weinsteinöl mit dem durch das Wasser aufgelösten Weinsteinalkali nicht einerley, und die Lauge des feuerbeständigen Salpeters mit dem durch das Wasser aufgelösten feuerbeständigen Salpeter verschieden. Siehe das Kapitel von dem alkalinischen Liquor des Weinsteines, und das von der Lauge des feuerbeständigen Salpeters nach.

Man zehlt wohl sieben verschiedene Arten die Spießglasbutter zu machen, und man kann sagen, daß man noch einmal so viel verschiedene Weisen ausfündig machen könne, die Säure des Küchensalzes mit dem metallischen Theile des Spießglases zu vereinigen. Es geht zum Exempel der Silberkalk dazu an, das ist, Silber in Scheidewasser

aufgelöst, und mit der Säure des Küchensalzes niedergeschlagen. Man ist versichert, daß die auf solche Art bereitete Spießglasbutter weder Queckſilber noch groben Schwefel in sich hat. Man muß drey Theile Silberkalk und einen Theil König nehmen.

Destilliret man die Spießglasbutter noch einmal, so wird sie heller, und man nennt sie alsdenn rectificirte Spießglasbutter. Und je mehr sie rectificirt wird, je heller wird sie, ja sie ist zuweilen so helle, wie ein Stück Eiß. Wenn man sie auf solche Art rectificiren will, so thut man sie in eine Retorte, legt eine Vorlage vor, und treibt sie über. Die Butter geht helle in die Vorlage, und das grobe bleibt in der Retorte.

Basil Valentin rectificirte die Spießglasbutter drey mal mit Weingeist, ließ sie aber vorher drey Monate digeriren, und goß allemal neuen Weingeist dazu. Die Butter wurde dadurch flüßig und roth wie Blut.

Düchesne nennt die Spießglasbutter Antidotum polychrestum. Er rectificirte sie drey mal, und ließ den Rückstand zurück, und cohobirte über diese Butter Honiggeist, so lange, bis sie versüßt war. Endlich zog er den Geist so weit ab, bis der Rückstand so dicke wie ein Oel war. Dieser Arzt giebt es für ein Fiebermittel aus, und läßt es von einem bis zu sechs Tropfen nehmen.

Herr Falconet, ein Arzt der Facultät zu Paris, hat mir gesagt, daß die Tropfen des Engelländer Wads, die zeithero so viel Lermen gemacht haben, das Eißöl des Spießglases sind.

Die Spießglasbutter, welche nicht mit Weingeist versüßt ist, dient zu einem vortrefflichen Aetzmittel. Man kann sich derselben sehr vortheilhaft bedienen, um das faule Fleisch und die harten Ränder gewisser Geschwüre wegzubeizen.

beizen. Die Spießglasbutter wirkt sehr geschwinde; der Grind entsteht dadurch in einem Augenblick, so daß sie nicht viel Schmerzen macht. Daher bedient man sich ihrer vorzüglich, wo man zu befürchten hat, daß der Schmerz mehr als gewöhnlich seyn könnte. Siehe die 14. Seite, und im ersten Bande die 386. Seite.

Das 66. Kapitel.

Von dem Spießglaszinnober.

Um den Spießglaszinnober zu machen, so nimmt man drey Theile fressenden Sublimat, und zwey Theile rohes Spießglas, machet alles zu Pulver und mischt es unter einander, und thut es in eine Retorte, davon die Helfte leer bleiben muß, und nachdem man eine Vorlage vorgelegt hat, so giebt man anfänglich ein gelindes Feuer, welches die Spießglasbutter übertreibt. Hernach, wenn die rothen Dämpfe anfangen in die Vorlage zu gehen, so macht man die Fugen auf, und legt eine andere Vorlage vor. Alsdenn vermehrt man das Feuer über und unter der Retorte so lange bis sie glüht, und unterhält es drey Stunden lang auf die Art. Endlich läßt man das Feuer ausgehen, und die Gefäße kalt werden; wenn dieses geschehen ist, so findet man den Spießglaszinnober an dem obern Theile der Retorte bey dem Halse angeflogen.

Man muß zu dieser Arbeit eine gläserne Retorte nehmen, die man vorher beschlagen hat, und wo man an dem obern Theile der Retorte bey dem Halse den Leimen dicke aufgetragen hat, damit dieser Theil nicht so heiß wird, und der Zinnober leichter sich anlegt.

Man muß die Spießglasbutter völlig übergehen lassen, ehe man das Feuer verstärkt, um den Zinnober zu subli-

miren, denn wenn man diese Vorsicht unterläßt, so nimmt der Zinnober bey dem Sublimiren Spießglasbutter mit in die Höhe, und dieser Zinnober macht Brechen.

Nachdem man das Feuer nach und nach vermehret hat, um die Butter überzutreiben, so muß man Holz in den Ofen legen, um ein lebhaftes Feuer zu geben.

Es giebt Chimisten, welche Schwefel in die Retorte zu thun pflegen, wenn die Butter übergegangen ist, es ist aber unrecht. Sie glauben durch dieses Mittel mehr Zinnober zu bekommen, welches aber nicht geschieht; und wenn sie wirklich dadurch mehr erhielten, so würde diese Vermehrung des Zinnobers kein Spießglaszinnober seyn.

Man muß wissen, daß die mit rohem Spießglase gemachte Butter im Halse der Retorte dicke wird, weil sie etwas mineralischen Schwefel in sich hält. Dahero muß man, wie ich schon gesagt habe, darauf bedacht seyn, daß man es schmelzt, indem man eine glühende Kohle an den Hals der Retorte hält. Denn sonst wird die Retorte zerspringen, und es werden sehr gefährliche Dämpfe für den Arbeiter aufsteigen.

Setzt den Spießglaszinnober in einer Sandkapelle in Digestion, so wird er dadurch röther und vollkommener werden.

Beobachtet man das von mir vorgeschriebene Verhältniß des fressenden Sublimats und des Spießglases, und verfährt bey der Arbeit, wie ich gesagt habe, so wird man in der Vorlage kein fließendes Quecksilber finden, wie geschieht, wenn man diese Vorschrift aus den Augen setzt. Ja man wird auch weniger Zinnober bekommen, als wenn man nach der vorgeschriebenen Weise arbeitet. Ich bekomme ein Drittheil Butter, und fast zween Theile Spießglaszinnober.

Der

Der Spießglaszinnober muß bey der Kur vieler Krankheiten große Kraft erweisen. Er besteht aus den drey großen Mitteln, dem Schwefel, dem Queckſilber und dem Spießglase. Wenigstens kann man ihm die Eigenschaft nicht absprechen, die man dem gemeinen Zinnober zueignet.

Die Dosis des Spießglaszinnobers ist eben die, welche von dem gewachsenen Zinnober gegeben wird. Siehe die 134. Seite.

Das 67. Kapitel.

Von dem Pulver des Algeroths.

Um das Pulver des Algeroths zu machen, so setzt man die Spießglasbutter an das Feuer, damit sie zergeht, und gießt sie in heiß Wasser, sie wird sich daselbst auflösen, und das Wasser trübe und weiß machen. Hernach wird ein weiß Pulver niederfallen. Neigt das Gefäße um, gießt das oben drüber stehende Wasser ab, süßt das unten liegende Pulver mit vielem Wasser aus, und laßt es trocken werden. Das ist das Pulver des Algeroths, und nicht des Algaroths, wie es jetzt gemeiniglich genennt wird. Der Erfinder dieses Mittels war Victor Algeroth, ein Arzt von gutem Ansehen zu Verona. Man hat auch dieses Pulver Queckſilber des Lebens, und englisches Pulver genennt, und dieses wegen der großen Eigenschaften, die man zur Zeit seiner Erfindung darinnen zu finden glaubte, da es sehr stark gebraucht wurde. Es ist lange Zeit Mode gewesen.

Man muß zu der Verfertigung des Algerothischen Pulvers eine rectificirte Spießglasbutter nehmen. Das Pulver des Algeroths, welches mit einer aus dem Könige gemachter und hernach rectificirter Spießglasbutter bereitet

wird,

wird, ist viel weißer, als wenn man eine Butter von rohem Spießglase dazu nimmt, besonders wenn man diese Butter nicht rectificirt hat.

Man könnte das Pulver des Algeroths mit der Spießglasbutter zu gleicher Zeit machen, wenn man sie in einer mit Wasser angefüllten Vorlage auffängt.

Das Pulver des Algeroths laxirt heftig von unten und oben; man hat es bey solchen Gelegenheiten wirken sehen, wo kein Brechmittel etwas that. Man kann es, wenn die andern Brechmittel ohne Wirkung sind genommen worden, mit Nutzen brauchen. Z. E. in schlafsüchtigen Krankheiten, im Schlagflusse, in der fallenden Sucht, von einem Gran bis zu achten. Es ist ein specifisches Brechmittel in der Lähmung der Zunge. Es wirkt wenig bey Wassersüchtigen, wo die Wasser salzigt sind.

Es ist nöthig das Pulver des Algeroths in gewissen verzweifelten Fällen zu geben, wo es besser ist, nach dem Ausspruch des Hippokrates, ein zweifelhaftes Mittel als gar keines zu gebrauchen: Melius est anceps adhibere remedium, quam nullum. Es ist eine große Nachläßigkeit, nichts als ordentliche Mittel bey außerordentlichen Fällen zu gebrauchen, wo das Amt der Aerzte am nützlichsten ist, und wo sie die meiste Ehre erwerben können. Die einfachsten Mittel sind in einfachen Krankheiten vorzuziehen. Die kleine Anzahl der Mittel und ihre einfache Beschaffenheit sind bey der Kur der Krankheiten so sehr auszuspüren, als man nur kann. Wenn sie aber keinen glücklichen Erfolg haben, so heißt dieß, die Arztneykunst für arm ausgeben, wenn man sie ohne die Hülfe ließ, die sie von zusammengesetzten Mitteln erhalten könnte, und man ließe die Kranken auf eine einfältige Weise sterben, die man mit gehörigen Mitteln hätte kuriren können.

Einige

Einige Chimisten haben vorgegeben, man könnte dem Pulver des Algeroth seine brechenmachende Kraft benehmen, und seine ganze Wirkung so bestimmen, daß es nur unterwärts wirkte, wenn man es in einer alkalinischen Lauge des Weinsteines, und nicht im Wasser bereitete; allein es ist ihre Meinung durch die Erfahrung nicht bewiesen worden. Die brechenmachende Kraft des Algerothischen Pulvers rührt nicht von seiner Säure allein her, weil es noch mehr Brechen macht, wenn man es versüßt. Daher wird die alkalinische Lauge des Weinsteines, welche dem Pulver des Algeroths seine Säure benimmt, nicht auch die brechenmachende Kraft benehmen. Und aus eben der Ursache wird sie der Weingeist eben so wenig benehmen. Ich würde den Rath geben, den Weingeist allemal wegzulassen.

Herr Stahl spricht, wenn man das Pulver des Algeroths mit Weinstein macht, indem man von Viertelstunde zu Viertelstunde auf die Spießglasbutter ein wenig rectificirten Weingeist gießt, so fällt ein sehr feines Pulver nieder, das erst Brechen macht, hernach Schlaf erregt, und unter währendem Schlaf Schweiß treibt. Diese Wirkungen sind in vielen Fällen sehr heilsam.

Nach dem brandenburgischen Apothekerbuche kann man die brechenmachenden Eigenschaften des Algerothischen Pulvers vermindern, wenn man es in Salpeter wirft, den man am Feuer hat schmelzen lassen. Man nimmt es so gleich wieder heraus, und versüßt es. Läßt man es lange Zeit in diesem geschmolzenen Salpeter, so verliehrt es mehr von seiner brechenmachenden Kraft, und verliehrt sie endlich ganz, wenn man mit einem Stock darinnen herum rührt, auch wird es durch diese Behandlung schweißtreibend.

Es ist noch anzumerken, je mehr man das Pulver des Algeroths auswäscht, das ist, je mehr man es versüßt,

desto mehr macht es Brechen, ob es gleich dadurch weniger kaustisch wird, wie ich schon gesagt habe.

Es ist hier ein bequemer Ort zu wiederholen, was schon vielmals in diesem Buche ist gesagt worden: Die mineralischen Säuren, besonders die von dem Salpeter und dem Vitriol, figiren die brechenmachende Kraft des Spießglases, und die pflanzhaften hingegen entwickeln sie. Dieser Grundsatz ist in der Theorie von einem großen Umfange, und wird öfters in der Praxi bekräftiget. Indem man das Pulver des Algeroths versüßt, das viel Küchensalzsäure in sich hat, und indem man ihm diese Säure entführt, die mineralisch ist, so entführt man ihm in Wahrheit dasjenige, was es zu einem starken Aetzmittel macht, das aber zu gleicher Zeit verhindert, daß es als ein brechenmachendes Mittel wirkt. Es wird dieses noch hierdurch bekräftiget, daß wenn man von neuem mineralische Säuren dazu thut, und sie daselbst concentrirt, so verliehrt es alle Kraft Brechen zu machen, und wird schweißtreibend, weil die mineralischen Säuren, besonders die von dem Salpeter, machen, daß das Spießglas durch den Schweiß wirkt; man sieht dieses aus der Wirkung des mineralischen Bezoars.

Das 68. Kapitel.

Von dem mineralischen Bezoar.

Man thut in einen Kolben rectificirte Spießglasbutter. Hernach gießt man nach und nach so lange Salpetergeist darauf, bis keine merkliche Aufbrausung mehr entsteht, und der Salpetergeist über der Spießglasbutter schwimmt, wozu bey nahe zween Theile Salpetergeist zu einem Theile Spießglasbutter gehört. Man läßt alle Feuchtigkeit abrauchen, und wenn alles kalt geworden ist,

so

so gießt man auf die trockne zurück gebliebene Materie wiederum Salpetergeist, und gießt so lange davon darauf, bis sie recht angefeuchtet ist, und Salpetergeist darüber zusammen geht. Man raucht sie wie vorher ab, und thut dieses zum dritten male.

Man nimmt die unten in dem Kolben zurück gebliebene Materie, und nachdem man sie öfters mit Wasser ausgelaugt, so kalcinirt man sie in einem gläsernen Scherben in einem gelinden Sandbade. Ist das Feuer zu stark, so wird sie klümpicht werden, wie klar gebrochenes Glas, und man muß sie wegwerfen. Sie wird durch die Kalcination gelb. Hat man diese Materie aus dem Scherben heraus genommen, und ist kalt geworden, so thut man sie in eine Phiole, gießt Salpetergeist darauf, läßt sie 24 Stunden lang in einem Sand- oder Aschenbade bey gelindem Feuer digeriren, und nachher läßt man sie bis zu einem trocknen Pulver völlig abrauchen, und dieses ist das Bezoardicum minerale, oder der mineralische Bezoar.

Man muß diese Arbeit unter der Feuermäuer verrichten, weil für dem Arbeiter sehr gefährliche Dämpfe aufsteigen, und man muß jedes mal, wenn man Salpetergeist darauf gegossen hat, mit dem Abrauchen ein wenig zaudern, damit die Säure des Salpeters Zeit hat, die Materie zu durchdringen.

Einige machen diese Arbeit in einer Retorte, und treiben über. Sie behaupten nicht nur, auf solche Art die Spießglasbutter durch den Salpetergeist eben so gut aufzulösen, als in einem offenen Gefäße, sondern sie glauben auch, daß man die Cohobation dadurch entübrigt seyn könnte, das ist, das Wiederauflösen und Wiederabrauchen. Inzwischen hat man Ursache zu glauben, daß die Auflösung in der freyen Luft besser von statten geht, und daß die Säure

des

des Salpeters in die Spießglasbutter besser eindringt, wenn man sie auf drey mal als auf ein mal dazu bringt. Die Luft hilft überhaupt alles auflösen.

Nimmt man eine Retorte zu dieser Arbeit, so besteht der übergehende Geist aus demjenigen, was man den bezoardischen Salpetergeist nennt.

Es ist sehr selten ein recht gemachter mineralischer Bezoar zu bekommen, weil er bald auf diese, bald auf jene Art gemacht wird. Man darf sich daher gar nicht wundern, daß man dieses Mittel nicht mehr braucht. Es ist gefährlich solches zu nehmen, weil man nicht weiß, wie es gemacht ist. Die Anzahl der Arztneyen verringern, ist eben so viel, als die Mittel gesund zu machen, verringern. Man muß mit so wenig Arztneyen gesund machen, als möglich ist; allein es ist von großem Nutzen, wenn man bey der unendlichen Verschiedenheit in den Zufällen der Krankheiten, in Ansehung ihrer verschiedenen Verbindungen und Umstände, wählen kann.

Einige nehmen nach der Kalcination der Spießglasbutter nichts weiter damit vor, es ist aber auf solche Art der mineralische Bezoar ein heftiges Mittel, weil es fressend ist. Man muß es unumgänglich auslaugen, je mehr man es auslaugt, je mehr wird es schweißtreibend, ja man muß, um es vollkommen zu versüßen, Weingeist dazu nehmen. Der Weingeist ist das allerbeste, die mineralischen Säuren zu versüßen, und überhaupt die meisten Arztneyen vollkommener zu machen. Man sehe in dem vorhergehenden Kapitel, was Stahl von dem Weingeiste spricht, wenn man ihn auf die Spießglasbutter gießt, ehe sie kalcinirt wird.

Der mineralische Bezoar ist ein verkalktes Spießglas, wie das schweißtreibende Spießglas. Das schweißtreibende

Spießglas

Spießglas wird entweder durch den trocknen, oder durch den nassen Weg gemacht. Das durch den trocknen Weg gemachte, ist das ordentliche schweißtreibende Spießglas, und das durch den nassen Weg gemachte, nennt man den mineralischen Bezoar.

Die Kraft, welche der mineralische Bezoar besitzt, den Schweiß zu erregen, hat Gelegenheit gegeben, ihn mit dem Bezoar zu vergleichen, und um ihn von dem Bezoar aus den Thieren zu unterscheiden, so hat man ihn den mineralischen Bezoar genennt. Inzwischen ist dieser Unterschied nicht hinreichend, weil es eine Art Steine giebt, die wie die Bezoarsteine aussehen, und aus den Thieren genommen werden, und die man gleichfalls mineralischen Bezoar nennt. Dieser Stein wird in Mexico, in Italien und Languedoc gefunden.

Der mineralische Bezoar wird in ansteckenden Krankheiten, die man bösartig nennt, genommen, wo die Ausdünstung nöthig ist. In der Pest wird er noch mit Kampher versetzt, und mit Citronensaft genommen.

Man giebt ihn von drey Granen bis zu einem Scrupel, und zwar des Tages viele male.

Severini gebrauchte den mineralischen Bezoar in der pestartigen Bräune, welche im Jahr 1618 zu Neapel anfieng zu wüthen, und derjenigen bey nahe gleich war, welche zu Paris im Jahr 1741 anfieng sich zu zeigen, und deren Beschreibung ich in der Geschichte der epidemischen Krankheiten gegeben habe, die zu gleicher Zeit zu Paris bey verschiedenen Abwechselungen der Luft beobachtet wurden. Siehe die Abhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften auf das Jahr 1746, und den ersten Band dieses Buchs, 294. Seite. Der Arzt Chisi hat zu Cremona einen Brief in Quart von der epidemischen

Bräune des 1747 und 1748sten Jahres drucken lassen. Severini gab in dieser Art Bräune den mineralischen Bezoar von funfzehn bis ein und zwanzig Granen.

Nimmt man bey Verfertigung des mineralischen Bezoars den Eisenkönig statt des ordentlichen Königes, so hat man einen eisenartigen Bezoar, den man in gewissen Fällen, z. E. in der Wassersucht, dem ordentlichen mineralischen Bezoar vorzieht.

Das 69. Kapitel.

Von den Mitteln wider die Kröpfe.

Kröpfe und kalte Säfte bedeuten in der gemeinen Sprache einerley. Diese Krankheiten sind langwierig, und erfordern die Sorgfalt eines aufmerksamen und geschickten Arztes, besonders in der Pharmacie.

Man kurirt diese Krankheit gemeiniglich nicht, weil es schwer ist, und viele Zeit dazu gehört. Die Kranken, oder wer die Aufsicht über sie hat, vergönnen gemeiniglich dem Arzte nicht Zeit genug, sie zu kuriren. Sie haben mit den Marktschreyern gemeiniglich mehr Geduld, als mit den Aerzten, weil die Marktschreyer allemal zu kuriren versprechen, an statt daß der sittsamste Arzt nur Hoffnung dazu macht. Ueberdieß hält man sich bey dem Außerordentlichen des Marktschreyers länger auf, und verlangt von dem Arzte, vermöge seiner Kunst, daß er geschwinde heilt.

Die Aerzte hingegen legen sich weniger auf die Kur dieser Krankheiten, weil ihnen die Ungerechtigkeit und der Undank der Kranken bekannt ist, und weil sie sich gemeiniglich nicht so sehr auf die Pharmacie als Anatomie legen.

Es

Es ist nöthig, daß die Aerzte die verschiedenen Ursachen, und die verschiedenen Zufälle dieser Krankheit sich bekannt machen, und den Mitteln dafür standhaft nachspüren. Allein es muß ihre Aufmerksamkeit durch eine billige und artige Aufführung, in Ansehung der Kranken, unterstützt werden, die aber vielmehr die Aerzte durch ihre Ungeduld und ihre Undankbarkeit abtrünnig machen.

Wenn man Achtung giebt, so wird man sehen, daß der Arzt bey langwierigen Krankheiten zuweilen nichts weiter thun kann, als daß er den Tod verhindert, aber keine Besserung bewirket. Oder daß er blos eine Besserung, aber keine völlige Gesundheit verschaffen kann. Allein man verlangt, der Arzt soll allemal, und allemal geschwinde helfen. Denn sonst rechnet man ihn nichts an, weil man nicht einsieht, daß der Kranke ohne den Arzt viel schlimmer, oder wohl gar tod seyn würde, und kurirt er ihn von einer langen Krankheit, das ist, nach und nach, so ist er nicht erkenntlich davor, weil man über die Langsamkeit verdrüßlich ist, mit welcher er kurirt hat.

Die Mittel wider die Kröpfe sind verschieden, so wie die Ursachen dieser Krankheiten, und wie die Leibesschaffenheiten derjenigen verschieden sind, die davon befallen werden.

Ich habe bemerkt, daß das ordentliche Bad von gemeinem Wasser überhaupt in dieser Krankheit nicht dienlich ist, so wie es auch in den Gebrechen schädlich ist, welche von lymphatischen Geschwülsten herrühren.

Inzwischen ist oft zuträglich, die kalten Geschwülste mit einer starken Lauge von Rebenasche zu betropfen.

Sind diese Geschwülste hart oder schmerzhaft, so muß man Schnecken darauf legen, oder sich einer Pomade von der großen Braunwurz (Scropholaria) die im Herbst ge-

graben, gesäubert und zerstoßen ist, bedienen. Man vermengt sie mit eben so vieler frischen Butter, und stößt alles wohl unter einander. Hernach thut man dieses Gemengsel in einen Topf, deckt ihn zu, und setzt ihn in Keller. Man läßt ihn daselbst funfzehn Tage stehen, hernach läßt man die mit der Wurzel vermengte Butter im Marienbade, oder über einem gelinden Feuer zergehen, und drückt sie durch. Diese Pomade ist auch in der güldenen Ader gut.

Hilft diese Pomade nicht, so muß man sich einer Salbe bedienen, die man auf die Drüsen oder auf die Geschwülste legt, sie mögen nun offen oder noch zu seyn. Diese Salbe wird von den Wurzeln der Pfaffenplatte (Taraxicum) gemacht, die zerstoßen und unter Schweinefett gemengt werden.

Man muß den Verband alle Tage zu einer Stunde verrichten. Dieses macht, daß die verdorbenen Säfte heraus kommen, und sie heilen dadurch endlich, wenn man nur noch darauf sieht, daß alle Tage, um abzuführen, eine Tisane von Aepfeln, Senesblättern und eisernen Nägeln getrunken wird.

Um die scrophulösen Geschwülste zu verzehren, ist man bisweilen gezwungen, die Trochiscos de minio aufzulegen, oder Trochiscos aus Opion, fressenden Sublimat, und Brodkrumen zu machen. Ist die Geschwulst weggefressen und reine, so daß kein wild Fleisch darinnen mehr ist, so verbindet man die Wunde, wie eine einfache Wunde, mit vier Unzen Johanniskrautöle, einer Unze Arceusbalsam, und einer Unze eitermachenden Salbe, wohl unter einander gerührt, oder lieber mit einer Salbe aus zwey Pfund schwarzen Pech, die man in einer neuen irdenen verglasurten Schüssel zergehen läßt, man gießt eine Pinte guten Essig dazu, und rührt sie so lange unter einander,

bis

bis sie recht zusammen gemischt sind. Hernach mischt man drey Viertelpfund fein Rockenmehl darunter, und wenn es eine Viertelstunde gekocht hat, so thut man ein Pfund dicken venetianischen Terpentin darunter, und läßt alles bis zur Dicke einer Salbe einkochen.

Man muß diese Salbe beständig rühren, auch noch, wenn sie von dem Feuer weggenommen ist, so lange, bis sie völlig kalt ist.

Mit dieser Salbe muß man die scrophulösen Geschwüre des Tages zwey mal verbinden. Man legt etwas davon mit Carpey auf, und darüber ein Pflaster von eben der Salbe, die man auf ein klein Stück Leinewand gestrichen hat.

Diese Salbe ist zur Heilung dergleichen Geschwüre sehr kräftig. Ich habe sie von einem Marktschreyer gelernet, den ich sie damit heilen sah. Ich verhele die Quelle dieser Kenntniß nicht. Man muß allezeit Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und keine Gelegenheit vorbey lassen, nützliche Dinge zu lernen. Der Stand der Personen trägt nichts dazu bey, es ist dieses nur eine Wohlanständigkeit. Ich erinnere mich, daß ich ehedem in einer gewissen Schrift des Hippokrates gelesen habe, wo er von denjenigen redet, welche kurirten, und die Arztneykunst doch nicht gelernt hätten, daß er sagt, wenn ein wirklicher Arzt solche Leute anträfe, so müßte er sie reden, aber nicht handeln lassen. Eine Wächterinn so gar kann, indem sie einem Arzte etwas vorschlägt, an eine Sache zu denken Gelegenheit geben, die ihm bekannt ist, die ihm aber jetzt nicht gleich einfällt. Es muß aber der Arzt seine Höflichkeit nicht so weit treiben, daß er dasjenige thut, was man ihm vorschlägt, und dieses blos deswegen, damit er sich niemand zum Feinde macht, denn dieses ist sehr gefährlich für den

Kranken. Einem solchen Arzte muß man seine Gesundheit nicht anvertrauen.

Das Aetzmittel, davon ich die besten Wirkungen in scrophulösen Geschwülsten gesehen habe, ist der fressende Sublimat. Man muß sie mit einem Stück Leinewand, das in aufgelösten fressenden Sublimat getaucht ist, bedüpfen. Man löst zu dem Endzwecke ein Quentgen fressenden Sublimat in einer Chopine Wegebreitwasser auf. Hernach legt man auf das Geschwüre ein wenig Karpey, die damit benetzt ist. Verursacht sie den Kranken zu viel Schmerz, so muß man ein wenig gepülvertes Bleyweiß auf die Karpey streuen, ehe man sie auflegt. Es heilt dieses die Geschwüre vermittelst einer häufigen Schwärung.

Bey dieser Kur habe ich mich darüber verwundert, daß sich die Narbe, des Aetzmittels ungeachtet, um die Wunde herum ansetzt. Inzwischen ist es gut, wenn von dem Aetzmittel nichts auf die Narbe kömmt, und man keine damit befeuchtete Karpey darauf legt.

Der Kranke muß kein Fleisch essen. Er muß von Mehlspeisen leben, dergleichen Habergrütze, Gerstengraupen, Hirsche und Reiß ist, die mit nicht allzu fetter Fleischbrühe, blosem Wasser oder Milch gekocht sind.

Die Diät ist sehr beschwerlich, allein die Krankheit, die man dadurch zu heben sucht, ist noch verdrüßlicher, als das unangenehmste Verhalten.

Diese ganze Zeit über muß der Kranke in einer gesunden Diät leben, und so wohl er als der Arzt Geduld haben. Der Kranke hat mehr Geduld auszuüben, es ist ihm aber auch die Sache wichtiger als dem Arzte. Man braucht zuweilen lange Zeit, diese Krankheit zu kuriren, man ist aber sehr glücklich, wenn man sie heilet, ob sie gleich viel Zeit kostet.

Man

Man muß in diesen Krankheiten oft mit Senesblätter und der Confection Hamech laxiren. Der versüßte mineralische Turbith ist hier gleichfalls dienlich, wie ich in dem 44. Kapitel erklärt habe.

Man giebt außer dem noch reinigende und laxirende Bissen, die nach den Zufällen der Krankheit von Guajacholzextract, Alhandelzeltlein, Aloe, Benzoe, Myrrhen, Rhabarbar, Jallape, gummichten Turbith, Nelkenwurzel, Kalmus, Engelsüß, Pomeranzenschale, Citronenschale, weißer Magnesie, antimonialischen Mohr, gefeilten Stahl und dergleichen bereitet werden. Man verbindet solches mit einem Syrup, der aus einem starken Decocte der Ginstblumen, Salbey, Ysop, Betonien und Maßlieben besteht, welches mit Rosenhonig eingekocht worden.

Man läßt überdieß noch Vipernpulver oder Viperbrühe brauchen. Siehe in dem ersten Bande das 13. Kapitel.

Der Kranke muß nichts als Wasser trinken, worein Nußblätter geweicht sind. Den Sommer über weicht man sie in kalt Wasser, den Winter über aber in warmes.

Ich habe oft bemerkt, wenn sich die scrophulösen Drüsen zertheilen, daß ein böser Hals darauf folgt, besonders wenn diese Zertheilung von Natur geschieht, die ich zuweilen bey den Jahren der Mannbarkeit, und noch öfterer bey dem Frauenzimmer gesehen habe, wenn sie ihre Monatszeit bekommen, und mannbar geworden sind.

Man muß diese Krankheiten nach der gemeinen Meinung nicht für unheilbar halten. Wenn sich die Aerzte mehr darauf legten, und zugleich bey den äußerlichen Arzteneyen auch innerlich brauchen ließen, so würden sie eine größere Anzahl kuriren, besonders wenn sie ein strenges Verhalten vorschrieben, und dieses Verhalten in allen

Stücken genau in Acht genommen würde. Es ist wahr, man begeht die Ungerechtigkeit gegen die Aerzte, und verlangt von ihnen, daß man diejenigen Krankheiten geschwinde kuriren soll, deren Kur viele Jahre erfordern, und dergleichen die Kröpfe sind.

Legt sich ein Arzt darauf, langwierige Krankheiten zu kuriren, so giebt er Gelegenheit, daß man von ihm sagt, er hält seine Kranken lange auf. Er muß also, ehe er eine von diesen Krankheiten auf sich nimmt, sich ausdüngen, daß man so gerecht mit ihm verfahren wolle, und nicht von ihm fordern, daß er die Krankheiten geschwinder kuriren solle, als sie entstanden sind, und daß man sich des gemeinen Sprichworts erinnern müsse: Die Krankheiten kommen geschwinde, und gehen langsam wieder weg. Medice, cura te ipsum.

Das 70. Kapitel.

Von den Mitteln des Rotrou.

Ein Chimiste des vorigen Jahrhunderts, mit Namen Rotrou, ein Arzt zu Saint-Cyr hat sich durch die Kur der Kröpfe berühmt gemacht.

Wenn man die Arztneyen des Rotrou haben will, so muß man fünf verschiedene Arztneyen haben. 1. Die Goldtinctur des Basil Valentins. 2. Das Goldelixier. 3. Das Auflösungsmittel des Paracels. 4. Das Alkali der Eyerschalen. 5. Die giftaustreibenden Pillen.

1. Um die Goldtinctur zu machen, so nimmt man drey Theile verkalktes Spießglas, (einige nehmen sehr zart gepülvertes rohes Spießglas) und thun es in einen gläsernen und unten beschlagenen Kolben, und gießen vier Theile Alkahest von Helmont, das ist, in der Luft zerflossenen

flossenen feuerbeständigen Salpeter darauf. Siehe das Kapitel von dem Alkali des Salpeters nach. Man mischt es durch Umschütteln unter einander, hernach stürzt man einen blinden Helm auf den Kolben, und setzt ihn in ein Sandbad zum Digeriren ein; wenn er acht bis zehn Tage so gestanden hat, so verstärkt man das Feuer nach und nach, bis die Materie darinnen kocht. Man muß sie zuweilen umrühren, damit sie unten nicht anbäckt.

Wenn es auf solche Art digerirt hat, so gießt man das Flüßige sachte in ein Filtrum ab. Die filtrirte Feuchtigkeit ist die Goldtinctur.

2. Das Goldelixier wird aus dem Rückstande der Goldtinctur gemacht. Man trocknet diesen Rückstand über dem Feuer, und gießt rectificirten Weingeist fünf bis sechs Querfinger breit darauf, und setzt ein Circulirgefäße darauf, verlutirt die Fugen, und läßt es so lange digeriren, bis der Weingeist eine rothe Farbe hat. Man gießt diese Tinctur ab, und verwahrt sie in einem Glase.

Auf den Rückstand gießt man nochmals Weingeist, läßt ihn digeriren, wie das erste mal, und wenn der Weingeist gefärbt ist, so gießt man ihn zu dem ersten, und wiederholet dieses so lange, bis sich der Weingeist nicht mehr färbt, wenn er mit dem Spießglase digeriret.

Endlich thut man diesen Weingeist in ein Destillirgefäße, und läßt wenigstens die Helfte übergehen. Der Rückstand hat eine dunkle rothe Farbe, und ist das Goldelixier.

3. Das Auflösungsmittel des Paracels ist das schweißtreibende Spießglas, welches von dem Könige ist gemacht, und nicht ausgelaugt worden. Siehe das 63. Kapitel von dem schweißtreibenden Spießglase nach. So bald als der Tiegel völlig kalt ist, worinnen man dieses schweißtreibende Spießglas gemacht hat, so nimmt man die Ma-

terie heraus und reibt sie klar, und schlägt sie durch ein Sieb. Hernach setzt man dieses Pulver so gleich in einer irdenen Schüssel über das Feuer, und gießt auf jedes Pfund von diesem Pulver sechs Unzen geistiges Zimmetwasser. Man läßt es über dem Feuer stehen, und rührt es zuweilen so lange um, bis das Pulver trocken geworden ist. Hernach verwahrt man es genau, damit die Luft nicht dazu kommen kann.

4. Rotrou bereitete das Alkali der Eyerschalen so, daß er sie an der Sonne trocknete, und vorher die kleinen Häutgen heraus nahm, und sie mit sorgfältiger Hand abwusch; hernach stieß er sie klar, und rieb sie auf einem Porphyr zu feinem Pulver. Siehe den ersten Band, 6. Kapitel.

5. Die giftaustreibende Masse, oder Pillen zu machen, nimmt man indianische Pinchen oder Ricinus. Man muß frische und weiße dazu aussuchen, die Haut abziehen, und den Kern zu einem feinen Teig stoßen. Hernach thut man ihn in ein Tuch unter die Presse, um das Oel heraus zu pressen.

Stoßt diesen Teig zum andern male recht durch, und tropft einige Tropfen Schwefelgeist dazu, legt ihn wieder unter die Presse, und preßt so viel Oel heraus, als möglich ist.

Hierauf legt diesen Teig in eine trockne Luft, und wenn er trocken ist, so stoßt ihn zu Pulver, und schlagt ihn durch ein Sieb. Nehmet ein halb Pfund von diesem Pulver, vier Unzen virginische Vipern, und eine Unze weißen Weinstein, alles gepülvert, und wohl unter einander gemengt. Diese unter einander gemischte Dinge thut man in ein großes und breites irdenes Gefäße; hernach bedeckt man es mit einer feinen und dünnen Leinewand. Man setzt es in die

freye

freye Luft, wo es vor der Sonne und dem Staube bewahrt steht, und läßt es daselbst einen Monat lang. Je länger das Pulver da steht, je mehr wird es sich versüßen, das ist, je weniger wird es laxiren. Man muß es alle Tage umrühren. Endlich kann man Pillen daraus machen, wenn man es vorher mit spanischen oder einem andern Weine zu einer Masse, oder einem Teig gemacht hat.

Es ist dieses ein Mittel, welches die Verstopfungen auflöst, und die Feuchtigkeiten durch die Gedärme abführt. Es ist ein heftiges Purgirmittel, wenn es nicht präparirt ist, wie ich schon gesagt habe. Daher bedient man sich desselben bey Gelegenheiten, wo die Kranken starke Purgirmittel nöthig haben, wie in der fallenden Sucht und Wassersucht vorfällt.

Die indianischen Pinchen oder der Ricinus hat ein Oel bey sich, das laxirend ist. Man bringt seit einiger Zeit aus den amerikanischen Inseln das Oel von den indianischen Pinchen oder Ricinus, das einige ohne Bedenken zu zwo Unzen zum Laxiren nehmen, weil es nicht übel schmeckt. Das auf solche Art genommene Oel laxirt nicht heftig, weil nur ein Theil davon in den Magen und die Gedärme wirkt, das übrige geht mit den abgeführten Säften fort. Ich zweifele, daß dieses Oel in Amerika aus eben der Art von Pinchen gepreßt wird, als die europäischen sind.

In Bestimmung der Anzahl, wie viel von den giftaustreibenden Pillen auf einmal zu nehmen sind, muß man sich nach der Stärke des Mittels, und nach der Leichtigkeit richten, die der Kranke besitzt, vermöge der er schwer oder leicht zu purgiren ist. Man muß erst wenige nehmen lassen, und nach der erfolgten Wirkung bey jedem mal laxiren damit steigen. Man kann davon von zwey bis

zu achtzehn Granen steigen. Der Erfinder hat auf einmal acht und zwanzig Grane davon gegeben. Man muß Kalbfleisch oder Hühnerbrühe, Tisane, oder auch Wasser und Wein darauf nehmen, und sich so verhalten, wie man bey einem andern Laxirmittel zu thun gewohnt ist.

Will man nun mit diesen Mitteln die Kröpfe kuriren, so verfährt man folgender Gestalt. Man bereitet den Kranken zuerst durch eine gehörige Diät und allgemeine Mittel dazu vor, hernach giebt man ihn die giftaustreibenden Pillen, und fängt den Tag mit Gebung des Goldelixiers oder der Goldtinctur an, die eine Stunde nach dem Mittagsessen, und eine Stunde nach dem Abendessen genommen wird.

Die Tinctur ist alkalinisch, und das Elixier geistig. Die Tinctur ist stärker, und schmeckt übler, als das Elixier; und man muß überhaupt die Tinctur vorzüglich nehmen lassen, woferne nicht der üble Geschmack eine Hinderniß im Weg legt.

Die Dosis der Tinctur ist von sechs bis dreyßig Tropfen, und bey gewissen Fällen kann man noch höher damit aufsteigen. Die Dosis des Elixiers ist von neun bis vierzig, funfzig, und so gar sechzig Tropfen.

Die Tinctur bekömmt besser, wenn die Säfte voller Säure und Schleim sind; und hingegen ist das Elixier vorzuziehen, wo sich eine Erschlappung und Mattigkeit findet. Zuweilen lasse ich beyde zusammen nehmen, weil man öfters dieser beyden Wirkungen nöthig hat, und weil die Tinctur den bösen Geschmack des Elixiers verbessert. Man kann sie in einem Löffel voll Frauenhaarthee, oder in einem Löffel voll Wein nehmen lassen, und mit wenigen Tropfen anfangen, und alle Tage mehr nehmen.

Den andern Tag fängt der Kranke mit dem Gebrauche des Auflösungsmittels und mit dem Alkali aus den Eyerschalen beyde zusammen gemischt an, und nimmt anfänglich nur etwas weniges davon. Man nimmt gemeiniglich von dem Auflösungsmittel mehr, als von dem Alkali. Man giebt z. E. einem Kinde von fünf bis sechs Jahren drey Grane von dem Auflösungsmittel, und zween Grane Alkali; und man hält mit dieser Dosi bis zum ersten Laxirmittel an. Hernach vermehrt man beyde Mittel um einige Gran, bis man wieder laxirt hat, und so fährt man fort bey jedem Laxirmittel so lange damit zu steigen, bis man zu der gehörigen oder hinlänglichen Dosi aufgestiegen ist. Haben die Kranken viel Säure in den Säften, so giebt man ihnen eben so viel Alkali als Auflösungsmittel.

Man nimmt von diesem Auflösungsmittel des Tages zwey mal, nämlich des Morgens nüchtern, und Nachmittags vier Stunden nach der Mittagsmahlzeit; man kann es auch so gar des Tages drey mal geben, wenn die Krankheit sehr beträchtlich ist; und in diesem Falle giebt man es das dritte mal drey Stunden nach dem Abendessen. Man läßt auf dieses Auflösungsmittel entweder Wasser von Chinawurzel oder Nußblättern trinken.

Bey dem Gebrauche des Auflösungsmittels giebt man eine Stunde nach dem Mittagsessen, und eine Stunde nach der Abendmahlzeit das Goldelixier, oder die Goldtinctur, oder beydes zusammen gemengt.

Man muß bey dem Gebrauche dieser Arztneyen anfänglich aller vier oder fünf Tage mit den giftaustreibenden Pillen, hernach aller acht Tage, darauf aller vierzehn Tage, und endlich alle Monate purgiren. Es sind diese Krankheiten bisweilen so hartnäckigt, und die Kranken so sehr mit bösen Säften angefüllet, daß man über den andern

Tag

Tag bald mit Laxirpillen, bald mit einem andern gehörigen Laxirmittel zu purgiren verbunden ist.

Man hält mit dem Gebrauche dieser Mittel, nachdem sie bey dem Kranken wirken, eine kürzere oder längere Zeit an. Merkt man eine beträchtliche Verminderung der Krankheit, so muß man die Dosin des Auflösungsmittels vermindern.

Man kann bey einem langen Gebrauche dieser Mittel, sie auf eine Zeit lang aussetzen, um den Kranken keinen Ekel zu erwecken, und die Natur nicht daran zu gewöhnen, wodurch die Wirkung geschwächt wird. Allein man muß diese Zeit über ein gelindes und genaues Verhalten beobachten, und man muß purgiren, wenn man diese Mittel aussetzt.

Man kann diese Arztneyen zur Zeit der monatlichen Reinigung fortbrauchen, wenn sie von Natur wenige Tage anhält, währt sie aber lange Zeit, oder kommt in großer Menge, so muß man sie aussetzen.

Wenn man diese Mittel aussetzt, so muß man vorher purgiren, ehe man sie wieder anfängt. Uebrigens muß man sie nicht leicht geringer Beschwerungen wegen aussetzen. Ein Fieber mit Frost, oder ein anhaltendes Fieber, ist eine hinlängliche Veranlassung, sie auszusetzen. Beym Durchfalle kann man weniger von dem Auflösungsmittel, und mehr von dem Alkali nehmen.

Der Erfinder behauptet, daß seine Mittel nichts in sich haben, die großen Krankheiten zuwider wären, z. E. dem Seitenstich, den Brustkrankheiten, den Durchfällen, so gar den blutigen, der Kurzäthmigkeit mit Blut speyen, wenn sie nur von einem klugen Arzte verordnet würden.

Sie vertragen sich auch recht gut mit den andern nöthigen Mitteln, welche dazu kommende Krankheiten erfordern, als da sind Aderlassen, Klystiere, Apozemata und dergleichen,

dergleichen, blos bey der peruvianischen Rinde hat sie der Erfinder nachtheilig befunden, wenn man nämlich verbunden ist, sie bey einem kalten Fieber regelmäßig zu nehmen, denn da muß man die Mittel des Rotrou aussetzen. Ist aber das Fieber vorbey, und man hat aufgehört die peruvianische Rinde zu nehmen, so fängt man jene wieder an.

Es trägt sich zuweilen zu, daß bey den scrophulösen Krankheiten, auch so gar die kalten Fieber, durch die peruvianische Rinde nicht vergehen. In dem Falle muß man bittere Sachen, entweder in Substanz, oder in Extract, oder als ein Decoct nehmen. Die bittern Dinge, welche in Hebung der kalten Fieber den Vorzug haben, die nicht durch die peruvianische Rinde weichen wollen, sind die Enzianwurzel, die lange Hohlwurzel, Gamanderlein, klein Tausendgüldenkraut, und Erdtpin (Chamaepytis).

Gesellt sich zu diesen Fiebern der Scorbut, so muß man einen Trank nehmen, von klein Schwalbenkrautwurzeln, wilden Meerrettig, Löffelkrautblättern, Bachbungen, peruvianischer Rinde und Senesblättern.

Man muß den Kranken lange Zeit darnach, wenn er mit dem Gebrauche dieser Mittel wider die Kröpfe aufgehört hat, öfters laxiren. Und einige Kranken haben nöthig, daß man ihnen hernach Milch trinken läßt, sie mag nun von einem Esel, oder Ziege, oder Kuh seyn. Zuweilen läßt man auch die Milch bey diesen Mitteln brauchen, wobey man in Acht nimmt, daß der Kranke nicht eher, als wenn er vor vier Stunden die Milch getrunken hat, das Auflösungsmittel nimmt. Und er kann hernach so gleich auf das Auflösungsmittel eine Fleischbrühe nehmen.

Ist die Venusseuche damit verbunden, so muß man, wenn die Arztneyen des Rotrou eine Zeit lang sind gebraucht worden,

worden, annoch die Panacee des le Brune nehmen, und den weißen Adler unter die giftaustreibenden Pillen mischen lassen. Ich ziehe in diesem Falle den Gebrauch des Arcani Corallini vor.

Hat der Kranke einige Geschwüre, so kann man die Goldtinctur einspritzen, um das wilde Fleisch wegzubeizen, die harten Ränder zu verzehren, und ein Schwären zu erregen. Man kann sich hier auch des Goldelixiers bedienen, um die Geschwüre zu reinigen, mit Fleisch anzufüllen und zuzuheilen. Hat das Geschwüre einen urinhaften oder faulichten Geruch, so muß man das Elixier dazu nehmen. Hat das Geschwüre aber einen gewissen sauren Geruch, so ist die Goldtinctur vorzuziehen.

Das 71. Kapitel.

Von dem mineralischen Schwefel.

Man nennt gemeiniglich Schwefel die fette Materie der Körper, die ihr ölichter Grundtheil ist. Die Aerzte und Chimisten haben so viel von diesem Grundtheile unter diesem Namen geredet, daß er auch in gemeinen Unterredungen vorkömmt.

Hier ist die Rede von dem mineralischen Schwefel, davon man in verschiedenen Ländern Minen antrifft, als in Italien, Schweiz, Normandie und andern Orten.

Der Schwefel ist entweder natürlich, dergleichen man in der Erde findet, oder gemachter, wenn er geschmolzen und in Formen gegossen ist, welcher wie der Lauf eines Doppelhakens aussieht.

Der gewachsene oder rohe Schwefel besteht aus graulichten Stücken: Man nennt ihn lebendigen Schwefel.

Der

Der gemachte Schwefel ist gelb. Man nennt ihn zugerichteten Schwefel. Man sucht zu den Schwefelblumen den gelbsten aus, und zu dem Schwefelgeiste ziehen einige den grünlichten vor.

Der Schwefel wird zur Verfertigung des arsenicalischen Magnets, und des Diabotanumspflasters genommen.

Man reiniget den Schwefel entweder durch den trocknen Weg, wennn man Schwefelblumen macht, die unter viele Arztneyen kommen, oder durch den nassen Weg, wenn man ihn schlemmt.

Man verfertiget hieraus das Schwefelmagisterium, den Schwefelbalsam, den Schwefelgeist, und das Schwefelsalz.

Gewisse Personen wollen sich nicht bereden lassen, daß der Schwefel einige Wirkung in dem menschlichen Körper habe, weil sie dasjenige nicht glauben wollen, was sie nicht wissen. Sie sind sehr unglaublich, sie leugnen, daß sich der Schwefel in dem Körper auflöst, und bilden sich ein, was sich in den ersten Wegen nicht auflöst, das gienge nicht in das Geblüte, und wirkte auch nicht daselbst, allein sie denken nicht an das Queckssilber und viele andere Dinge, die in das Geblüte gehen, und daselbst wirken, ohne daß sie sich daselbst auflösen.

Die Erfahrung bey der Ausübung der Arztneykunst erlaubt nicht daran zu zweifeln, daß der Schwefel, so wohl äußerlich als innerlich gebraucht, nicht in das Geblüte gehen, und darinnen verschiedene Aenderungen hervor bringen sollte. Diejenigen, welche die Wirkungen der Mittel leugnen, deren Art zu wirken sie nicht deutlich einsehen, sind gemeiniglich nicht unwissend; und eben darum ist solches für die Pharmacie und Publicum höchst nachtheilig. Der Unglaube der Gelehrten ist zuweilen gefährlicher

als die Leichtgläubigkeit der Unwissenden. Wenn ich Gelehrte sage, so verstehe ich darunter, Halbgelehrte, ein stolzes Volk. Denn die wahren bescheidenen Gelehrten wissen, daß sie so viel Sachen nicht wissen, daß sie dasjenige aufrichtig gestehen, was sie nicht wissen.

Ich mache mir ein Vergnügen, hier einen sehr nützlichen Gebrauch des Schwefels bekannt zu machen, die Feuerbrünste zu löschen. Wenn eine Feuermäuer brennt, so zündet man Schwefel darunter an, und das Feuer in der Esse löscht davon aus. Es muß sich in jedem Hause allezeit ein bis zwey Pfund gepülverter Schwefel befinden, und ihn Löffelweis in das Feuer streuen, und die Oefnung der Esse zum Theil zu machen, doch so, daß der Schwefel brennen kann.

Man weiß überhaupt aus den Erfahrungen des Hales, daß der Schwefel, wenn er brennt, die Springkraft der Luft vernichtet, und die Luft benimmt; und daher kann man ersticken, wenn man nahe dabey steht, wo Schwefel verbrennt, so daß eine Feuermäuer, in welcher man Schwefel verbrennt, eine Art von Luftpumpe, ein luftleerer Raum wird.

Das Feuer muß Luft haben, wenn es brennen soll; ein angezündetes Feuer brennt in einem luftleeren Raume nicht fort. Zwey Feuer neben einander hindern einander, das stärkste löscht das schwächere aus. Der brennende Ruß löscht von dem Feuer des angezündeten Schwefels aus, und fällt herab.

Der Nutzen dieser Sache zwingt mich, diese Erfahrung hieher zu setzen, die eigentlich zu der physikalischen Chimie gehört, die ich mir vorgesetzt habe drucken zu lassen.

Das 72. Kapitel.

Von dem arsenicalischen Magnet.

Das magnetische Pflaster des Angelus Sala wird noch jetzt gebraucht, besonders zur Kur der steifen Gelenke. Ich ergreife dahero hier die Gelegenheit, die Bereitung des arsenicalischen Magnets zu zeigen, der unter dieses Pflaster kömmt.

Wenn man den arsenicalischen Magnet machen will, so muß man den Arsenic mit eben so viel Schwefel und Spießglas, zu gleichen Theilen genommen, vermischen. Man stößt alles zu Pulver, und setzt es in einen Kolben im Sandbade so ein, als wenn man Sublimat machen wollte. Man verstärkt das Feuer nach und nach so sehr, damit dieses Gemengsel schmelzt.

Hernach läßt man alles kalt werden, zerbricht den Kolben, und findet darinnen eine Art von einem röthlichen Stein, der mit schwärzlichten und glänzenden Punkten durchstreut ist.

Einige wenden nicht satt Zeit auf diese Arbeit, und geben auch zu wenig Feuer, wodurch eine Art von Schlacken entstehet; da hingegen der arsenicalische Magnet wie ein Stein seyn muß, und man hat ihn deswegen den aus drey Stücken bestehenden Stein genennt.

Dieser Stein ist einer von den Dingen, welche in Aufschließung des Goldes die meiste Kraft beweisen. Man kann hierüber dasjenige nachlesen, was ich in den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften auf das Jahr 1748 aufgesetzt habe.

Bey der Kur der steifen Gelenke sind die äußerlichen Mittel nicht allein hinlänglich, man muß auch inwendige Arztneyen geben, die Säfte zu zertheilen, und sie flüßiger

zu machen. Es kann dieses durch bittere und eröfnende Pflanzen, durch schweißtreibende Tisanen, durch das schweißtreibende Spießglas, und durch den antimonialischen Mohr bewirket werden, wobey man sehr oft purgiren, und das allergenaueste Verhalten beobachten muß, davon fleißige Bewegung einen Theil ausmacht.

Das 73. Kapitel.

Von den Schwefelblumen.

Wenn man Schwefelblumen machen will, so zerstößt man Schwefel zu einem gröblichten Pulver, und thut ohngefehr ein halb Pfund in einen irdenen Kolben, den man über ein gelindes Kohlenfeuer setzt, und einen andern Kolben oder irdenen Topf darauf stürzt, der nicht verglasurt ist, weil der Schwefel die Töpferglasur eben so gut angreift, als Eisen und Kupfer. Es muß die Oefnung des untern Gefäßes in die Oefnung des obern einpassen.

Man nimmt alle halbe Stunden den obern Kolben weg, und setzt so gleich wieder einen andern, der jenem völlig gleich ist, darauf, auch thut man von neuem Schwefel hinein.

Man kehrt die Blumen, die man in dem abgenommenen Kolben angeflogen findet, heraus, und fährt damit so lange fort, bis man so viel Blumen zusammen gebracht hat, als man haben will.

Man muß bey dieser Arbeit ein gelindes Feuer unterhalten, sonst wird der Schwefel schmelzen und nicht anfliegen, oder doch sehr wenig. Man muß sich auch wohl in Acht nehmen, daß der Schwefel nicht anbrennt, wenn man den Kolben aufdeckt. Es ist daher gut, wenn man das Feuer bey dieser Arbeit verdeckt hält, und weiter keinen

Zug

Zug hat, als durch die Register des Ofens, durch die Esse, und durch das Aschenloch, und nicht bey der Oefnung des Ofens um den ganzen Kolben herum.

Man bekömmt gemeiniglich alle halbe Stunden eine Unze Schwefelblumen. Man muß einen Kolben nehmen, der die Feuerprobe ausgehalten hat.

Man macht die Schwefelblumen selten selber. Man kauft sie von den Laboranten, die sie im Großen machen, und das Pfund nicht theurer als um vier Sous, und den Centner um zwanzig Franken verkaufen. Sie machen die Schwefelblumen in einem großen eisernen Kessel, worein sie gepülverten Schwefel thun, und dieser Kessel ist mit dem Rande des Ofens verbunden. Er hat einen Deckel mit drey großen Löchern, auf deren jedes ein Topf von grauer Erde, die im Französischen gemeiniglich tannevanne heisen, gestürzt ist, und die ohngefehr drittehalb Fuß hoch sind, und eine Mündung von acht Zollen haben. Sie verlutiren die Fugen dieser Töpfe und des Deckels.

Außer diesen drey Löchern des Deckels, worauf die Töpfe stehen, ist auch noch ein ander Loch, welches nicht so groß ist, und gebraucht wird, von Zeit zu Zeit Schwefel in den Kessel zu werfen. Und dieses Loch verstopfen sie mit einem Stöpsel von Erde, und verlutiren die Fugen desselben mit dem Deckel.

Sie nehmen alle Tage zwey Pfund Schwefelblumen aus jedem Topfe heraus, das ist, sie machen alle Tage sechs Pfund. Unten in dem Kessel bleibt eine irdene Materie zurück, die man chimisch untersuchen muß, wenn man von der Verfertigung der Schwefelblumen richtig urtheilen will.

Da die Schwefelblumen ein gereinigter und zärterer Schwefel sind, so sind sie auch wirksamer, wenn man so

gar weniger nimmt, als der blos gepülverte Schwefel. Sie sind eine schon lange bekannte Arztney. Man hat sie in Geschwüren der Lunge, der Nieren und Blase angepriesen. Sie sind nützlich in Lungenkrankheiten, bey gewissen Husten, und in der feuchten Engbrüstigkeit, weil sie die Catharre vertreiben.

Man giebt die Schwefelblumen von drey bis zu achtzehn Granen, und man kann sie des Tages vielmals nehmen.

Aeußerlich wird der Schwefel sehr stark gebraucht. Er macht die Eitergeschwüre reif, und reiniget die Geschwüre. Man kann eine sehr kräftige Salbe davon machen, um die Geschwülste der nervichten Theile zu zertheilen, wenn man ein Quentgen Schwefelblumen mit einer Unze Styraxsalbe vermischt.

Thut man Schwefelblumen in Wein oder Wasser, so sind sie ein vortreffliches Gurgelwasser in geschwollenen Mandeln, und eben dieses thun sie auch in Ansehung der güldenen Ader

Man macht für die Krätze und Schwinden eine Salbe von Schwefelblumen, und nimmt ein oder zwey Quentgen, mehr oder weniger, nachdem das Uebel groß ist. Man rührt sie entweder unter das Cerat des Galens, oder unter Schmeer.

Wollen diese Krankheiten von der Salbe nicht vergehen, so nimmt man den Kern von der wilden Grindwurzel, und von der Alantwurzel, und zwar von einem jeden eine Unze, Schmeer zwo Unzen, Schwefelblumen eine halbe Unze: Man rührt alles recht unter einander.

Wenn man einen starken Kranken hat, der den Ausschlag über den ganzen Körper hat, so muß man ihn recht purgiren, und eine Salbe von vier Unzen Schwefelblumen und acht Unzen frischer Butter machen, die man unter

einander

einander mengt, und hernach in drey Theile theilt, um drey Abende damit den Leib zu schmieren. Die Purgirmittel, die man vorzüglich in dieser Krankheit den Leib zu reinigen brauchen muß, sind die mineralischen Wasser zu Vals, oder die Confection Hamech.

Der Schwefel und das Queckſilber sind überhaupt die besten Mittel in Krankheiten der Haut. Die Schwefelblumen heilen als Salbe die Krätze, wie ich schon gesagt habe. In Pomade mit Citronensaft aber heilen sie die Schwinden.

Man muß die Krankheiten der Haut nicht allemal mit blos inwendigen Mitteln heilen wollen, so wie es auch ein gefährlicher Irrthum ist, wenn man sie durch äußerliche Mittel sicher heilen will. Diese Krankheiten sind in der That kleine Geschwüre der Haut, die man zuheilen muß, und die innerlichen Mittel reichen nicht allemal zu diesem Endzwecke zu. Allein da diese Geschwüre fast allezeit von einem innerlichen Fehler der Säfte herrühren, so muß man sich bey der Heilung dieser Geschwüre nicht blos auf die äußerlichen Mittel steifen.

Es ist bey diesen Krankheiten nichts gewöhnlicher, als Leute zu sehen, die sich blos reiben und schmieren. Andere wollen durchaus nichts als innerliche Mittel geben, und verachten so zu sagen die Heilung durch äußerliche Arzteneyen, oder fürchten sich vielmehr, sie zu verordnen, weil sie glauben, daß sie allezeit gefährlich sind, man mag sie auch noch mit so großer Vorsicht geben, als man will.

Das 74. Kapitel.

Von dem gewaschenen Schwefel.

Wenn man den gewaschenen Schwefel machen will, so nimmt man ganzen gelben Schwefel, zerbricht ihn in kleine Stückgen, von der Größe einer Muscatennuß; thut ihn in einen irdenen neuen Topf, und läßt ohngefehr den vierten Theil leer, setzt ihn an das Feuer, und läßt ihn eine Viertelstunde kochen.

Alsdenn gießt man dieses Wasser ab, indem man den Topf gelinde neigt, und wieder frisches darauf, und läßt es wieder eine Viertelstunde kochen, dieses Wasser gießt man wieder ab, und wieder frisches zu, und läßt es eben so kochen.

Man thut dieses sechszehn mal, und nachdem man das letzte mal alles Wasser abtropfen lassen, so setzt man den Topf in einen heißen Ofen, und läßt ihn ohngefehr drey Stunden lang darinnen stehen, da inzwischen der Schwefel schmelzt.

Endlich nimmt man den Topf aus dem Feuer heraus, und wenn alles kalt geworden ist, so bricht man den Topf entzwey, und nimmt den Schwefel heraus, stößt ihn in einem steinernen Mörser zu feinem Pulver, und schlägt ihn durch ein Sieb. Man nennt dieses gewaschenen Schwefel.

Man muß den Schwefel zu dieser Arbeit in Stücken zerbrechen. Er zerfällt in der Folge durch die Wirkung des Feuers und des Wassers fast gänzlich zu Pulver. Machte man ihn anfänglich zu Pulver, so würde ein Klumpen daraus werden, und der Schwefel würde also dem Wasser weniger ausgesetzt seyn, als wenn er in Stücken ist, wo mehr Raum zwischen ihnen ist, so daß sie von einer größern Menge Wassers umgeben sind. Es ist dieses

schon

schon bey Gelegenheit des Kermes und des Liliums vorgekommen.

Es ist dieses keine unnützliche Arbeit, wie man gemeiniglich glaubt. Es ist besonders in Ansehung einer arsenicalischen Eigenschaft, dessen der Schwefel beschuldiget wird, nützlich, daß man ihn wäscht; weil das Wasser den Arsenic auflöst. Das Wasser, welches man zu Paris die Fliegen zu tödten verkauft, ist nichts anders, als in Wasser aufgelöster Arsenic. Siehe, was ich hiervon in dem Kapitel von dem Zinnober, bey Gelegenheit seiner Reinigung, gesagt habe.

Seit dem man die Ursachen der Dinge erforscht, oder vielmehr, seit dem man mit dem Descartes geglaubt hat, daß man die innere Einrichtung aller Dinge einsehen könne, (davon die alten Weltweisen, die bescheidener als wir waren, wenn sie auch unwissender waren, die Wirklichkeit zwar erkannten, aber offenherzig einstanden, daß ihnen die Natur solche verborgen habe,) so ist man gleich fertig, alles entscheidend zu leugnen, wovon man die Ursache nicht einsieht. Inzwischen giebt es doch viele Dinge, wovon wir den Grund nicht einsehen. Indem man sich aber dadurch die Gelegenheit benimmt, einmal zu dieser Kenntniß zu gelangen, so ist dieses eben so viel, als sie zu verwerfen. Es ist dieses ein Vorurtheil, welches verhindert, die Untersuchungen anzustellen, welche zu der Entdeckung der Natur dieser Dinge führen könnten.

Es sind dieses für diejenigen, welche für das Wachsthum der Wissenschaften, und für das Wohl der ganzen menschlichen Gesellschaft arbeiten, weit beschwerlichere und schädlichere Leute, als die Halbgelehrten, welche aus Einbildung und Schwachheit des Geistes den Unglauben zu ihrer Handthierung machen.

Ehe man wußte, daß das Wasser den Arsenic auflöste, so sahe man nicht ein, daß das Wasser in dem Schwefel etwas ändern könnte, und schloß hieraus, daß Schwefel zu waschen eine abergläubische Arbeit sey, und daß nur Unwissende solche unternehmen könnten. Inzwischen bemerkten die ausübenden Aerzte, daß sie den gewaschenen Schwefel in viel größerer Menge konnten einnehmen lassen, als alle andere Schwefelarztneyen.

Die medicinische Facultät zu Paris hat den Nutzen dieser Arbeit, den Schwefel zu waschen, eingesehen, und solche ihrem Apothekerbuche einverleibt.

Der gewaschene Schwefel ist ein zertheilendes Mittel, geschickt die zähen Säfte los zu machen. Er ist besonders dieser Wirkung wegen in der feuchten Engbrüstigkeit dienlich.

Man muß sich in acht nehmen, daß man ihn nicht hitzigen Personen, oder die ausgetrocknete Eingeweide haben, oder die zu Bluten geneigt sind, nehmen läßt, weil die Bewegung, welche der Schwefel in den Säften verursacht, indem er sie los macht, dieser Leibesbeschaffenheit zuwider ist.

Der Schwefel ist besonders der Brust zuträglich; daher giebt man ihn für den Husten. Man vermischt ihn mit arabischen Gummi, oder mit Traganth und Zuckerkant, und zwar von jedem zehn Gran; man thut auch sechs Gran florentinische Veilwurz dazu, und macht mit Honig oder Huflattichsyrup eine Latwerge daraus.

Läßt man ihn für die feuchte Engbrüstigkeit nehmen, so giebt man ihn in größerer Menge, von einem Scrupel bis zu drittehalb Quentgen, und in diesem Falle setzt man zween bis drey Grane Zittwerwurzel, und von drey bis zehn Gran ammoniakalisches Gummi zu. Man kann diese Dosis des Tages zwey mal nehmen.

Man

Man kann mit dem Gebrauche desselben in heftigen und hartnäckigten Engbrüstigkeiten lange Zeit anhalten. Man nimmt ihn zuweilen viele Monate, und man muß bey dem Gebrauche desselben öfters laxiren, z. E. aller vierzehn Tage.

Der gewaschene Schwefel öfnet den Leib derjenigen, die ihn nehmen. Einige nehmen ihn blos deswegen, und finden ihn gut, wenn sie zähe Säfte bey sich haben, und von keiner hitzigen Natur noch mager sind.

Es treibt der Schwefel die Winde sehr stark, und befördert auch die Ausdünstung. Daher ist es sehr schwer, daß man ihn nimmt, ohne davon übel zu riechen.

Das 75. Kapitel.

Geterpentinter Schwefelbalsam.

Man thut in einen kleinen Kolben zwo Unzen Schwefelblumen, gießt sechs Unzen Terpentinöl darüber, vermacht den Kolben mit einem Stück nasser Blase, und setzt ihn in das Sandbad. Hernach macht man ein Digerirfeuer, das man fünf bis sechs Stunden unterhält, schüttelt den Kolben öfters um, und wenn der Terpentin eine rothe Farbe bekommen hat, so läßt man das Feuer ausgehen, und den Kolben kalt werden. Endlich gießt oder sondert man den Balsam mit einem baumwollenen Tacht ab.

Der Schwefelbalsam ist ein durch einen ölichten Liquor aufgelöster Schwefel. Man kann dazu alle Arten von Oel nehmen; allein es ist unter allen Oelen das Terpentinöl überhaupt das allergeschickteste die Schwefeltinctur auszuziehen. Es ist auch der geterpentinte Schwefelbalsam am meisten im Gebrauche. Man verordnet ihn in Geschwüren der Lunge, nach einem Catharr auf der Brust, nach dem

Seitenstich,

Seitenstich, Lungenentzündung, Brustgeschwüre, und eingeschlossenen Lungengeschwüre. Man muß überhaupt allemal, wenn man ein innerliches Geschwüre vermuthet, und glaubt, daß der Eiter durch die Urinwege abgehen kann, so muß man alle Morgen den geterpentinten Schwefelbalsam in Veilgenconserve von einem bis zu zehn Tropfen nehmen.

Das Frauenzimmer kann dieses Mittel so gar bey ihrer monatlichen Reinigung nehmen, sie höret davon nicht auf, sondern gehet vielmehr stärker. Man muß wohl Acht haben, daß man es nicht bey einem Fieber giebt. Und wenn auch kein Fieber vorhanden ist, so wird es übel bekommen, wenn eine Trockenheit in den Eingeweiden vorwaltet. In diesem Falle bekömmt der Terpentin ohne Schwefel besser. Wenn aber nur die geringste Neigung zu einem Fieber da ist, so bekömmt keines von beyden. Es ist wohl zu merken, daß alle Schwefelbalsame das Geblüte erregen, und daß sie schädlich sind, wenn ein Rothlauf, oder eine Anwandelung zu einem Rothlauf sich äusert.

Man giebt den mit Anisöl gemachten Schwefelbalsam in den Krankheiten des Magens und der Eingeweide; er ist nicht so unangenehm als die andern Schwefelbalsame. Man braucht jetzund den weißen Balsam von Canada, und den Balsam von Copahu sehr stark. Allein ich habe den Schwefelbalsam bey der Ausübung der Arztneykunst in den Geschwüren der Nieren und der Lunge weit kräftiger befunden. Will man den Schwefelbalsam in den Krankheiten der Nieren der Blase und der Gebährmutter brauchen, so bereitet man ihn mit Wacholderöl.

Man bedient sich auch des mit Terpentinöl gemachten Schwefelbalsams äußerlich, er ist heilend und reinigend, indem er die äußersten Endigungen der zerrissenen

Gefäße

Gefäße wegnimmt; er zertheilt die zähen und eiterichten Säfte, und macht sie fließend, welches detergiren heißt.

Das 76. Kapitel.

Das Schwefelmagisterium.

Wenn man das Schwefelmagisterium machen will, so nimmt man zwo Unzen Schwefelblumen, und sechs Unzen Laugensalz aus dem Weinsteine; man thut sie in einen verglasurten irdenen Topf, und gießt zwo Pinten filtrirtes Regenwasser darauf. Läßt sie fünf bis sechs Stunden kochen, und rührt sie öfters mit einem kleinen Stock um.

Wenn der Schwefel aufgelöst, und er recht schöne roth geworden ist, so filtrirt man die Feuchtigkeit, indem man sie siedend heiß in das Filtrum gießt.

Hernach gießt man nach und nach Essig in diese Tinctur, und indem er hinein kömmt, so wird die Feuchtigkeit weiß wie Milch, man läßt sie kalt werden, gießt eine Pinte oder drey Chopinen helles Wasser hinein, bedeckt das Gefäße, und läßt alles 24 Stunden lang so ruhig stehen. Es wird auf dem Boden des Gefäßes ein weißes Pulver niederfallen. Man gießt das darüber stehende Wasser ab, und fünf bis sechs mal Wasser auf das zurück gebliebene Pulver, oder so lange, bis das Pulver nicht weiter schmeckt noch riecht, und trocknet es hernach an einem gehörigen und trocknen Orte im Schatten.

Es ist dieses das Schwefelmagisterium, das viele auf eine ungereimte Weise den Rahm oder die Milch des Schwefels nennen. Man muß diesen Namen keinem Pulver geben. Wer Milch spricht, redet von einer Feuchtigkeit; man nennt das Schwefelmagisterium wegen seiner Farbe also, weil die Tinctur, woraus man es niederschlägt,

schlägt, eine Milchfarbe annimmt, wenn man Weinessig hinein gießt.

Einige gießen das letzte mal Rosen- oder Zimmetwasser auf die Schwefelmilch. Es ist dieses keine üble Sache. Man könnte auch Brandewein oder Weingeist dazu nehmen, die sich sehr gut zu allen Pulvern schicken, dazu man saure oder alkalinische Sachen genommen hat.

Man muß das erste Wasser, aus welchem die Schwefelmilch ist niedergeschlagen worden, nicht weggießen, sondern bis zur Trockenheit abrauchen. Man erhält dadurch das alkalinische Salz des Weinsteines, welches mit dem Essig verbunden ist. Dieses erste Wasser hält noch Schwefel in sich.

Man kann auch das Magisterium noch auf diese andere Art machen. Man nimmt ganzen Schwefel und lebendigen Kalk, wenn alles zu feinem Pulver gestoßen und unter einander gemischt ist, so läßt man es in zwölf bis funfzehn mal so viel Wasser kochen, als die Materie beträgt, und so lange kochen, bis ein Drittel eingesotten ist. Die Feuchtigkeit sieht roth, man filtrirt sie alsdenn ganz siedendheiß durch den Filtrirsack.

Hernach gießt nach und nach in diese Tinctur im Wasser aufgelöste Alaun, und so lange, bis nichts mehr niederfällt.

Alsdenn neigt man das Gefäße sachte um, gießt die Feuchtigkeit aus, laugt das auf dem Boden sich befindende Pulver mit vielem warmen Wasser aus, und trocknet es hernach im Schatten.

Man muß diese Arbeit nicht zu Hause machen, wenn man Silberwerk und Tressen hat, weil sie von dem Dampfe des Schwefels anlaufen. Er tödtet auch die Ameisen, welche in den Apotheken eine sehr beschwerliche Sache sind:

Organi-

Origani, aut calcis, aut sulphuris odore formicae necantur, *Plinius* Lib. X. Cap. LXX.

Das Magisterium des Schwefels stärket den Magen und die Brust. Man giebt es in Keichhusten, Schnupfen, Schwindsucht und Engbrüstigkeit. Es ist auch sehr gut für die Windkolik.

Man giebt es von fünf bis zwanzig Granen, man kann es des Tages zwey mal nehmen.

Das 77. Kapitel.

Von dem Schwefelgeiste.

Wenn man den Schwefelgeist machen will, so muß man eine Laterne haben, die von etlichen Stücken Holz gemacht, und mit Papendeckel zugemacht ist, bis auf eine Seite, die offen bleibt. Man hängt eine gläserne Glocke, so hoch als diese Laterne, und setzt unter diese Glocke eine Schüssel, deren Oefnung ein wenig größer ist als die Glocke. Man deckt auf diese Schüssel umgekehrt einen irdenen Teller, und setzt auf den Boden dieses Tellers eine Schüssel mit Schwefel. Man zündet diesen Schwefel mit einem Schwefelfaden an, und wenn er ausgebrannt ist, und der Schwefel nicht mehr brennt, so legt man einen andern angezündeten Schwefelfaden darauf. Und ist der Schwefel alle, so thut man wieder frischen hinein. Man fährt mit dieser Arbeit so lange fort, bis unten in der Schüssel so viel Schwefelgeist ist, als man hat machen wollen.

Man muß den Schwefelgeist in einem Glase mit eingeriebenem Stöpsel wohl verwahrt aufheben, denn wenn der Schwefelgeist mit der Luft Gemeinschaft hat, so verliehrt er das Schwefelichte, und alsdenn ist er nichts weiter, als bloser Vitriolgeist.

Es

Es ist ein Unterschied zwischen dem Schwefelgeiste und dem schwefelichten Geiste. Der schwefelichte Geist ist stärker, flüchtiger, und erstickend. Setzt man ihn aber in einem unzugestopften Glase der Luft aus, so wird er schwach, und in diesem Zustande ist er dem Schwefelgeiste gleich. Man hat Ursache zu glauben, daß der Schwefelgeist anfänglich eben so stark ist als der schwefelichte Geist, und daß er von seiner Stärke in der Luft verliehrt, wo man ihn macht.

Man muß, um den Schwefelgeist zu machen, kühles und feuchtes Wetter wählen, weil man alsdenn mehr bekömmt; und man muß den Schwefelfaden dem glühenden Eisen vorziehen. Brassavole giebt vor, er habe den Schwefelgeist mit Eiß gemacht, den man unter die Glocke setzen soll.

Man sucht zu dieser Arbeit den Schwefel aus, der recht grün sieht; und einige nehmen lieber den lebendigen oder natürlichen Schwefel dazu, und nicht den Schwefel, der ist geschmolzen worden, um ihn aus seiner Minera heraus zu bekommen.

Man giebt den Schwefelgeist in hitzigen Fiebern, und in pestilenzialischen Krankheiten, von zwey bis zehn Tropfen, in einem Glase gehöriger Feuchtigkeit, dergleichen die Tisane des Kranken ist. Der Schwefelgeist besänftiget die allzu große Bewegung, welche in denen Theilgen der Säfte zwischen einander entstanden sind, und stillet das Aufwallen der Galle. Er kömmt der alkalinischen Auflösung der Säfte zuvor.

Der Schwefelgeist hemmt auch, äußerlich gebraucht, den Fortgang des Brandes und der Fäulniß im Fleische. Riviere erzehlt davon ein merkwürdiges Beyspiel in seiner 49. Bemerkung. Dieser große Arzt ließ den Schwefelgeist in

in die tiefen Einschnitte eines brandichten Armes legen, da vorher war Ader gelassen worden. Er stillte so gleich durch dieses Mittel den heißen Brand, daran sonst der Kranke unfehlbar würde gestorben seyn, oder wenigstens den Arm verlohren haben.

Ob gleich der Schwefel wenig Erdpech in sich hält, so giebt ihm doch dieses Erdpech sehr verschiedene Eigenschaften, in Ansehung seiner Säure. Der Schwefelgeist mäßiget die Bewegungen des Blutes und der Galle. Und der Schwefel hingegen vermehrt diese Bewegung außerordentlich, und braust mit der Galle auf. Dieser Unterschied ist bey nahe eben der, der sich zwischen den Scheidewassern befindet, so wie man sie macht, und zwischen seinen versüßten Säuren durch den Weingeist. Man versüßt auch den Schwefelgeist mit Weingeist, und dieses Mittel vermindert die Anfälle der nachlassenden Fieber, ja es heilt so gar öfters diese Fieber, wenn man es drey bis vier mal giebt, wenn es blos Frühlingsfieber sind, und wenn sie von einer alkalinischen Schärfe herkommen.

Das 78. Kapitel.

Von dem Agtsteine.

Der Agtstein wird auch Bernstein, und griechisch Ἤλεκτρον genennt. Der Agtstein hat verschiedene Farben, doch ist der gelbe am meisten im Gebrauche. Der gelbe Agtstein ist unter dem Namen gelber Ambra bekannt. Die gelbe, durchsichtige und glänzende Farbe dieses Agtsteines hat er ganz besonders; daher spricht man auch, wenn man von dieser Farbe redet, eine Agtsteinfarbe.

Der weiße Agtstein ist nicht durchsichtig, und hält mehr Salz in sich, aber weniger Oel, als der gelbe. Er soll sich leichter auflösen, und ist folglich geschickter, daß man ihn in Substanz einnimmt.

Der gelbe wird in gemeinen Agtstein und in ausgelesenen eingetheilet. Der gemeine Agtstein giebt mehr flüchtiges Salz als der ausgelesene Agtstein, aber weniger als der weiße Agtstein.

Es scheint, daß der gemeine Agtstein aus dem gelben und weißen besteht.

Der Agtstein in Sorten giebt mehr Oel als der gemeine.

Je härter der Agtstein ist, desto besser ist er.

Es giebt ein Gummiharz, welches eine Art von Gummi Copal ist, das man occidentalisches Gummi Copal nennt, welches dem Agtsteine sehr gleich kömmt. Die Lackirer machen ihren weißen Lack daraus. Die Holländer sprechen, es wäre der amerikanische Agtstein, und verkaufen dieses Gummiharz für Agtstein, oder vermischen es vielmehr mit dem ordentlichen Agtsteine. Dieses occidentalische Gummi Copal gilt das Pfund nicht mehr als sechs bis acht Sous, an statt daß der gemeine Agtstein das Pfund vierzig bis fünf und vierzig Sous kostet. Man bezahlt den Agtstein in Sorten um drey Pfund, und auch um drey Pfund und sechs Sous, und der weiße Agtstein wird bis zu sechs Franken gegeben.

Man kann dieses Harz von dem Agtsteine dadurch unterscheiden, daß es, wenn es gekaut wird, nicht so hart ist, und weder den Geruch noch den Geschmack des Agtsteins hat. Der weiße gekaute Agtstein hat noch mehr Geruch und Geschmack als der gelbe. Der Geschmack des weißen Agtsteines ist dem Geschmacke der Rosmarinblüthe gleich.

Wenn

Wenn man das occidentalische Gummi Copal kaut, so bleibt es kein abgesondertes Pulver, wie es der gekaute Agtstein macht. Es vereiniget und löst sich weit leichter im Weingeiste auf, als sich der Agtstein darinnen auflöst.

Verbrennt man dieses Harz auf glühenden Kohlen, so giebt es keinen solchen Geruch, als wenn man Agtstein verbrennt, und wird es übergetrieben, so giebt es kein flüchtiges Salz, wie es der Agtstein thut.

Macht man den Agtstein am Feuer heiß, oder reibt man ihn bis er heiß wird, und hält ihn so gleich an Stroh oder an ein Stück Papier, so zieht er es an sich.

Diese Eigenschaft, die leichten Körper an sich zu ziehen, hat man in dem Agtsteine eher als bey einer andern Materie bemerkt. Es ist daher diese Eigenschaft von den Naturkündigern Electricität genennt worden.

Einige glauben, daß der Agtstein, wenn man ihn als ein Halsband, oder an den Hals gehängt, trägt, die Krankheiten der Augen und die Geschwülste des Halses kurirte, oder sie abwendete. Es hat dieses wahrscheinlicher Weise etwas dazu beygetragen, daß die Bauerweiber Halsbänder vom Agtsteine tragen, die man sonst zum Staate trägt.

Der Agtstein ist eine heilsame Räucherung in Flüssen, Catharren und Gichtschmerzen. Man hält die leidenden Theile über den Rauch des Agtsteines, indem er verbrennt. Man kann in diesen Fällen das Wacholdergummi, und das Harz von dem Franzosenholz zu gleichen Theilen darunter thun.

In der pestartigen Bräune, die zu Neapolis im Anfange des 17den Jahrhunderts herum gieng, ließ man den Kranken den Rauch von weißem Agtstein in den Mund ziehen. Allein man hörte mit dieser Räucherung auf, wenn sich keine Fäulniß mehr darinnen spüren ließ, wenn die

abgestorbenen Theile weggefallen, und nichts weiter als noch ein Geschwüre übrig geblieben war. Diese Krankheit der Kehle ist seit einigen Jahren in Frankreich epidemisch gewesen. Siehe, was ich davon in dem ersten Bande, auf der 405. Seite, und in den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1746 gesagt habe.

Der Agtstein ist zusammenziehend, wenn man ihn innerlich nimmt. Daher giebt man ihn in Blutstürzungen, im Tripper und weißen Fluß, wie ich in dem folgenden Kapitel ausführen werde.

Er hält die Zuflüsse der Säfte nach verschiedenen Theilen auf, und daher ist er ein geschicktes Mittel die Catharre zu kuriren.

Er wirkt auch als ein beruhigendes Mittel in allen diesen Krankheiten. Man braucht ihn mit Nutzen in Mutterbeschwerungen, und um die convulsivischen Bewegungen der Nerven zu stillen. Man versetzt acht Gran davon mit zwölf Gran Guttetapulver, zween Gran Bibergeil, und drey Gran morgenländischen Safran, reibt alles zu einem feinen Pulver, mischt es wohl unter einander, und läßt es mit einem Glas frischen Wasser nehmen, oder auch in einem Bissen, der mit Beyfuß- oder Agtsteinsyrup ist gemacht worden.

Die Dosis des Agtsteines ist von sechs Granen bis zu sechs und dreyßig Granen; und man kann in einem Tage viele male davon nehmen.

Wenn der Agtstein auf solche Art soll genommen werden, so bereitet man ihn auf folgende Weise.

Das

Das 79. Kapitel.

Von dem zubereiteten Agtstein.

Wenn man den Agtstein zubereiten will, so muß man schönen durchsichtigen, und recht reinen nehmen, und man wäscht ihn noch über dieses in warmen Wasser. Der weiße Agtstein ist zu dieser Arbeit allen andern vorzuziehen. Man stößt den Agtstein anfänglich in einem Mörser, hernach reibt man ihn auf dem Steine, und spritzt zuweilen einige Tropfen Wasser darauf, damit das Pulver nicht wegstäubt. Denn wenn das feinste Pulver trocken bleibt, so wird es durch die Bewegung des Reibens wegfliegen. Man muß ein abgezogenes Wasser dazu nehmen, dergleichen Betonien- oder Rosenwasser ist, und nicht gemeines Wasser. Es ist dieses eigentlich eine Kleinigkeit, allein man muß nichts versäumen, was zu der Vollkommenheit der Arzneymittel etwas beyträgt.

Einige präpariren den Agtstein so, daß sie in eine große Menge Wasser mit Weingeist gemachte Agtsteintinctur gießen. Es fällt auf solche Art ein feines Pulver nieder, welches niedergeschlagener Agtstein oder das Meisterpulver des Agtsteines ist.

Man bedienet sich auch noch eines andern Mittels das Meisterpulver zu machen. Und dieses besteht darinnen, daß man Weinessig auf gestoßenen Agtstein gießt. Man läßt ihn in der Wärme stehen, und raucht ihn ab. Auf den Rückstand gießt man Zimmetwasser, Majoranwasser, und Rosenwasser, man läßt das Wasser kochen und abrauchen, bis der Agtstein trocken ist. Dieses thut man drey mal, und gießt das dritte mal, ehe alles Wasser verflogen ist, Citronensaft oder Vitriolgeist dazu.

Man gebraucht den zubereiteten Agtstein in Nervenkrankheiten auf die Weise, wie ich in dem vorhergehenden Kapitel gelehret habe.

Er ist heilsam bey dem Schnupfen. Man nimmt acht Gran zubereiteten Agtstein, zwölf Gran Wallrath, und vier Gran morgenländischen Safran, macht mit Eibischsyrup des Fernels, oder mit Agtsteinsyrup eine oder zwey Pillen, und rollt sie in klar gestoßener florentinischer Veilwurzel herum.

Man giebt den zubereiteten Agtstein im einfachen und bösartigen Tripper, wenn das Gift zerstört ist. Man giebt ihn auch in dem weißen Fluß zu funfzehn Granen mit acht Gran Corallen, und einem Gran Kampher. Man macht alles mit Balsam von Copahu zu einem Bissen.

Es wird der Gebrauch desselben im Blutspeyen und der rothen Ruhr angepriesen. Man giebt alsdenn zehn Gran zubereiteten Agtstein, vier Gran ausgelesenen Mastix, und vier Gran rohen Cachou. Es wird mit Schwarzwurzelsyrup eine Latwerge daraus gemacht.

Man giebt den zubereiteten Agtstein in Blutstürzungen des Frauenzimmers und allzu häufiger güldenen Ader, besonders wenn die Nerven leiden. Man rührt neun Gran zubereiteten Agtstein, acht Gran Drachenblut, sechs Gran Blutstein, und einen Gran Alaun unter Granatsyrup.

Wenn man zubereiteten Agtstein und Schwefel zusammen mischt, so wird es für ein specifisches Mittel wider die Krätze gehalten. Man mengt neun Gran zubereiteten Agtstein unter neun Gran Schwefelblumen, und macht mit Erdrauchsyrup einen Bissen daraus.

Man kann von diesen Mitteln alle Tage verschiedene Gaben nehmen, und hält nach der Hartnäckigkeit der Krankheit, und nach der Leibesbeschaffenheit des Kranken, eine kurze oder lange Zeit damit an.

Das 80. Kapitel.

Von der Essenz oder Tinctur des Agtsteins.

Wenn man die Agtsteintinctur machen will, so macht man den Anfang mit Zerstoßung des Agtsteines in kleine Stückgen, von der Größe einer Erbse, die man in einen Kolben thut. Hernach gießt man fünf mal so viel hochrectificirten Weingeist darüber. Man setzt den Kolben in ein Sand- oder Aschenbad ein, und verstopft die Oefnung wohl. Man pflegt insgemein ein Circulirgefäße darauf zu setzen, indem man einen Theil von dem Halse eines leeren und umgekehrten Kolbens in die Oefnung desjenigen Kolbens steckt, der am größten ist, und worinnen die Materie ist. Und man verlutirt die Fugen dieser beyden Kolben, indem man Papier darum klebt, oder einen Strief naß gemachte Schweinsblase mit Bindfaden darum bindet.

Man läßt alles in diesem Zustande acht Tage lang, oder bis der Weingeist eine gelbe Farbe bekommen hat, in gelinder Wärme stehen. Alsdenn gießt man den also gefärbten Weingeist von dem Agtsteine ab, und auf den zurück gebliebenen Agtstein wiederum Weingeist, setzt hernach den Kolben wieder wie vorher warm; gießt den Weingeist noch ein mal, wenn er gefärbt ist, ab, und wiederholt dieses so oft, als der Weingeist von dem Agtsteine gefärbt wird, oder bis man so viel Agtsteintinctur hat, als man haben will.

Man filtrirt den also gefärbten Weingeist, man gießt ihn in einen Kolben, setzt einen Hut auf, und legt an den Schnabel eine Vorlage vor. Wenn man die Fugen der Gefäße verkleibt hat, so fängt man an, den Geist in dem Marienbade, oder in einem Sandbade bey gelindem Feuer überzutreiben. Man läßt ihn so lange übergehen, bis

man sieht, daß die gelbe Farbe des Rückstandes in dem Kolben sehr dunkel aussieht, welches ohngefehr die Helfte betragen wird.

Hernach nimmt man die Vorlage ab, worinnen man Weingeist findet, den man wieder dazu brauchen kann, wozu man ihn schon angewendet hat, das ist, man kann ihn wiederum auf Agtstein gießen.

Einige treiben den Weingeist, den sie von dem Agtsteine abgegossen haben, nicht über, sondern rauchen ihn ab, damit die Tinctur stark wird. Allein es ist besser, sich des Abziehens zu bedienen, wodurch man das allervollkommenste, und das am meisten geistige des Weingeistes erhält, und das wässerichste bleibt in dem Kolben. Außer dem jagt man auch weniger durch das Abziehen von demjenigen weg, was die Tinctur ausmacht, als durch das Abrauchen. Ich habe öfters erfahren, wenn ich mineralische Wasser untersucht habe, daß ich durch das Abziehen mehr Rückstand bekommen habe, als durch das Abrauchen.

Der Agtstein, aus welchem man auf solche Art die Tinctur gezogen hat, kann, wenn er stark über dem Feuer in einem offenen Gefäße ist getrocknet worden, noch dienlich seyn, zubereiteten Agtstein daraus zu machen, und man kann ihn auch äußerlich in Flüssen und Gichtschmerzen gebrauchen, und damit räuchern. Man kann ihn auch mit demjenigen vermischen, woraus man Salz und Oel abziehen will, oder man kann ihn am besten anwenden, mit Weingeist nochmals die Tinctur daraus zu ziehen, wenn man ihn von neuem wieder gestoßen hat.

Man muß den Agtstein in kleine Stückgen zerbrechen, um die Tinctur daraus zu ziehen. Macht man es zu feinem Pulver, so wird eine Art Kitte daraus, und der Weingeist wird wenig Tinctur ausziehen.

Man

Man muß zu dieser Arbeit einen durchsichtigen Agtstein wählen, und ihn vorher waschen und trocknen, ehe man sich dessen bedienet: Der weiße Agtstein giebt eine gelbe Tinctur, wie der gelbe.

Einige lassen den Agtstein mit einem Vierthel, oder ohngefehr so viel Weinsteinalkali zergehen, ehe sie ihn mit Weingeist an einen warmen Ort setzen, um eine stärker gefärbte Tinctur zu erhalten; allein man bekömmt dadurch eine Tinctur, die nicht völlig dasjenige ist, was man haben will. Die auf solche Art ausgezogene Tinctur ist eben so gut eine Tinctur aus dem Alkali des Weinsteines, als des Agtsteines; sie ist scharf: Andere wenden auch die flüchtigen Salze dazu an.

Die Agtsteintinctur hat bey nahe eben die Eigenschaften, als der zubereitete Agtstein. Man muß nicht glauben, daß die Agtsteintinctur hitzig ist, ob man gleich zu ihrer Bereitung Weingeist nimmt. Wenn man darüber nachdenkt, so wird man finden, daß der Weingeist durch das Abziehen oder Abrauchen davon kömmt, und was zurück bleibt, ist gar nicht sehr geistig. Man giebt sie nicht deswegen in dem Schlagflusse und der Lähmung, daß sie die Kraft wieder herstellen soll, sondern weil sie den Nerven heilsam ist, und die natürlichen Bewegungen befördert.

Man gebraucht die Agtsteintinctur in innerlichen Geschwüren, besonders derjenigen Theile, die zur Abscheidung und Ausführung des Urins dienen. Die Agtsteintinctur ist eine Art von Firniß; wenn sie stark ist, so trocknet sie sehr geschwinde.

Man muß sich in acht nehmen, daß man die Agtsteintinctur nicht in allzu wässerigte Tränkgen gießt, weil sich alsdenn der Agtstein von dem Geiste scheiden würde. Siehe das vorhergehende Kapitel. Man würde auf solche Art

das Meisterpulver oder Magisterium des Agtsteines daraus machen, welches zwar ganz gut seyn würde, aber nicht so leicht durchgeht, und sich auch nicht so überein in dem Tränkgen zertheilet als die Tinctur thut. Oefters ist es auch wohlgethan, wenn man die Agtsteintinctur in einem Syrup, z. E. von Orangenblüth nehmen läßt.

Die Dosis der Agtsteintinctur muß nach den verschiedenen Krankheiten, wo man sie braucht, und nach den verschiedenen Zustande des Kranken verschieden seyn. Man kann davon einem Schlagflüssigen oder epileptischen Kranken einen halben Löffel voll in einem ordentlichen Suppenlöffel geben. Man kann davon einen Vierthelslöffel voll einer Person geben, welche Mutterbeschwerungen hat, und ein Glas Wasser entweder vorher oder darauf trinken. Und bey andern Nervenkrankheiten thut man in jede Dosin des Tränkgens, das für die Krankheit eingerichtet ist, von drey bis sechs Granen Agtsteintinctur.

Das 81. Kapitel.

Das flüchtige Agtsteinsalz.

Wenn man das flüchtige Agtsteinsalz machen will, so nimmt man Agtstein in kleinen Stückgen, oder vielmehr zu einem gröblichen Pulver zerstoßen, und füllt damit die Helfte einer thönern oder gläsernen Retorte voll, die man vorher beschlagen hat. Man legt die Retorte auf zween eiserne Stäbe in einem Reverberirofen ins offene Feuer, thut etliche angeglimmte Kohlen darunter, und unterhält ein gelindes Feuer. Es ist genug, wenn die Gefäße den ersten Tag nur heiß sind, und das Wasser und der Geist übergeht. Es geht auch den ersten Tag etwas helles Oel, das man nicht zu rectificiren braucht.

Den andern Tag verändert man die Vorlage. Man legt eine größere vor als die erstere, und wenn die Fugen verstrichen sind, so verstärkt man das Feuer nach und nach; es muß aber nicht viel stärker seyn als den vorigen Tag, weil der Agtstein gerne aufschwillt. Es geht alsdenn das gelbe Oel über, und fliegt das Salz an.

So bald als man das Salz an dem Schnabel der Retorte erblickt, so muß man das Feuer so gleich wegnehmen, hernach nimmt man die Vorlage von der Retorte ab, und mit einer Charte oder Feder das Salz heraus. Aus der Vorlage gießt man das Oel aus, und legt sie wieder an die Retorte vor. Und wenn die Fugen wieder verstrichen sind, so macht man das Feuer wieder an, und verstärkt es nach und nach, indem man allemal eine Kohle nachlegt. Man legt anfänglich glühende Kohlen darunter, wenn man das Feuer wieder anmacht; denn legte man schwarze Kohlen darunter, und sie wären naß, so würde man Gefahr laufen, die Retorte zu zersprengen. Man ist aber der Gefahr nicht ausgesetzt, wenn in dem Ofen schon ein groß Feuer ist, weil die Feuchtigkeit durch die große Hitze verzehrt wird, ohne den Gefäßen Schaden zu thun.

Wenn das Feuer also verstärkt ist, so fliegt noch mehr Salz in dem Halse der Retorte an, und es geht auch etwas davon in die Vorlage, und hängt sich an die Seiten an. Empfindet man an dem Orte, wo man die Arbeit verrichtet, einen gewissen Geruch, wie verbranntes Oel, und man sieht, daß das Oel dicke und schwarz an zu gehen fängt, und der Balon warm ist, so muß man das Feuer wegnehmen, damit man das angeflogene Salz bekömmt. Und man läßt die Gefäße erst kalt werden, ehe man sie abnimmt, damit das Salz nicht von der Hitze verfliegt.

Wenn man nun das Salz weg hat, und die Vorlage wieder angelegt, und das Feuer noch ein mal verstärkt hat, so geht ein dickes und braunes Oel, das viel Salz in sich hat.

Die Zeit, welche man über dieser Arbeit zubringt, ist nach der Menge des Agtsteines, den man eingesetzt hat, verschieden. Man braucht weniger Zeit, wenn man eine kleine Menge nimmt, als wenn man viel auf einmal abziehen will.

Ich habe auch diese Arbeit im Sandbade in einer gläsernen Retorte gemacht, sie ist mir gelungen, und in eben der Zeit. Es läßt sich das Feuer auf solche Art sicherer regieren. Man kann so gar diese Arbeit bey Lampenfeuer machen.

Man verwechselt die Vorlage, wenn Wasser und Geist übergegangen ist, weil das Salz sich sehr leicht in dem Agtsteingeiste auflöst, in dem Oele aber unaufgelöst bleibt. Man sondert vermittelst eines Löschpapiers das Salz ab, welches mit dem Oele ist übergegangen.

Will man des Abnehmens der Vorlage entübrigt seyn, so läßt man alles in einem Balon übrig gehen. Hat man den Balon von der Retorte weggenommen, so wäscht man den Hals der Retorte in warmen Wasser aus; hernach filtrirt man das Wasser und den Geist, davon man das Salz so heraus bringt, daß man einen Theil der Feuchtigkeit abraucht, und das übrige an einen kühlen Ort setzt, wo das Salz anschießt.

Uebrigens mag man diese Arbeit anstellen wie man will, so sind zwo Hauptdinge anzupreisen, das erste ist, mit dem Agtsteine nichts zu vermischen, und das andere, das Feuer wohl zu regieren.

Die

Die Weise, nichts mit dem Agtsteine zu vermengen, ist gewiß die beste, da dieses in Preußen geschieht, wo der Agtstein herkömmt, und wo man mehr Agtsteinsalz macht, als sonst in der ganzen Welt. Diejenigen, welche in Preußen sonst nichts weiter thun, als daß sie Agtsteinsalz machen, thun nichts dazu. Ihre ganze Kunst, wodurch sie bey dieser Arbeit ihr Brod verdienen, besteht darinnen, daß sie zu rechter Zeit die Vorlage ändern, wenn das Salz übergehen will. Sie kennen die Stärke des Feuers, das sie zu machen gewohnt sind, und die Erfahrung hat ihnen die Zeit gelernt, wenn das Salz bey dieser Arbeit aufsteigt.

Sie erhalten dieses Salz wie wir, mit einem dicken Oele vermengt. Sie reinigen es nicht weiter, als daß sie es auf ungeleimt Papier legen, dergleichen man zum Filtriren nimmt, und legen es immer wieder so lange auf frisches Papier, bis das Papier kein Oel mehr heraus zieht.

Das Agtsteinsalz kömmt bey der Destillation nach dem Oele, mit dem Oele, oder vor dem Oele, so wie man das Feuer regieret. Die verschiedene Menge des Agtsteines, den man abzieht, macht hierinnen auch einen Unterschied.

Bey dem Anfange dieser Arbeit muß man ein so gelindes Feuer unterhalten, als nur möglich ist, damit nichts als Wasser übergeht, denn wenn das Feuer stark genug ist, daß der Geist übersteigt, so wird man weniger Salz bekommen, da der Geist nichts weiter ist, als Wasser, worinnen Salz mit etwas Oel aufgelöst ist. Hingegen muß das Feuer stark seyn, wenn das Salz von dem Oel mehr abgesondert gehen soll.

Man kann von einem Pfunde Agtstein, der ohne Zusatz abgezogen wird, bis auf fünftehalb Quentgen flüchtiges Salz erhalten. Es ist dieses nach meiner Meinung das meiste, was man hoffen kann, und man muß dabey

recht

recht zu Werke gehen, und den gemeinsten Agtstein dazu nehmen, der allemal mehr Salz giebt als der Agtstein in Sorten. Der Unterschied macht zuweilen die Helfte aus. Das Salz ist unter allen Bestandtheilen des Agtsteines das kostbarste; und dasjenige, was man am wenigsten daraus erhält. Mengt man andere Dinge unter den Agtstein, den man abziehen will, z. E. Küchensalz, so bekömmt man zwar mehr Salz, allein alsdenn ist dieses Salz nicht rein.

Der Agtstein schwillt im Feuer nicht so auf, wenn er mit Sand vermengt ist, als wenn er allein eingesetzt wird. Man mischt auch Alkali dazu, welches aber ein böser Handgrif ist. Will man das flüchtige Agtsteinsalz probiren, ob es damit ist gemacht worden, so darf man nur eine Säure darauf gießen, weil es mit sauren Dingen nicht aufwallen muß.

Der Agtsteingeist ist säuerlich, ich werde in meiner physikalischen Chimie dasjenige anführen, was davon von den Chimisten ist entdeckt worden, besonders was Herr Bourdelin von der Natur der Säure des Agtsteines, und von seinen andern Bestandtheilen gesagt hat. Man kann überhaupt sagen, daß der Geist und das Salz des Agtsteines, in Ansehung der stärksten Alkali sauer sind, und auch einiger maßen alkalinisch sind, wenn man sie mit den stärksten Säuren vergleicht, dergleichen die vitriolische Säure ist.

Will man das Salz aus dem Geiste und Oele des Agtsteines absondern, so muß man vorher mit heißem Wasser das inwendige des Schnabels und Halses der Retorte recht auswaschen; hernach rührt man das Oel und den Geist in diesem Wasser recht herum, und läßt ihn durch ein mit kaltem Wasser befeuchtetes Löschpapier laufen; man läßt

einen

einen Theil von diesem filtrirten Wasser gelinde abrauchen, und hernach anschießen. Endlich nimmt man das Salz heraus, und läßt es zwischen zwey Papieren trocknen. Siehe das folgende Kapitel.

Fast alles Agtsteinsalz geht gelb über. Man kann es aber durch wiederholtes Auflösen, Filtriren, und Crystallisiren weiß machen.

Ich glaube, daß es nicht nöthig ist das Agtsteinsalz zu reinigen, da man so wenig genug bekömmt. Sonst vermindert das Oel, das man durch die Reinigung davon scheidet, die medicinischen Kräfte nicht, sondern es äußert sich vielmehr das Gegentheil.

Will man aber das Agtsteinsalz reinigen, so kann man das angeschossene reinigen, und vorher mit dem angeflogenen Salze vermischen. Man thut es in einen niedrigen Kolben, den man mit einer papiernen Deute bedeckt. Man macht ein gelindes Sandfeuer, das man nach und nach so lange vermehrt, bis man sieht, daß das auffliegende Salz die Farbe des Oeles hat. Alsdenn hört man mit Feuern auf. Man stürzt immer andere Papierdeuten auf, damit das gereinigte Salz nicht wieder niederfällt. Einige nehmen zur Reinigung des Agtsteinsalzes den Rückstand in der Retorte, woraus der Agtstein ist destillirt worden.

Die Materie, welche nach der Destillation des Agtsteines in der Retorte zurück bleibt, ist leicht, schwarz und schwammicht. Wenn sie dem Colophonium gleicht, so ist es ein Zeichen, daß die Destillation nicht gut abgelaufen, oder daß das Feuer im Anfange zu stark, und am Ende zu schwach gewesen ist.

Man muß das flüchtige Salz des Agtsteines in einem Glase mit eingeriebenem Stöpsel aufheben. Man giebt es für ein gutes Mittel aus, die Ausführungsgänge des

Urins

Urins zu öfnen. Allein es ist bey diesen Krankheiten den andern Mitteln nicht eher vorzuziehen, als wenn sie mit einem convulsivischen Zusammenziehen der Zasern vergesellschaftet sind, weil die wirkliche Eigenschaft des flüchtigen Agtsteinsalzes darinnen besteht, daß es die Nerven sehr besänftiget.

Man nimmt zween Gran flüchtiges Agtsteinsalz, zween Gran gepülvertes Bibergeil, und zwanzig Grane Gutteapulver, und macht aus diesen Dingen mit Agtsteinsyrup einen Bissen, und trinkt ein Schälgen Lindenblüththee, oder Labkrautthee mit gelben Blumen darauf, welches in der Milzsucht und Mutterbeschwerung eine gute lindernde Arztney ist.

Läßt man in einem guten flüchtigen Hirschhorngeiste so viel Agtsteinsalz zergehen, als er annehmen will, so bekömmt man eine Arztney, welche spiritus cornu cerui succinatus, mit Agsteinsalz versetzter Hirschhorngeist genennt wird, und der ein vortreffliches Mittel in der fallenden Sucht, und in convulsivischen Mutterbeschwerungen ist. Es ist nicht nöthig, daß man zu dieser Arztney ein gereinigtes Agtsteinsalz nimmt; man darf nur dasjenige dazu anwenden, worunter noch Agtsteinöl ist. Man rectificirt diese Vermischung alsdenn durch die Destillation. Man erhält dadurch einen guten Hirschhorngeist, der mit Agtsteinsalz versetzt, und ein flüchtiges Mittelsalz in flüßiger Gestalt ist.

Das 82. Kapitel.

Von dem Oele des Agtsteines.

Der gemeine Agtstein, welcher viel Salz giebt, giebt desto weniger Oel, und noch dazu dickeres. Der gelbe Agtstein, der ausgelesene, und der allerdurchsichtigste giebt mehr Oel als alle andere Arten des Agtsteines.

Das

Das Agtsteinöl geht bey der Gelegenheit mit über, wenn man das flüchtige Salz des Agtsteines treibt, wie ich in dem vorhergehenden Kapitel gelehrt habe. Allein es muß dieses Oel rectificirt werden, damit es helle und geschickt wird, daß man es innerlich brauchen kann.

Man reiniget oder rectificirt das Agtsteinöl, indem man es nochmals abzieht. Einige vermischen es vorher mit ausgelaugter und getrockneter Asche. Andere nehmen gebrannte und gepülverte Knochen, oder Sand, oder Kalk dazu, allein es bleibt in allen diesen Dingen viel Oel stecken.

Die beste Weise, das Oel zu reinigen, ist, wenn man es mit sieben bis acht mal so viel Wasser vermischt, und im Sandbade bey gelindem Feuer oder im Marienbade übertreibt. Es muß dieses in einer gläsernen Retorte geschehen, an deren Schnabel man einen Recipienten vorlegt. Oel und Wasser gehen mit einander über. Das Oel, welches anfänglich mit dem Wasser geht, ist weiß. Man verändert die Vorlage, wenn man merkt, daß das Oel gelb kömmt. Hernach folget eines, welches eine gelbe Farbe hat, die ins Röthlichte fällt. Man fährt so lange mit Destilliren fort, bis in der Retorte nichts weiter übrig ist, als eine Art von schwarzem Pech.

Man sondert das Oel von dem Wasser ab, indem man es zusammen in einen Trichter gießt, den man mit dem Finger zuhält. Man läßt dem Oele Zeit, daß es sich über das Wasser begeben kann; hernach läßt man das Wasser heraus laufen, und wenn das Oel kommen will, so hält man zu, und läßt es in ein besonderes Glas laufen. Man kann auch das Oel von dem Wasser absondern, wenn man alles in ein Filtrum gießt, das man vorher mit gemeinem Wasser naß gemacht hat.

Das Oel, welches man in der andern Vorlage aufgefangen hat, rectificirt man von neuem auf eben die Weise. Man kann so gar dasjenige noch einmal rectificiren, was in der ersten Vorlage gewesen ist, wenn es nicht weiß genug geworden ist.

Und man kann, wenn man sonst will, aus allen diesen Wassern, und besonders aus dem ersten, womit man das Agtsteinöl rectificirt hat, durch Crystallisiren Salz erhalten. Siehe in dem vorhergehenden Kapitel die 303. Seite.

Das gereinigte Agtsteinöl wird dicke, wenn es steht, und verliehrt mit der Zeit seine Helligkeit. Daher darf man nur dasjenige aufheben, was anfänglich weiß geht, und dasjenige, welches nachkömmt und gelb aussieht, nicht eher von neuem rectificiren, als die folgenden Jahre, oder bis man das erste verbraucht hat.

Das weiße Agtsteinöl wird innerlich genommen, in Nervenkrankheiten zu beruhigen; man giebt es in dem Schlagflusse und in der fallenden Sucht von einem bis zu vier Tropfen. Es kömmt in hypochondrischen Krankheiten und in Mutterbeschwerungen unter die Opiate, Latwergen und Pillen.

Man hat das Agtsteinöl zuweilen in innerlichen Wundigkeiten, und innerlichen Geschwüren gegeben. Man zieht es in Krankheiten, wo die Nerven besonders leiden, allen andern balsamischen und heilenden Mitteln vor.

Das Agtsteinöl treibt auch den Urin, wenn die nervigten Zasern der Urinwege convulsivisch zusammen gezogen sind. Ich bin gewohnt für diese Krankheiten eine Art von Seife zu machen, indem ich dieses Oel mit dem Alkali des Weinsteines, oder mit dem feuerbeständigen Salpeter vereinige. Ich versetze sie öfters mit absorbirenden Mitteln, wenn sich in den Säften des Kranken eine Säure befindet.

Man

Man macht das Eau de Luce mit Agtsteinöl. Es ist dieses Wasser gut für die Krankheiten des Kopfes, und die Ohnmachten zu vertreiben. Wenn man das Eau de Luce machen will, so läßt man sechs Tropfen gereinigtes Agtsteinöl in zween Scrupel von dem besten Weingeiste auflösen. Wenn sie sich völlig aufgelöst haben, so vermischt man sie mit einer Unze flüchtigen Salmiacgeist, der recht stark ist. Das Eau de Luce, das man von Ryssel bringt, wo man diese Arztney erfunden hat, ist helle. Es scheint, daß sie dort eine große Menge auf einmal machen, und das überflüßige Oel, das sich nicht darinnen aufgelöst hat, wegnehmen. Denn hat man die Weise ausfündig gemacht, alles Oel aufzulösen, so ist das Eau de Luce trübe und weißlicht. Man kann ein Mittel finden, alles dieses Oel aufzulösen. Man darf nur den Salmiacgeist nach und nach hinein gießen, und es destilliren, wenn man es helle haben will. Siehe den ersten Band, 146. Seite.

Man muß zu der Bereitung des Eau de Luce ein weißes Agtsteinöl nehmen, welches bey dem Abziehen zuerst geht, oder durch sich selber so rectificiren, damit es keinen brenzlichten Geruch hat, welcher das Eau de Luce verderben würde.

Das Agtsteinöl, welches nicht rectificirt, welches gelb ist, wird äußerlich in Lähmungen und Gichtflüssen gebraucht; man macht apoplectische und balsamische Pflaster davon.

Die Gichtschmerzen vergehen von dem Agtsteinöle, wenn man den behafteten Theil damit reibt.

Man kann ein Kopfpflaster machen, wenn man dasjenige, was nach der Destillation des Agtsteines und den Rectificationen des Oeles übrig bleibt, unter einander mengt, und das dickste und gröbste Agtsteinöl darunter mischt.

Der Gebrauch des Agtsteinöles in dem Tabake ist für diejenigen sehr gut, welche zu Schlagflüssen und Mutterbeschwerungen geneigt sind. Der Gebrauch des Oeles in dem Tabake dient auch die Gerüche des Moschus oder des Ambra zu gewähren.

Man muß dem Tabake keinen starken Geruch von diesem Oele beybringen, besonders wenn man nicht daran gewöhnt ist, und man muß wissen, daß ein sehr kleiner Antheil Agtsteinöl seinen Geruch vielem Tabake mittheilen kann.

Das 83. Kapitel.

Von dem Vitriol.

Man unterscheidet drey Arten Vitriol durch die Farbe, nämlich den blauen Vitriol, welcher kupfericht ist, und den man den cyprischen Vitriol nennt. Den grünen Vitriol, welcher eisenartig ist, und man den lüttricher Vitriol nennt, und endlich den weißen Vitriol, der von Danzig kömmt. Der weiße und der grüne Vitriol werden in der gemeinen Sprache Kupferwasser genennt, und jener grünes Kupferwasser, dieser weißes Kupferwasser.

Man muß nur dasjenige Vitriol nennen, was Vitriol in sich hält, oder wenigstens vitriolartig ist; so würde man mit Unrecht die Goldcrystallen, welche durch das Königswasser, und auch die Sibercrystallen, welche durch das Scheidewasser gemacht werden, Silbervitriol, Goldvitriol, nennen.

Der Vitriol ist entweder gewachsener, wie der römische Vitriol und dergleichen, oder gemachter, wie der Danziger und dergleichen.

Der

Der Vitriol macht Brechen, zieht zusammen, und ist schmerzstillend. Zum Brechen giebt man von dem weißen Vitriol von vier bis zwanzig Granen, und mischt ihn unter Wacholderbeersaft, damit ein Bissen daraus wird.

Wenn man brechenmachenden Vitriol haben will, so nimmt man seinen blos salzigten Theil dazu. Man benimmt deswegen dem Vitriol durch das Feuer seinen wässerichten und schwefelichten Theil, und so gar den größten Theil seiner Säure; man kann daher, um dieses brechenmachende Salz zu bereiten, den Rückstand nehmen, wenn man Vitriol destilliret, oder auch, wenn man sein Glasöl abgezogen hat. Man löst diesen Rückstand in warmen Wasser auf, und filtrirt ihn; man läßt einen Theil von dieser Auflösung abrauchen, und hernach anschießen. Das dadurch erhaltene Salz ist das brechenmachende Salz des Vitriols, oder der weiße brechenmachende Vitriol, oder die Gilla des Theophrasts.

Die meisten Chimisten ziehen zur Verfertigung der Gilla des Theophrasts den Rückstand des kupferichten Vitriols vor, weil er mehr Brechen macht, und weil man dem Kupfer die Eigenschaften beylegt, die in den Krankheiten erforderlich sind, wo man die Gilla des Theophrasts verordnet. Es sind diese Krankheiten die epileptischen.

Wenn die Chineser den Vitriol zum innerlichen Gebrauche bestimmen, so lassen sie ihn vorher in Weinessig kochen. Es ist gut, wenn man die mediciniſche Praxis der fremden Länder weiß. Man muß alles aufsuchen, was zur Gesundheit dienet. Es muß dieses unsere kostbarste Beschäftigung seyn. Man legt in China denjenigen Vitriol in Mund, die einen bösen Hals haben, so wie man in Europa den Schlagflüssigen Salz in Mund legt.

Man schreibt dem Vitriol als ein Amulet, das ist, an den Hals gehängt, oder bey sich getragen, die Eigenschaft zu, daß er sich den Anfällen des Schlages widersetzet, und man versetzt ihn deswegen mit Salpeter und Kochsalz. Man muß diese drey Salze vorher, besonders in Hundstagen, sechs Wochen lang in der Sonnenhitze kalciniren. Man deckt sie die Tage und Stunden über zu, wenn die Luft feuchte ist. Man nimmt sie bey Untergang der Sonne so gleich weg, und setzt sie wieder hin, wenn sie aufgeht. Es erfordert dieses weiter nichts als eine genaue Sorgfalt. Wenn der Vitriol klümpericht wird, das vielmals geschieht, wenn die Sonne recht brennt, so muß man diese Klumpen zerreiben. Diejenigen, welche die Bereitung dieser Amuletten als eine Handthierung treiben, stürzen Gläser über den Vitriol, um dieser Unbequemlichkeit vorzukommen, und ich glaube, daß dieses vielmehr eine andere Wirkung hat, welche darinnen besteht, daß es die Hitze der Sonnenstrahlen vermehrt, welches zuweilen nützlich ist. Außer dem verhindert dieses auch, daß kein Staub hinein fliegt.

Wenn diese Salze auf solche Art kalcinirt sind, so trägt man sie in Säckgen an dem Halse mit Zutrauen, daß sie den Schlagfluß abwenden.

Des Vitriols bedient man sich äußerlich in Bluten als ein zusammenziehendes Mittel. Daher bereitet man ein Pulver daraus, welches in großem Ruf steht, und sympathetisches Pulver genennt wird. Wenn man es machen will, so nimmt man römischen Vitriol, den man in den Hundstagen kalcinirt, wie man ihn zu den Säckgen wider die Schlagflüsse kalcinirt. Der Gebrauch des sympathetischen Pulvers ist abergläubisch. Es ist genug, sagt man, wenn man ein Tuch hat, womit die Wunde ist abgewischt, oder welches in das Blut ist getaucht worden,

welches

welches heraus läuft, und man thut des Tages zwey mal von diesem sympathetischen Pulver auf das Tuch, welches man an einem Orte aufbewahren muß, wo eine gemäßigte Luft ist. Und das muß man so lange thun, als der Blutfluß währet.

Man macht mit weißem Vitriol, mit grünem Vitriol, mit Alaun und weißem Zucker, von jedem eine halbe Unze, die man in abgezogenem Wegebreit- und Tormentillwasser auflöst, von jedem sechs Unzen ein zusammenziehendes oder blutstillendes Wasser. Man setzt alles zusammen in eine gelinde Wärme, und filtrirt die Auflösung. Siehe in dem Kapitel von dem Rabelischen Wasser die Vorschrift zu einem andern zusammenziehenden Wasser.

Der Vitriol reiniget und ätzt so gar, besonders der blaue. Wenn wildes Fleisch wegzubeizen ist, so darf man es nur mit einem Steine aus cyprischen Vitriol reiben, der das Fleisch wegfressen wird, und er besitzt auch zu gleicher Zeit die Kraft, die Geschwüre geschwinde zuzuheilen: Pungit et vngit.

Löst man ein halb Quentgen blauen Vitriol und zwölf Gran Grünspan in einer Pinte kochenden Wasser auf, so bekömmt man ein sehr dienliches Wasser, den bösen Grindkopf und die Augen damit zu waschen, wenn ein Fell darüber ist.

Man macht von einem halben Quentgen weißen Vitriol und einem Quentgen gepülverter florentinischer Veilwurzel ein Augenwasser, das man in abgezogen Rosen- und Wegebreitwasser, von jedem acht Unzen, thut. Man läßt alles zusammen ohngefehr 24 Stunden digeriren, und hernach filtrirt man die Feuchtigkeit. Man kann auch noch ein halb Quentgen Zuckerkant dazu thun.

Der Gebrauch dieses Augenwassers besteht darinnen, daß man aller vier Stunden die bösen Augen damit auswäscht, und eine in dieß Augenwasser eingetauchte Compresse darauf legt, auch muß man die Compresse allemal wieder anfeuchten, wenn sie wieder trocken ist. Auch muß man in gewissen Fällen dieses Augenwasser vermittelst eines Werkzeuges in die Augen fallen lassen.

Das 84. Kapitel.

Von dem Geiste und Oele des Vitriols.

Wenn man die Säure aus dem Vitriol heraus ziehen will, so muß man ihn in einer eisernen Pfanne so lange kalciniren, bis er in einen weißen Staub zerfällt, der anfängt gelb zu werden, und also bald zween Drittel einer irdenen Retorte, die beschlagen ist, damit vollfüllen. Man setzt sie in einen Reverberirofen, und macht ihn zu. Man legt einen Recipienten an den Schnabel der Retorte, und verstreicht die Fugen dieser beyden Gefäße sehr genau. Man macht anfänglich ein gelindes Feuer darunter, und verstärkt solches nach und nach. Wenn in der Vorlage weiße Dämpfe zum Vorschein kommen, so macht man zum Theil das Loch des Deckels und das Aschenloch auf, damit das Feuer stärker zieht, und unterhält es so zwölf Stunden lang. Endlich öfnet man das Zugloch in dem Deckel und das Aschenloch gänzlich, und macht Holzfeuer, welches drey Tage und drey Nächte in einem Stücke fortbrennen muß, oder so lange, als bis keine Dämpfe mehr in die Vorlage gehen. Alsdenn giebt man zuletzt den stärksten Grad des Feuers durch das Gebläse.

Endlich läßt man die Gefäße kalt werden, und befeuchtet das Lutum mit nassen Tüchern, damit es sich von den

den Fugen wegnehmen läßt. Man muß sich dabey in acht nehmen, daß man den schwefelichten Geist nicht einathmet, welcher erstickend ist, wenn man ihn in die Lunge zieht. Man wird auch beschwert, wenn man das Glasöl des Vitriols von dem Balon herunter macht, es dampft ein schwefelichter Geruch durch seine Vermischung mit der Luft von ihm aus.

Man gießt alles, was in dem Balon enthalten ist, in einen Kolben, setzt diesen Kolben in das Sandbad ein, setzt einen Helm darauf, und legt eine Vorlage vor. Man destillirt, es geht anfänglich ein schwefelichter Geist, der bey nahe den sechsten Theil desjenigen ausmacht, was man eingesetzt hat, und den man in einer wohlverstopften Flasche aufbehalten muß.

Man legt die Vorlage wieder an, und treibt den Vitriolgeist über, das Vitriolöl aber bleibt in dem Kolben zurücke. Wenn man das schwarze Vitriolöl rectificirt, so muß man mit der Destillation aufhören, so bald als man sieht, daß das Oel in der Retorte oder in dem Kolben weiß ist. Das schwarze Oel ist nicht so stark, als das weiße rectificirte, aber es ist stärker, als der Vitriolgeist, der weiß ist.

Die Säuren, welche man aus dem Vitriol erhalten hat, müssen nicht mit der Luft Gemeinschaft haben, weil sie Feuchtigkeit daraus in sich ziehen, und dadurch schwächer werden. Man muß auch aus eben der Ursache den kalcinirten Vitriol nicht in der Luft liegen lassen, ehe man ihn einsetzt; je mehr man ihn kalcinirt, desto besser ist es. Es ist gut, daß man ihn so lange kalcinirt, bis er roth wird, denn wenn er nicht länger kalcinirt wird, als bis er nur weiß ist, so geschieht es leicht, wenn das erste Wasser übergegangen ist, und man das Feuer nicht recht regiert,

daß die Materie schmelzt, und alsdenn trocken wird, wenn das andere Wasser als Geist mit einem Theil der Säure übergegangen ist, und hält man mit dem Feuer an, um das Vitriolöl zu destilliren, so spaltet die Materie von einander, breitet sich aus, und zersprengt die Retorte. Ich habe dieses etliche mal bemerkt.

Man muß bey Destillirung des Vitriols die Vorsicht gebrauchen, und einen sehr großen Balon nehmen, damit die schwefelichten Explosionen, die von Zeit zu Zeit aus der Retorte heraus fahren, nicht die Gefäße zertreiben, und man muß auch diesen Balon weit genug von dem Ofen stellen, damit er kalt bleibt, und die Dämpfe sich darinnen verdicken. Es ist gut, wenn man zu dieser Arbeit eine Vorlage mit zween Hälsen hat, so daß man den oberen Hals an die Retorte, und den untern Hals an einen Balon legt.

Was bey der Destillirung des Vitriols anfänglich übergeht, wird von einigen Chimisten Vitriolthau genennt. Man könnte es besonders aufheben, wenn man eine andere Vorlage anlegt, damit es sich nicht mit dem folgenden vermengt. Es ist dieses Wasser sehr gut für die Augen. Man muß sich verwundern, daß keine sonderliche Nachfrage darnach ist. Wenn der Vitriol so lange ist kalcinirt worden, als bis er braunroth sieht, so giebt er bey der Destillirung keinen Vitriolthau, noch auch einen schwefelichten Geist.

Auf den Vitriolthau folgt bey der Destillirung der schwefelichte Theil des Vitriols, den Paracels für das beste Mittel hält, die fallende Sucht zu heilen. Man muß keines von den Mitteln aus der Acht lassen, womit man diese Krankheit vertreiben kann. Ich glaube, daß dieser schwefelichte Geist auch sonst in der Arzneykunst bey verschie-

verschiedenen Fällen guten Nutzen schaffen wird, und man könnte ihn weit eher für den Schwefelgeist gebrauchen, als einen schwachen Vitriolgeist, wie man mit Unrecht thut, und welches schuld daran ist, daß er in gewissen Krankheiten nicht die verlangte Wirkung thut. Die Verwechselungen sind der Apothekerkunst zu großem Nachtheile. Der Schwefelgeist ist ursprünglich schwefelicht. Siehe das 77. Kapitel von dem Schwefelgeiste nach.

Was in der Retorte nach der Destillirung des Vitriolgeistes übrig bleibt, ist ein durch die Kalcination roth gewordener Vitriol, und dasjenige, was man Colcothar nennt.

Der Vitriolgeist ist kühlend, er widersteht der Fäulniß der thierischen Säfte, die alkalinisch werden wollen. Der Vitriolgeist hat dieses mit den andern Säuren gemein; allein er beruhiget mehr als jene, er ist auch zusammenziehend. Daher muß man ihn nicht geben, wenn man erweichen will. Man kann den Vitriolgeist in Tisanen oder in Emulsionen geben, damit sie säuerlich werden, und so wohl in hitzigen Fiebern kühlen, als auch die Auflösung des Blutes verhindern, wenn er durch seine Fäulniß urinartig wird. Hingegen wird die Vitriolsäure bey einer Auflösung des Blutes, welche davon herrührt, daß der fette Theil des Blutes, der durch eine scharfe Säure geliefert ist, von seinem wässerichten Theil abgesondert ist, nicht dienlich seyn. Es verursacht dieses zuweilen Wassersuchten, bey welchen die sauren Dinge schädlich sind: Man muß vielmehr bey solchen Krankheiten alsdenn alkalinische Eröfnungsmittel anwenden, dergleichen die feuerbeständigen Laugensalze der Pflanzen sind.

Man gebraucht gemeiniglich die Säure des Vitriols in Gurgelwassern; man tropft davon in Krankheiten des

Halses

Halses in Brombeerblätterdecoct, und in Krankheiten des Zahnfleisches in Wermuthdecoct.

Man macht ein Gurgelwasser von einer Hand voll Gerste, einer Hand voll Rosenblätter, einer Hand voll von den Spitzen des Brombeerstrauches, Rosenhonig und Vitriolöl.

Das 85. Kapitel.

Das Rabelische Wasser.

Wenn man das Rabelische Wasser machen will, so thut man in einen Kolben vier Unzen rectificirten Weingeist, und gießt nach und nach zwo Unzen Vitriolöl hinein: Man stopft den Kolben allemal wieder recht zu, und schüttelt ihn in den Händen um. Wenn alles hinein ist, so setzt auf den Kolben ein Circulirgefäße, und verstreicht die Fugen mit gepülvertem Kalk, der mit Eyerweiß eingemacht ist. Laßt ihn verschiedene Monate lang an einem warmen Orte stehen. Je länger es digeriret, desto vollkommener wird das Rabelische Wasser.

Wenn man das Vitriolöl in den Weingeist gießt, so entsteht unten in dem Kolben in dem Weingeiste eine kleine Aufbrausung, der dadurch heiß wird. Gießt man hingegen den Weingeist in Vitriolöl, so entsteht die Aufbrausung an dem obern Theile der Feuchtigkeit.

Es ist besser, das Vitriolöl in den Weingeist, als den Weingeist in das Vitriolöl zu gießen. Es verfliegt weniger, wenn man das Vitriolöl in den Weingeist gießt, als umgekehrt; und es ist dieses, was verfliegt, das beste. Man sieht leicht ein, daß wenn man Stückweise das stärkste in alles das schwächste gießt, so verfliegt weniger, weil weniger Streit entsteht, als wenn man eben so das schwächste

in

in alles das stärkste gießt. Das Vitriolöl ist stärker als der Weingeist, daher muß man nur wenig Vitriolöl auf einmal in den Weingeist gießen. Die Aufbrausung des Vitriolöles, die unten im Weingeiste geschieht, jagt weniger davon fort, als auf solche Art verfliegt, wenn die Aufbrausung durch den Weingeist auf der Oberfläche des Vitriolöles geschieht.

Das Rabelische Wasser ist eine versüßte Vitriolsäure. Man kann an statt des Vitriolöles den Vitriolgeist nehmen. Die Menge des Weingeistes, den man darunter gießt, muß nach der Stärke der vitriolischen Säure und nach der Güte des Weingeistes verschieden seyn. Es ist auch diese in Ansehung des Gebrauches verschieden, wozu man es bestimmt. Will man ein Rabelisches Wasser haben, das Wunden heilt, austrocknet, und eine Kraft besitzt, den Ausfluß des Trippers und der Blutstürzungen zu hemmen, so muß man nur zween Theile Weingeist zu einem Theile Vitriolöl nehmen. Wenn man den Aether machen will, so muß man Weingeist und Vitriolöl zu gleichen Theilen nehmen, und will man das versüßte Vitriolöl machen, wovon unter den schmerzstillenden Liquor des Hofmanns kömmt, so nimmt man nur einen Theil Weingeist zu zween Theilen Vitriolöl.

Man muß bey Verfertigung des Rabelischen Wassers das zusammengemischte Vitriolöl und Weingeist in Circulirgefäßen digeriren, und die Fugen wohl verlutiren, damit das geistigste, welches ein Aether ist, nicht verfliegt. Man könnte auch diese Digerirung in einer Retorte verrichten, die an eine Vorlage angelegt ist. Allein, es wird sich dabey die Unbequemlichkeit finden, daß der Aether nicht wieder in das Rabelische Wasser zurück fällt, davon es sehr gut wird. Einige binden blos ein

Stück

Stück Pergament über den Kolben, das sie so gar noch mit einer Nadel durchstechen. Man begreift leicht, daß diese Weise nichts taugt, weil man auf solche Art den Aether verliehrt.

Ich ziehe zu dieser Arztney den mit wesentlichen Rosmarinöl gewürzten Weingeist allen andern vor, weil der Rosmarin eine besondere Kraft hat, die Ausflüsse zu stillen, es mag nun der Tripper oder der weiße Fluß seyn.

Einige treiben das Rabelische Wasser über den Kolben, um das Vitriolöl mit dem Weingeiste desto vollkommener zu vereinigen. Allein man macht dadurch einen Liquor, der aus Aether schwefelichten Geist und dergleichen besteht, welches kein Rabelisches Wasser ist. Man muß die Destillirung zur Versüßung der vitriolischen Säure noch weniger als zur Versüßung der andern Säuren anwenden, wie ich in meiner physikalischen Chimie sagen werde.

Rabel, der Erfinder dieses Mittels, bediente sich zu dessen Verfertigung der Marcassiten von Passy, die er in einen eisernen Kessel that. Er goß vier Querfinger breit siedendes Wasser auf diese Marcassiten. Er ließ sie eine halbe Stunde kochen, und rührte sie diese Zeit über zuweilen um. Hernach that er sie in eine irdene Schüssel, und ließ sie Tag und Nacht in der Luft stehen. Er begoß sie alle Tage mit dem Wasser, darinnen er sie gekocht hatte, und wenn dieses Wasser alles verbraucht, und die Marcassiten völlig in ein Pulver zerfallen waren, so ließ er dieses Pulver im Wasser kochen, filtrirte es, ließ einen Theil abrauchen, und setzte das übrige zum Anschießen hin. Er bekam dadurch ein Salz, das er wie den Vitriol abzog. Er rectificirte den Geist, indem er ihn auf den Rückstand in der Retorte wieder goß, und nochmals übertrieb.

Caneparius

Caneparius behauptet in seiner Abhandlung de Atramentis, das Vitriolöl dadurch zu versüßen, daß er es vielmals über das Salz des Calcothars cohobirte.

Endlich versüßte Rabel diesen rectificirten Vitriolgeist, indem er ihn mit zweymal so viel rectificirten Weingeist vermischte.

Da dieses Mittel aus der vitriolischen Säure, welche außerordentlich austrocknet, und aus dem Weingeiste besteht, der gleichfalls trocknet, so ist es sehr austrocknend, und zusammenziehend. Es verdicket das Geblüte, und stillt die allzu große Wallung desselben; daher kann man es in allzu großen Ausflüssen, sie mögen roth oder weiß seyn, gebrauchen. Man kann es auch in gewissen Blutspeyen, aber mit Unterschied brauchen. Man giebt es von einem bis zu acht Tropfen, und alle Tage verschiedene male.

Das Rabelische Wasser muß gelbroth seyn. Je mehr das Vitriolöl und der Weingeist stark ist, desto dunkler ist diese Farbe, und hingegen je schwächer das Vitriolöl und der Weingeist ist, desto weniger ist das Rabelische Wasser gefärbt. Wenn man so boshaft ist und die Wahre verfälscht, und das Rabelische Wasser auf Cochenille, oder auf eine andere Sache von der Art gießt, um ihm eine Farbe zu geben, so wird das Rabelische Wasser, welches von Natur einen angenehmen Geruch hat, einen üblen Gestank wie Schwefel bekommen. Daher muß der Arzt wohl Achtung darauf haben.

Man kann mit dem Rabelischen Wasser eine Ambratinctur machen. Herr Grosse rieth diese Tinctur sehr an, und gebrauchte sie auch selber. Wenn man diese Tinctur machen will, so gießt man auf gepülverten Ambra einen Querfinger breit Rabelisches Wasser. Man setzt es in einem verstopften Glase über heiße Asche. Hernach gießt

man

man diese Tinctur ab. Auf den rückständigen Ambra gießt man wieder Rabelisches Wasser, und verfährt damit wie das erste mal. Man kann von dieser Tinctur auf einmal drey bis zehn Tropfen in Tisane, oder in einem Bissen mit gepülverten arabischen Gummi, oder in Rosenconserve bey hartnäckigten Tippern nehmen, besonders bey denjenigen, wo man vom Fleische fällt.

Einige behaupten, das ächte Rabelische Wasser sey ein zusammenziehendes Wasser, und bestünde aus drey Kannen gemeinem Wasser, worein man zwey Eyerweiße, eine halbe Unze cyprischen Vitriol, eine halbe Unze weißen Vitriol, eine halbe Unze grünen Vitriol, eine halbe Unze Alaun, und eine Unze Zuckerkant gethan. Man gießt sechs Unzen Wegebreit- und eine Unze Rosenwasser dazu, und schlägt alles mit einer birkenen Ruthe recht unter einander. Hernach mischt man ein Quentgen Kampher darunter, der in vier Unzen Brandewein aufgelöst ist. Man thut alles in einen Kolben, der wohl verstopft ist, und den man zween Tage lang auf heißer Asche digeriren läßt. Man nennt dieses das grüne Rabelische Wasser. Es haben wenige Leute die Vorschrift dazu, und sie machen ein großes Geheimniß daraus. Siehe das 83. Kapitel, wo ein blutstillendes Wasser vorkömmt.

Das 86. Kapitel.

Von dem Aether.

Die Verbindung der vitriolischen Säure mit dem Weingeiste ist eine reiche Quelle der Arztneyen in der Medicin, der Auflösungsmittel in der Chimie, und der Erscheinungen in der Naturkunde. Der Aether ist ein besonders wichtiger Gegenstand in diesen dreyen Wissenschaften.

Wenn

Wenn man ihn machen will, so thut man in eine gläserne Retorte zwey Pfund Weingeist, und tropft zwey Pfund Vitriolöl hinein, die sich bey der Vermischung erhitzen. So bald dieses geschehen ist, so setzt man die Retorte in ein schon warmes Sandbad ein. Man bedeckt die Retorte mit Sand, und legt etwas darüber, damit der Sand durch die Berührung der Luft nicht kalt wird. Man paßt eine Vorlage an den Schnabel der Retorte an, und macht in einem solchen Grade Feuer an, daß das Gemengsel in der Retorte eine Viertelstunde lang kocht, man fährt mit der Destillirung so lange fort, als Streife in dem Halse und der Krümmung der Retorte zu sehen sind; alsdenn thut man das Feuer aus dem Ofen heraus, schließt die Register zu, und thut den Sand von der Retorte weg.

Man gießt dasjenige, was in der Vorlage ist, wieder in die Retorte, legt die Vorlage wieder an die Retorte, und destillirt wie das erste mal. Wenn Dämpfe oder Striefen erscheinen, so hört man mit Destilliren wie das erste mal auf, gießt dasjenige, was in der Vorlage ist, wieder in die Retorte, bringt die Gefäße wieder an ihre gehörige Stellen, und zieht den Aether zum dritten male ab, welcher durch diese Rectificirung ölichter, und so zu sagen dicker wird.

Bey dem Anfange der ersten Destillirung geht ein Weingeist über, der blos nach Aether riecht, welcher bald darnach kömmt: Wird dieser Weingeist mit dem Aether wieder in die Retorte gegossen, so löst er einen Theil des daselbst befindlichen versüßten Vitriolöles auf, und der Aether wird dadurch stärker.

Fährt man mit der Destillirung fort, so geht nach dem Aether ein flüchtig schwefelichter Vitriolgeist über, hernach ein minder flüchtiger und saurer Geist, und endlich, wenn

die Materie in der Retorte trocken ist, und man mit der Arbeit nicht einhält, so werden in dem Halse der Retorte Schwefelblumen anfliegen.

Man braucht die Fugen der Gefäße nicht zu verlutiren. Man verrichtet jetzt diese Arbeit sehr vollkommen und sehr einfach. Man erhält auf solche Weise den Aether leichter, in größerer Menge, und besser.

Verlutirt man die Fugen der Gefäße, so muß man nothwendig ein Loch daselbst lassen, sonst ist zu befürchten, daß die Gefäße zerspringen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß durch diese kleine Oefnung eben so viel verfliegt, als kaum davon geht, wenn die Fugen offen, und der Berührung der äußerlichen Luft, die kälter ist, ausgesetzt sind.

Man muß sich sorgfältig hüten, daß an dem Orte, wo der Aether abgezogen wird, kein ander Feuer angemacht wird, oder daß man mit einem Lichte hinein geht. Man wird Feuerstreife sehen, welche sich bey dem Lichte entzünden, immer weiter gehen, und in einem Augenblicke an die Gefäße hinfahren, und sie so gleich, wenn sie dahin gekommen sind, zersprengen.

Es muß das Gemengsel von Weingeist und Vitriolöl die Helfte oder zwey Theile der Retorte anfüllen. Je mehr der Aether Luft hat, desto mehr verdünnet er sich.

Man muß den Aether recht genau und geschwinde in ein Glas mit eingeriebenem Stöpsel verschließen, worein man helles abgezogenes, oder wenigstens filtrirtes Wasser vorher gegossen hat. Hält das Wasser Selenites in sich, so wird der Aether als ein weißes Pulver niederfallen.

Wenn der Aether übergegangen ist, so muß man das Feuer nicht weiter verstärken, sondern nur unterhalten. Es werden aus der Retorte weiße Dämpfe aufsteigen, und als ein Oel übergehen. Man kann mit dieser Destillirung

so

so lange anhalten, bis in der Retorte nichts weiter als eine schwarze und trockne Materie übrig ist, weil bis zum Ende Oel kömmt.

Man muß, wenn man die Gefäße verlutirt hat, bey dem Aufmachen sich wohl in acht nehmen, weil ein schwefelichter Geist heraus fliegt, der jemanden ersticken kann, wenn er sich nicht vorsieht.

Man findet unten in der Feuchtigkeit ein Oel, und wenn man das Feuer wohl regiert hat, so erblickt man auch eines, welches oben schwimmt. Dieses Oel nennt man das versüßte Vitriolöl. Dasjenige, welches oben schwimmt, ist lieblicher als das andere, es scheint den völligen Geschmack aller der angenehmsten Gewürze beysammen zu haben. Das auf dem Boden sich befindende versüßte Vitriolöl hat einen etwas säuerlichen und zuweilen schwefelichten Geschmack.

Die Verfertigung des Aethers ist eine außerordentlich veränderliche Sache: Man kann nicht, in Ansehung des Weingeistes und Vitriolöles, den man dazu nimmt, sagen, wie viel man bekömmt.

Man muß wissen, daß wenn man tartarisirten Weingeist genommen hat, man mehr Aether erhält, als wenn man sich des auf die gewöhnliche Weise rectificirten Weingeistes dazu bedienet. Hat man tartarisirten Weingeist dazu genommen, so sondert sich der Aether ganz allein ab, ohne daß man nöthig hat, ihn zu waschen.

Der Aether vermischt sich nicht mit dem Alkali, so wie sich ein Theil des Weingeistes damit vermischt. Wenn man Aether hat, der sich nicht gut von dem Weingeiste absondert, so vermischt man Alkali damit, welches beweiset, daß der Aether durch eine Säure damit vereiniget ist. Der Aether selber ist ein Theil der vitriolischen Säure,

der mit einem Theile des Weingeistes verbunden ist, das ist, der Aether ist die allerreinste vitriolische Säure, welche durch das gewürzhafte Oel des Weingeistes ist flüchtig gemacht worden.

Man kann, wie ich schon gesagt habe, den Aether in einem Stücke in die Vorlage übergehen lassen, worinnen schon der Weingeist ist, der zuerst kömmt, und hernach den Aether nach Belieben von dem Weingeiste absondern, wenn man Wasser hinein gießt. Der Aether vermischt sich nicht mit dem Wasser. Inzwischen geschieht es doch zuweilen, daß man mit genauer Noth den Aether auf solche Art von dem Weingeiste absondern kann. Wirft man aber ein wenig Weinsteinalkali hinein, wie ich schon oben gedacht habe, so ist dieses ein vortrefflicher Handgrif, diese Absonderung zu erleichtern.

Ist der Aether mit der sauren Feuchtigkeit vermischt, die nachher in weißen Dämpfen übergeht, so kann man sie gleichfalls durch Waschen davon bringen. Der Aether steht oben, das Wasser in der Mitte, und das Oel unten. Diese drey verschiedene Feuchtigkeiten haben einerley Farbe, und einerley Durchsichtigkeit, und doch kann man sie unterscheiden, wenn man sie genau ansieht, und die Flasche hin und her neigt. Herr Grosse machte sich öfters das Vergnügen, dieses zu zeigen, aber nicht zu sagen, was es war. Er fand daran keine Freude, andern dasjenige zu lernen, was er in der Chimie wußte.

Man muß den Aether mit Wasser in einem Glase mit eingeriebenem Stöpsel wohl verwahren, damit er nicht verfliegt, oder damit er weniger verfliegt. Es eräuget sich bey dieser Gelegenheit eine Erscheinung, die sehr sonderbar ist, und die ich in meiner physikalischen Chimie erzehlen werde.

Es

Es läßt sich der Aether von dem Weingeiste durch die Rectification, das ist, wenn man ihn wieder übertreibt, absondern, und alsdenn geht der Aether durch die Rectification zuerst über, der vormals der andere war.

Herr Manchini, welcher der erste war, der in Frankreich den Aether machte, gab diesem Liquor eine rothe Farbe, indem er ein wenig von demjenigen, was nach geendigter Destillirung in der Retorte zurück blieb, darinnen auflöste.

Das Feuer muß man bey dieser Arbeit sehr gelinde unterhalten. Es entsteht unter währender Destillirung auf der Feuchtigkeit eine Art von Rahm der vielfärbigt wie der Regenbogen ist. Giebt man in etwas zu starkes Feuer als nöthig ist, so steigt die Feuchtigkeit, und schießt in die Vorlage über. Man hat dieses am meisten bey dem Ende der Arbeit zu befürchten. Gießt man alles wieder in die Retorte, so geht doch weiter kein Aether mehr über, und es ist die ganze Ordnung aufgehoben.

Wenn der Aether übergegangen ist, und man vermehrt das Feuer, um das Oel überzutreiben, so steigt die Materie und schießt über. Dieses Uebersteigen rührt besonders von einer schwarzen Materie her, welche bey dem Ende der Destillirung unten in der Retorte wird. Diese Materie steigt, und kömmt an die Oberfläche der Feuchtigkeit. Es ist bequemer und sicherer, wenn man sich eines Lampenfeuers bedienet, das man unter das Sandbad setzt.

Es sind in Ansehung des Aethers zwey Dinge sehr zu wünschen, das eine, diese kostbare Feuchtigkeit in Menge zu erhalten, und das andere, sie leichter zu machen, ohne daß man nöthig hat, so viele Vorsicht anzuwenden, damit die Arbeit durch das Feuer nicht misglückt, das so schwer zu regieren ist, wenn man nicht nach der Weise verfährt, die ich bey dem Anfange dieses Kapitels gegeben, und

des Frobens seine ist, die ich von Herrn Hellot gelernt habe.

Ich glaube, man thut besser, wenn man solches bekannt macht, als wenn es nur zwischen einer kleinen Anzahl Leute geheim gehalten wird. Doch habe ich hierbey nicht die Absicht gehabt, Herr Grossen zu tadeln, indem ich das obige von ihm sage. Es hat auch seine Unbequemlichkeit, wenn man alles öffentlich bekannt machen will, und Herr Grossen ist vielleicht mehr daran gelegen gewesen, diese Unbequemlichkeiten zu vermeiden, als mir.

Nimmt man weit mehr Weingeist als Vitriolöl, so muß man das Gemengsel vorher digeriren, ehe man es übertreibt, und man muß es um so viel länger digeriren lassen, je mehr man mehr Weingeist als Vitriolöl nimmt. Und so verhält es sich mit dem Gegentheile.

Man muß einen guten Weingeist dazu nehmen. Derjenige, welcher von den geistigen und brennbaren Geistern gemacht wird, die leicht verfliegen, ist nicht der beste; und um viel Aether zu haben, so muß man den Weingeist ölicht machen, den man dazu nimmt. Man darf nur, um dieses zu bewirken, ein wesentliches Oel, dergleichen das Rosmarinöl ist, in höchst gereinigtem Weingeiste auflösen. Dieser Weingeist wird eine viel größere Menge Aether geben, als der ordentliche Weingeist.

Der Handgrif, den Aether leicht abzuziehen, ohne bey dieser Arbeit die gewöhnlichen Unbequemlichkeiten zu fürchten, ist sehr leicht, und besteht darinnen, daß man den Rückstand von den vorhergehenden Destillirungen des Aethers auf den vermengten Weingeist und Vitriolgeist wieder gießt. Hierauf kann man Feuer machen, wie man will, ja es kann so gar das Gemengsel kochen, ohne daß man befürchten darf, daß es in den Hals der Retorte steigt,

wie

wie dieses geschieht, wenn man nicht diesen Handgrif beobachtet, und den rechten Grad des Feuers zu treffen versäumt. Die Brandewein- und Weingeistabzieher haben diese Weise im Gebrauch, daß sie den Rückstand von der vorhergehenden Destillirung auf die folgende gießen.

Man kann und soll durch die Destillirung den Weingeist von dem Wasser abziehen, in welchen man den Aether gewaschen hat. Und es ist eine besondere Sache, daß der Weingeist den Geruch des Aethers behält. Man kann ihn zu der Verfertigung des Rabelischen Wassers, oder der schmerzstillenden Tropfen nehmen.

Die vornehmsten Eigenschaften des Aethers sind eine außerordentliche Flüchtigkeit, eine große Entzündlichkeit, und eine Abgeneigtheit sich mit den meisten Feuchtigkeiten, so wohl sauren als alkalinischen, zu vermischen. Der Aether ist auch sehr geschickt, eine Tinctur aus den Pflanzen zu ziehen. Er zieht den Geschmack, den Geruch, die Farbe und vornehmsten Eigenschaften an.

Ich halte den Aether für eines der vollkommensten Stärkungsmittel, die man in der Arztneykunst hat. Er ist den Nerven zuträglich, und sehr geschickt, den Zasern ihre nöthige Kraft wieder zu geben, um die natürlichen Bewegungen zu machen; daher ist er herzstärkend und schmerzstillend. Man kann ihn bey aller Gelegenheit brauchen, wo man nöthig hat, eine von diesen beyden Wirkungen hervor zu bringen.

Der Gebrauch des Aethers in der Arztneykunst ist wegen seiner großen Flüchtigkeit sehr unbequem. Man muß ihn von drey bis zwölf Tropfen in Zucker oder Süßholzpulver tropfen, und so gleich ein wenig warmes Wasser, oder Thee, oder Tisane darauf gießen, und geschwinde hinterschlucken.

Ich habe gefunden, daß der Aether ein sehr gutes Mittel in Catharren ist, um den Husten zu lindern, besonders wenn er convulsivisch ist.

Das 87. Kapitel.

Der schmerzstillende mineralische Liquor des Hofmanns.

Man gießt zuerst ein halb Pfund guten tartarisirten Weinstein in eine gläserne Retorte, und hernach gießt man nach und nach ein halb Pfund Vitriolöl dazu.

Hierauf setzt man die Retorte in ein Sandbad ein, legt geschwinde eine Vorlage vor, und verklebt die Fugen. Man läßt es wenigstens zwey Tage so stehen. Das Gemengsel wird nach der Zeit eine rothe Farbe bekommen.

Man macht ein gelindes Feuer, das man man so lange unterhält, bis weiße Dämpfe erscheinen, oder bis man statt des Aethers einen schwefelichten Geruch empfindet. Alsdenn verschließt man die Zuglöcher des Ofens, nimmt die Vorlage von der Retorte weg, legt eine andere vor, gießt den Weingeist und Aether, die sich in der abgenommenen Vorlage befinden, geschwinde in ein Glas mit eingeriebenem Stöpsel.

Wenn die Fugen der Retorte und der Vorlage, die man statt der weggenommenen wieder vorgelegt hat, verlutirt sind, so macht man den Ofen wieder auf, und das Feuer wieder an, aber nicht stärker als vorher, und unterhält es so lange, bis in der Retorte nichts weiter als eine schwarze Materie noch übrig ist. Alsdenn läßt man das Feuer abgehen, und nimmt die Gefäße heraus.

Durch

Durch diese letzte Destillirung bekömmt man einen schwefelichten Geist, und ein saures Wasser, auf demselben, und unten in demselben findet sich ein Oel. Man wird sehen, daß dieses unten sich befindende Oel, um so viel mehr beträgt, je mehr man nach Proportion des Weingeistes Vitriolöl genommen hat, weil die vitriolische Säure zu seinen Bestandtheilen gehört. Und hingegen schwimmt mehr Oel auf dem Wasser, wenn man zu der Arbeit mehr Weingeist als Vitriolöl nimmt, und dieses Oel bleibt längere Zeit weiß.

Dieses Oel ist dasjenige, was man versüßtes Vitriolöl nennt; man könnte es auch mit größerem Rechte versüßtes Weinöl nennen. Es ist dieses ein Weinöl, welches von der vitriolischen Säure durchdrungen, und darinnen vereiniget ist, wodurch ein wesentliches Oel entsteht, das sich im Weingeiste auflöst. Das versüßte Vitriolöl, welches im Wasser zu Boden fällt, ist zuweilen grün oder roth, aber die meisten male weiß.

Man kann dieses Oel im Wasser waschen, um es von dem Weingeist und schwefelichten Geiste abzusondern. Das Oel auf dem Boden läßt sich wie Eyerweiß regieren, und hat gemeiniglich einen schwefelichten Geruch, und einen sauren Geschmack.

Will man den schmerzstillenden Liquor des Hofmanns machen, so nimmt man ein Quentgen versüßtes Vitriolöl, und löst es in zwo Unzen von demjenigen auf, was in die erste Vorlage übergegangen ist, und den Weingeist und Aether zusammen gemischt, in sich hält. Hat man davon nicht genug, um nach diesem Verhältnisse alles versüßte Vitriolöl aufzulösen, um schmerzstillenden Liquor des Hofmanns daraus zu machen, so nimmt man guten Weingeist, den man über die schwarze Materie abziehen kann, welche nach

der gänzlichen Destillirung des Aethers, oder nach der Destillirung des versüßten Vitriolgeistes in der Retorte zurück bleibt. Man bekömmt dadurch einen Weingeist, der wie Aether riecht. Man muß die Vorlage verändern, ehe alles übergegangen ist, weil auf die letzt ein Geist kömmt, der einen üblen Schwefelgeruch hat. Man hebt ihn auf, um ihn bey dergleichen Gelegenheit wieder abzuziehen.

Hofmann, Obseruationes chymicae, Obseru. XIII. Lib. II. nimmt ein Pfund recht starkes Vitriolöl, das er nach und nach in sechs Pfund hochrectificirten Weingeist gießt. Er destillirt dieses im Sandbade in einem hohen Kolben. Es geht anfänglich ein Geist, der einen starken Geruch hat, ein anderer, der, wie er spricht, noch stärker ist. Unten in dem Kolben entsteht eine dicke Materie, welche schwärzlicht sieht. Man muß so gleich die Vorlage verändern, und das Feuer vermindern, um einen schwefelichten Theil abzuziehen, welcher mit dem Oele übergeht, welches das versüßte Vitriolöl ist. Man bekömmt ohngefehr auf jedes Pfund Weingeist ein Quentgen. Er setzt hinzu, daß dieses im Weingeist aufgelöste Oel einen Liquor giebt, der alle Schmerzen lindert und stillet. Von dem Verhältniß zwischen dem versüßten Vitriolöl und Weingeiste giebt Hofmann nicht die geringste Nachricht.

Einige nehmen zur Verfertigung des schmerzstillenden mineralischen Liquors des Hofmanns nur einen Theil versüßtes Vitriolöl, und $\frac{24}{16}$ Weingeist und Aether zusammen, welche bey dem Anfange der Destillirung übergegangen sind. Das ist, sie mischen zwo Unzen von diesem Liquor, und blos zwölf Tropfen versüßtes Vitriolöl zusammen.

Andere nehmen zur Verfertigung des schmerzstillenden Liquor des Hofmanns, zwölf Theile Aether, zwölf Theile Weingeist,

Weingeist, der davon ist abgesondert worden, und einen Theil versüßtes Vitriolöl.

Ich erzehle diese verschiedene Arten den schmerzstillenden Liquor des Hofmanns zu machen, nicht, um sie zu tadeln. Ich habe gar nicht die Absicht, sie bey diesem Verfahren irre zu machen. Ich will ihnen vielmehr dadurch ein Vergnügen erwecken, indem ich meine Weise öffentlich bekannt mache, die von ihrer abgeht.

Mit eben der Gesinnung berichte ich, daß, wenn man einen schmerzstillenden Liquor hat, der schwefelicht riecht, so muß man ihn nicht, um diesen Geruch zu benehmen, etwas Weinsteinsalz hinein werfen, und wieder abziehen, weil das alkalische Salz den schmerzstillenden Liquor zerstören wird, indem es das versüßte Vitriolöl vernichtet, das eine vitriolische Säure in sich hält, mit welchem das alkalische Salz einen vitriolisirten Weinstein machen wird. Man muß wissen, daß wenn der schmerzstillende mineralische Liquor diesen üblen Schwefelgeruch hat, so rührt er von dem versüßten Vitriolöl her. Man wird finden, wenn man Acht darauf hat, daß dieses Oel einen dergleichen Geruch gerne bey sich führt. Will man ihn diesen benehmen, so ist hinlänglich, daß man ihn eine Zeit lang in einer offenen Flasche stehen läßt, ehe man ihn gebraucht. Es verfliegt der schwefelichte Geist, der ihm diesen bösen Geruch giebt. Siehe das 77. Kapitel von dem Schwefelgeiste 287. Seite, und das 84. von dem Vitriolgeiste 312. Seite nach.

Wenn das versüßte Vitriolöl fertig ist, so muß man es verthun, weil es sich nicht hält. Es geht aus einander, wird schwarz, und kann nicht wieder hergestellt werden, ja es nimmt auch einen starken Schwefelgeruch an.

Der

Der schmerzstillende mineralische Liquor des Hofmanns hat bey nahe die Eigenschaften des Aethers, und wird bey nahe auf eben die Art, und in eben der Menge genommen. Er ist aber nicht so flüchtig als der Aether. Man kann davon in einer Brühe oder in einer Tisane von zwey bis zwölf Tropfen nehmen. Er ist ein sehr kräftiges Stärkungsmittel; er vermehrt die Lebenskräfte, und stillt die Schmerzen, daher hat er den Namen schmerzstillend bekommen.

Man muß dieses Mittel nicht die schmerzstillenden Tropfen des Hofmanns nennen, weil dieses nicht sein Name ist, und weil man es mit den schmerzstillenden Tropfen des Sydenhams verwechseln könnte, darunter Opium ist.

Das 88. Kapitel.

Von dem stillenden Salze des Hombergs.

Man nimmt drey Pfund Colcothar, läßt es in drey Pinten Wasser so lange kochen, bis das Wasser recht grün geworden ist; alsdenn filtrirt man es durch Löschpapier, und gießt sie auf zwo Unzen Borax, die in einer Pinte warmen Wasser aufgelöst sind. Wenn man diese Auflösungen zusammen gemischt hat, so haben sie eine gelbrothe Farbe, und es fällt auf dem Boden des Gefäßes eine Art von Oker nieder. Filtrirt diesen Liquor, hernach raucht ihn so lange ab, bis nur noch eine dicke, aber sehr weiche Materie übrig ist. Gießt sie in einen Kolben, setzt einen Helm auf, und legt eine Vorlage vor. Verlutirt die Fugen dieser Gefäße, und destillirt im Sandbade, erst mit gelindem, hernach mit sehr starkem Feuer. In den Recipienten wird Wasser übergehen, und in dem Helme und oben im Kolben werden Blumen anfliegen.

Macht

Macht die Gefäße von einander, kehrt die Blumen zusammen, und gießt das säuerliche Wasser aus der Vorlage auf den Rückstand in dem Kolben. Wenn die Gefäße wieder zusammen gesetzt, und die Fugen verlutirt sind, so destillirt wieder, wie das erste mal. Man kann dieses zwölf mal, und noch öfter wiederholen. Das stillende Salz der letztern Sublimirungen ist eben so gut, als das von den erstern.

Der Colcothar ist derjenige Theil des Vitriols, welcher in der Retorte zurück bleibt, wenn man Vitriolgeist übergetrieben hat. Hat man keinen Vitriol destillirt, so macht man den Colcothar so, daß man grünen Vitriol so lange kalcinirt, bis er braunroth wird.

Man muß das Feuer bey dieser Arbeit wohl regieren, sonst ist sie umsonst, das ist, man bekömmt keine Blumen. In die Vorlage geht nichts als Wasser über. Allein dieses verhindert nicht, daß man die Arbeit nicht wiederholen könnte, man darf nur das Wasser aus der Vorlage wieder in den Kolben gießen.

Es ist wohlgethan bey dieser Operation, wenn man den Kolben etwas auf die Seite neigt, wo der Schnabel des Helmes ist, weil man auf solche Art mehr Blumen bekömmt, da das Wasser geschwinde heraus lauft. Man muß zur Verfertigung des stillenden Salzes keine großen Gefäße nehmen; denn wenn der Kolben groß ist, so hängen sich an die Seiten desselben die Blumen an, und zerfließen daselbst, so daß man weniger davon bekömmt.

Man kann das stillende Salz auch auf andere Art machen, z. E. man gießt eine Unze Vitriolöl auf zwey Unzen gepülverten Borax, der in zwey Pinten warmen Wasser aufgekocht worden. Man treibt das Wasser über, und schüttet es so lange weg, als es unschmackhaft geht.

Wenn

Wenn es säuerlich kömmt, so läßt man es in der Vorlage, und verfährt im übrigen, wie ich schon gesagt habe.

Hierbey ist anzumerken, daß wenn man zur Bereitung des stillenden Salzes zu viel Säure nimmt, so ist das Salz wie Mehl, und ist zu viel Wasser dabey, so ist es wie Nadeln gestaltet.

Einige bereiten das stillende Salz durch Anschießen, und nicht durch Sublimiren. Sie lösen den Borax in einer sehr großen Menge Wasser auf, gießen Vitriolöl dazu, filtriren den Liquor, und lassen ihn so weit abrauchen, damit das Salz anschießen kann. Sie erhalten dadurch Crystallen von einem stillenden Salze, das sie in vielem kalten Wasser abwaschen. Diese Crystallen haben bey nahe eben die Gestalt als wie die Blumen. Allein es ist dieses crystallisirte Salz leichter, feiner, aber nicht so weiß als das sublimirte. Das durch die Crystallisirung gemachte stillende Salz ist auch säurer als das sublimirte. Es rührt vermuthlich daher, daß die Kranken mit einer schwachen Brust davon husten, wie die Erfahrung lehret, und welches das sublimirte stillende Salz nicht thut. Das crystallisirte stillende Salz hat auch noch die Unbequemlichkeit an sich, daß es Glauberisches Salz in sich hält, welches sich zu allen den Fällen nicht schickt, wo man das stillende Salz gebraucht. Um das Glauberische Salz von dem stillenden Salze abzusondern, wenn es angeschossen ist, so muß man es in einer Retorte ins Feuer bringen. Das stillende Salz wird auffliegen, und das Glauberische Salz unten liegen bleiben.

Es löst sich das stillende Salz, so wohl das angeschossene als das aufgeflogene in warmen Wasser auf, und wenn das Wasser kalt geworden ist, so schießt es wieder in Flocken glänzender Blätter an, dergleichen ich in gewissen

seifen-

seifenartigen Mineralwassern entstehen gesehen, wenn ich sie analysirt, und besonders in den Wassern zu Plombieres, in welchen ich die Bestandtheile des Borax angetroffen habe. Man sehe hierüber die Abhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften auf das Jahr 1746 nach. Eine weiße zu verglasende Erde, die mit ein wenig Erdpech und Soda verbunden ist, macht den Borax aus. Herr Baron, ein Mitglied der Akademie, und regierender Doctor der medicinischen Facultät zu Paris, hat sehr merkwürdige Untersuchungen über die Natur des stillenden Salzes angestellt. Ich werde davon in der Abhandlung meiner phykalischen Chimie reden.

Man giebt das stillende Salz in Blumen von drey bis achtzehn Granen. Man giebt es in einem warmen Getränke, um die Wallungen in den Säften zu stillen. Es stillt auch die unordentlichen Bewegungen der Nerven. Man giebt es in Zuckungen, in der Unsinnigkeit. Es ist besonders in Mutterbeschwerungen und der Tiefsinnigkeit anzurathen. Fühlt der Kranke eine gewisse Unordnung in seinem Körper, und daß es ihm im Kopfe liegt, so ist zuweilen ein einziger Gran stillendes Salz, das man auf die Zunge thut, im Stande, ein wenig seinen Zustand zu ändern, und ihn auf eine kurze Zeit Linderung zu verschaffen. Das stillende Salz veranlasset zuweilen Schlaf. Allein diese Eigenschaft hindert nicht die Wirkung der zu gleicher Zeit genommenen Laxirmittel. Es hat nicht die Unbequemlichkeit der meisten schmerzstillenden Dinge, daß es die Verrichtungen des Körpers eine Zeit lang hemmt.

Herr Homberg, der Erfinder dieses Mittels, und der Arzt des verstorbenen Herzogs von Orleans, hat bemerkt, daß man bey dem Gebrauche des stillenden Salzes keine

gährenden

gährenden Laxirmittel geben müsse, dergleichen die Syrupe, die Cassie, die Manna und dergleichen sind.

Das 89. Kapitel.

Von dem Alaun.

Die Alaun hat mit dem Vitriol eine Verwandschaft. Es giebt verschiedene Arten von Alaun. Diejenigen, welche man in der Arztneykunst gebraucht, sind der Römische oder Steinalaun. Der Steinalaun hält etwas Eisen in sich. Man bedienet sich am gewöhnlichsten des römischen Alauns.

Der Alaun macht die Feuchtigkeiten helle. Ein wenig Alaun, das man in das Eau divine wirft, macht es so helle, daß man es nicht zu filtriren braucht. Es macht auch die Dinte helle, und man gebraucht es eben dieser Eigenschaften wegen in den Zuckerfabriken. Es wird auch zu dem Einwässern des Stockfisches genommen. Alaun erhält die Farben; daher thun ihn die Zergliederer und Naturkundiger in den ungefärbten Brandewein, worinnen sie Thiere aufbehalten.

Einige bilden sich ein, daß der Alaun die geheime Eigenschaft habe, die Gichtschmerzen zu lindern, wenn man ihn anhängt. Einige Personen, die zu Gichtflüssen geneigt sind, glauben, sich dafür zu bewahren, wenn sie ein Stück Alaun in ihrer Tasche oder Beinkleiderficke tragen.

Man bereitet ein zusammenziehendes Wasser, das man Alaunwasser nennt, indem man Alaun in abgezogenen Rosen, Wegebreit und Tormentillwasser, von dem einen so viel als von dem andern, zergehen läßt. Man thut ein Quentgen Alaun in jedes Pfund von diesen vermischten Wassern. Man kann in dringenden und heftigen Fällen

mehr

mehr Alaun zusetzen. Der Gebrauch dieses Alaunwassers ist in Blutstürzungen dienlich. Man legt es äußerlich mit Tüchern oder Charpie auf.

Man bereitet auch einen zusammenziehenden Wein, den man aufschlägt, mit einem Quentgen Alaun, das man in eine Pinte rothen Wein, mit Sumach, rothen Rosen, Granatenrinde und Blüthe, von jedem zwey Quentgen thut. Man verstopft das Gefäße wohl, und läßt alles drey bis vier Tage an einem warmen Orte stehen. Hernach drückt man alle Feuchtigkeit stark aus, und gießt drey Unzen Wundwasser darunter.

Der Alaun kömmt unter das blutstillende Wasser, und die Salbe der Gräfin, unter den mediciniſchen Stein, und unter den Augenstein.

Der Alaun ist ein gutes Mittel bey gewissen Augenentzündungen. Man schlägt ihn mit einem frischen Eyerweiß in Rosenwasser. Hernach taucht man gehechelten Hanf hinein, und legt ihn auf die entzündeten Augen.

Ich habe den Alaun mit gutem Erfolg in Gurgelwassern bey Entzündungen des Zapfens gebraucht. Wenn der Zapfen geschossen ist, so kann man ihn wieder in die Höhe bringen, wenn man in einem Löffel gepülverten Alaun mit eben so viel gepülverten Pfeffer daran hält.

Man bereitet den Alaun zum innerlichen Gebrauch zu. Ich habe bey dem Gebrauche, den ich davon gemacht habe, nicht gewahr werden können, daß die Zubereitung den Alaun besser machte. Man kann ihn anwenden, wie er ist, besonders wenn man keinen zubereiteten gleich bey der Hand hat, und ihn höchst nöthig braucht.

Man giebt den ordentlichen Steinalaun in eben der Menge, und auf eben die Art, wie den gereinigten oder zubereiteten Alaun.

Das 90. Kapitel.

Zubereiteter oder gereinigter Alaun.

Man reiniget den Alaun, wie die meisten andern Salze, durch Auflösen, Filtriren und Anschießen. Man nimmt römischen Alaun, man zerstößt ihn, man läßt ihn in siedendem Wasser zergehen, man filtrirt die Auflösung, man läßt einen Theil davon abrauchen, und setzt ihn an einen frischen Ort, wo der Alaun in Crystallen anschießt, den man aus dem Wasser heraus nimmt, und trocken werden läßt. Das ist der gereinigte Alaun.

Wenn Mynsicht den Alaun reinigen wollte, so ließ er zwo Unzen davon in Cardebenedictenwasser zergehen. Er that eine Unze gepülvertes und durchgesiebtes Drachenblut dazu; er ließ alles so lange kochen, bis der Alaun aufgelöst war; er filtrirte diese Auflösung, und ließ sie anschießen. Er bekam durch diesen Handgrif einen rothen Alaun, den man den gefärbten Alaun des Mynsichts nennt.

Herr Helvetius, welcher in Frankreich den Gebrauch des Alauns in großer Menge auf ein mal zu nehmen eingeführet hat, und welches in Deutschland noch gebräuchlich ist, verrichtete dasjenige durch das Feuer, was Mynsicht durch das Wasser vollführte. Herr Helvetius ließ den Alaun in einem eisernen Löffel über dem Feuer mit gepülverten Drachenblute schmelzen, er rührte sie wohl unter einander, und wenn er die weiche Masse von dem Feuer weggenommen hatte, so machte er Pillen von der Größe einer Erbse daraus. Es müssen diese Pillen gleich von vielen Leuten auf ein mal gemacht werden, weil die Masse hart wird, wenn sie erkaltet.

Herr

Herr Helvetius that nur eine halbe Unze Drachenblut zu zwo Unzen Alaun, an statt daß Mynsicht eine ganze Unze dazu nahm, und doch ist in den Alaunpillen des Helvetius mehr Drachenblut, als in dem gefärbten Alaun des Mynsichts, weil viel davon in dem Filtrum bleibt, wie es Mynsicht macht.

Der Alaun ist zusammenziehend, ein Fiebermittel, und urintreibend. In so ferne der Alaun zusammenziehend ist, so stillt er das Bluten, so wohl das äußerliche als das innerliche. Daher kann man ihn zum allerösterstenbey den Ausflüssen des Blutes gebrauchen, das durch eine einfache Oefnung eines Gefäßes in dem Magen oder in den Eingeweiden verursacht wird, in Nasenbluten, in Blutspeyen, in Blutbrechen, in Blutharnen, in allzu häufiger güldenen Ader, in Blutstürzungen aus der Mutter, und in Bluten der Wunden.

Die Vorsicht, welche man bey dem nützlichen Gebrauche des Alauns beobachten muß, besteht darinnen, daß die Blutgefäße hinlänglich durch Bluten oder durch Aderlassen ausgeleert sind, auch darf man es bey einem beträchtlichen Fieber nicht nehmen. Man kann es auch nicht in demjenigen Bluten nehmen, wobey ein schleichendes Fieber ist, und das eine Wirkung des aufgelösten Blutes ist, wie auch in der rothen Ruhr.

In den andern Arten des Blutens ist der Gebrauch des Alauns sehr nützlich, und man muß sich nicht fürchten, ihn in großer Menge zu geben. Er verursacht nichts weiter, als einen leicht überhin gehenden Ekel. Es erfolgt kein übler Zufall auf den Gebrauch des Alauns, als nur, wenn man die jetzt gedachten Vorsichten aus den Augen setzt.

Man soll den Alaun von sechs Granen bis zu einem halben Quentgen nehmen. Herr Helvetius gab seine

Alaunpillen bis zu einem Quentgen. Und es kann dieses in äußersten Fällen statt finden, in extremis extrema. Man muß bemerken, daß der gereinigte Alaun, oder der gefärbte Alaun des Mynsichts in größerer Menge kann gegeben werden, als die Alaunpillen des Herrn Helvetius, weil in den Pillen des Helvetius der Alaun das Wasser verlohren hat, welches bey dem Anschießen dabey bleibt, und einen Theil seines Gewichtes ausmacht, ohne die Eigenschaft des Alauns zu vermehren.

Man giebt aller vier oder auch aller drey Stunden eine Gabe Alaun, ja so gar in dringenden Fällen, und bey Personen, die ihn nur in kleinen Gaben vertragen können, aller zwey Stunden, und so fährt man Tag und Nacht so lange fort, bis sich das Blut stillt. Ich habe vielmals bemerket, daß sich das Bluten die allermeisten male stillt, wenn man in anderthalben oder zween Tagen fünf bis sechs Quentgen Alaun genommen hat. Wenn das Bluten anfängt nachzulassen, so vermindert man nach und nach von Tag zu Tag den Gebrauch des Alauns.

Man läßt den gereinigten Alaun in Pillen nehmen. Um diese Pillen zu machen, so stößt man den Alaun zu Pulver, und rührt ihn unter weißen Honig. Ich ziehe dazu den Rosenhonig vor. Hat man keinen gereinigten Alaun, so muß man den ordentlichen Alaun nehmen, wie er ist; er ist eben so gut als der andere, und man hat nicht nöthig, andere zusammenziehende Mittel mit dem Alaun zu vermischen, dergleichen Drachenblut, Corallen und andere von der Art sind. Ich habe gefunden, daß gewachsener Zinnober besser als alle andere Dinge damit zu vermischen ist. Es stillt der Zinnober den Ekel, den der Alaun verursacht, und befördert auch seine Wirkung. Die Chineser gebrauchen gleichfalls den gewachsenen Zinnober bey dergleichen

Gelegen-

Gelegenheiten häufig; allein ich habe dieses nicht eher erfahren, als bis ich selbst gefunden hatte, daß der Zinnober mit dem Alaune verbunden, in Bluten sehr zuträglich ist. Was mir hier eigentlich angeht, thut nichts zur Sache; allein man muß nicht für Unrecht halten, daß die Schriftsteller einen großen Trieb besitzen, zu der Vollkommenheit einer Wissenschaft etwas beyzutragen, die das Leben der Menschen erhalten will, wie die Arztneykunst thut.

Man kann den Alaun in Getränke aufgelöst nehmen lassen. Man läßt ein halbes Quentgen Alaun in anderthalb Pfund abgezogenem Wegebreit- und Lactrucenwasser zergehen, und zerreibt eine halbe Unze von dem kühlenden Samen darinnen, preßt sie durch, und vermischt eine Unze Seeblumensyrup damit. Man nimmt eine Tasse von dieser Emulsion, eine Stunde vor, und eine Stunde nach jeder Brühe; und man bereitet die Brühe aus Kalbsfüßen, einer halben Henne, einem Löffel voll Reis, und einer Hand voll Portulack. Die Tisane wird aus Schwarzwurzel gemacht; und man tropft in jede Pinte von dieser Tisane ein Quentgen Rabelisches Wasser. Es werden wenige Arten des Blutens diesem zur rechten Zeit gegebenen Mitteln widerstehen.

Findet man für nöthig dem Kranken Schlaf zu erwecken, da diese Mittel, und das Verhalten solchen nicht genug befördern, so muß man vier bis fünf Grane Bilsenkrautsamen unter eine Chopine Mandelmilch thun, besonders bey Blutspeyen. Die Arztneymittel aus Opium oder Mohn schicken sich nicht so gut hieher, weil sie erhitzen. Inzwischen kann man doch, um das Blutbrechen zu stillen, einen Gran Opium mit einem Quentgen gepülverten Alaun vermischen, und ihn unter Quittensaft rühren, um drey Bissen daraus zu machen, davon man aller zwo bis drey Stunden einen nehmen läßt.

Man hält den Alaun für ein Fiebermittel, und in diesem Falle versetzt man ihn mit Muscatennuß. Man nimmt eine Stunde vor dem Fieberfroste einen Scrupel gepülverten Alaun, und einen Scrupel geriebene Muscate unter einander gerieben. Die Deutschen lassen in viertägigen Fiebern den Alaun in Brandewein nehmen.

Man bereitet den Alaun in Fiebern zu gebrauchen so zu, daß man ihn in einem irdenen Topfe brennt. Alsdenn gießt man Essig darauf, weil er noch glühend ist. Der Alaun löst sich auf. Man filtrirt diese Auflösung. Man setzt sie an einen kühlen Ort hin, damit sie anschießt. Es entstehen Crystallen, die man zu einem Scrupel giebt.

Das 91. Kapitel.

Gebrannter Alaun.

Wenn man Alaun brennen will, so hält man ihn in einem eisernen Löffel über das Feuer, oder setzt ihn in einem unverglasurten Gefäße dahin. Er schmelzt daselbst und steigt. Man rührt ihn um, und läßt ihn so lange über dem Feuer, bis er aufhört zu kochen. Hernach läßt man ihn kalt werden. Er wird hart; darauf reibt man ihn, und hat gebrannten Alaun.

Wenn man Alaun abzieht, so wird der Rückstand in der Retorte gleichfalls gebrannter Alaun seyn.

Der gebrannte Alaun hat bey nahe eben die Eigenschaften als der rohe Alaun. Er ist zusammenziehend, und trocknet äußerlich mehr als der rohe Alaun.

Man heilt wegen seiner austrocknenden und zusammenziehenden Kraft mit gebranntem Alaun vollends die Wunden und Geschwüre zu, wenn das Fleisch allzu weich ist, und einer Zusammenziehung nöthig hat, und die Nässe

der

der Wunde verhindert, daß sich die Narbe nicht schließen kann. Man bedient sich desselben gemeiniglich, um die Heilung dieser Art Wunden damit zu vollenden.

Wenn der gebrannte Alaun durch das Feuer seines wässerichten Theiles beraubt ist, so zieht er ihn gerne wieder an sich, und ist so zu sagen, wie der Kalk darnach begierig. Wenn man daher den gebrannten Alaun in ein Geschwüre legt, so zieht er die Feuchtigkeit begierig in sich, wodurch die ätzende Kraft vermehrt wird, weil er die Feuchtigkeit aus einem Theile nicht ohne eine Gewalt heraus ziehen kann, welches eine Art von Auflösung ist.

Der gebrannte Alaun ist nicht ätzend, wenn man ihn innerlich nimmt, und darauf trinkt, oder wenn man ihn in einer Feuchtigkeit aufgelöst hintertrinkt, weil man ihm alsdenn dasjenige wieder giebt, was ihm durch das Feuer war genommen worden, und ihn von dem ordentlichen Alaun unterscheidet, der nicht gebrannt ist. Allein es ist eine unnöthige Sache, gebrannten Alaun einnehmen lassen. Er könnte so gar schädlich seyn, wenn man ihn gebrannt nähme, und nicht gleich darauf tränke.

Das 92. Kapitel.

Von dem Salpeter.

Der Salpeter ist ein Mittelsalz, das sich durch diese drey Eigenschaften unterscheidet. 1. Schießt er in sechseckigte Crystallen an. 2. Hinterläßt dieses Salz, wenn man es in den Mund nimmt, eine Kühlung auf der Zunge, und 3. wenn man es verbrennt, indem man es auf glühende Kohlen wirft, so blitzt es, indem es schmelzt. Der Salpeter schmelzt sehr leicht im Feuer, und zergeht geschwinde im Wasser.

Man liest in den Sprüchwörtern Salomonis, 25. Kap. 20. Vers. Wer sich in Gegenwart eines Betrübten lustig macht, der gießt Essig auf Salpeter. Diese Stelle beweiset, daß der Salpeter dieser Zeit mit dem Essig aufbrauste, und daß folglich dieses mit dem heutigen Salpeter nicht einerley war, der nicht im geringsten mit dem Essig aufbrauset. Man hat nicht die geringste Ursache zu zweifeln, daß der Salpeter der Alten das heutige Natron war. Ich habe davon noch andere Beweise in den Abhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften im Jahr 1746 bey Gelegenheit der Untersuchung derer Wasser zu Plombieres beygebracht.

Man macht den Salpeter gemeiniglich aus der Erde, die von dem Miste der Thiere durchdrungen ist; man findet ihn an den Gewölben der Keller, worauf Pferdeställe sind. Man sieht in alten Ställen, die trocken sind, und wo keine Sonnenstrahlen hinein kommen, die Mauren von diesem Salze zerfressen und besetzt. Dieses ist der erste Salpeter gewesen, den man hat kennen lernen, daher hat er den Namen Salpeter bekommen, welches so viel heißt, als Steinsalz, Sal Petrae. In warmen Ländern kehrt man ihn mit einem Strohwisch von den Mauren herunter, indem man leichte darüber hinfährt, und man nennt ihn deswegen abgekehrten Salpeter.

In den Salpetersiedereyen macht man gemeiniglich drey Laugen und drey Sode. Man nennt den Salpeter von dem ersten, rohen Salpeter, den von dem andern, den zweyten Salpeter, und den von dem dritten, rafinirter Salpeter. Wenn man mit dem Salpeter recht bekannt ist, so kennt man ihn gleich durch das Anfühlen. Der Salpeter von dem dritten Sode in Pulver, ist zwischen den Fingern viel fester, viel vollkommener.

Es

Es befindet sich bey dem Salpeter gemeiniglich Kochsalz; je mehr man ihn bearbeitet, desto mehr sondert man davon ab, so daß der gereinigte Salpeter weniger Kochsalz in sich hält, als die Salpeter von den beyden andern Soden.

Will man den Salpeter noch mehr reinigen, so läßt man ihn im Wasser zergehen. Hernach filtrirt man diese Auflösung, und läßt einen Theil davon abrauchen und anschießen. Man nimmt die Crystallen, welche lang sind, heraus, und läßt sie trocken werden, und dieses ist der gereinigte Salpeter.

Einige nehmen zur Reinigung des Salpeters statt des gemeinen Wassers Kalkwasser. Die Chineser reinigen ihn, indem sie ihn in Wasser kochen, worinnen einige große weiße Rüben sind aufgekocht worden; und nachdem sie die Auflösung filtrirt haben, so lassen sie die Crystallen anschießen. Sie wollen, man soll den Salpeter schwangern Weibern den vierten, fünften und achten Monat ihrer Schwangerschaft nicht geben.

Der Salpeter ist von allen Salzen dasjenige, bey welchen man überhaupt viele Eigenschaften erkennt. Er ist kühlend und beruhigend. Er eröfnet, besonders die Uringänge, und hat für allen andern harntreibenden Dingen den Vorzug, daß er die Nieren nicht erhitzt. Man kann ihn mit andern harntreibenden Dingen nehmen. Man vermischt sechs Gran gereinigten Salpeter mit sechs Gran Eisensafran, der mit Schwefel ist bereitet worden, setzt drey Gran gepülverte Kellereſel dazu, und macht mit dem Syrup der fünf eröfnenden Wurzeln einen Bissen daraus. Man nimmt diese Arztney nach den Umständen der Krankheit, und nach der Leibesbeschaffenheit des Kranken des Tages etliche mal.

Der Salpeter hat einen großen Nutzen in Entzündungen. Deswegen läßt man ein halb Quentgen in jeder Pinte Tisane, die von Graswurzel oder Gerste gemacht worden, oder in einem Decocte von Lattich und Borragen zergehen. Herr Hales erzehlt in der Statik der Thiere, 21. Erfahrung, er habe eine Unze Salpeter in zwo Unzen Wasser zergehen lassen, um zu sehen, ob dieser Liquor die Gefäße besser auswüsche, in die er einspritzen wollte, und bemerkte, daß die mit diesem Wasser gewaschenen Theile roth geworden, und was besonders anmerkenswürdig ist, daß dieses salpeterichte Wasser keine Zuckungen in den Muskeln erreget, da doch das bloße reine Wasser allemal dergleichen erregt, wenn es in die Pulsadern gelangt.

Der Salpeter trocknet, verhärtet, und röthet das Fleisch, wenn man es in Salpeterwasser einwässert, das ist, in aufgelösten Salpeter, oder in Mutterlauge, und hängt man dieses Stück Fleisch hernach in die Luft, es wird trocknen, ohne zu verderben. Wenn man Fleisch einsalzt, und es soll eine rothe Farbe bekommen, derber werden, und sich länger halten, so muß man unter hundert Pfund Kochsalz nur ein Viertelpfund Salpeter von dem dritten Sode, oder fünf Unzen von dem andern Sode, oder sechs Unzen von rohem Salpeter mengen.

Der Salpeter stillt die Aufwallung oder Aufschwellung der Säfte, und kömmt also der Auflösung des Blutes zuvor, die eine Folge dieser Bewegung der Theile ist, woraus die Säfte bestehen. Man versetzt ihn deswegen zuweilen mit zubereiteten Eyerschalen, wenn er in Fiebern soll genommen werden, oder mit Kreide von Briancon, oder philosophisch zubereiteten Hirschhorn, wenn man bey den Kranken eine scharfe Säure vermuthet. Man läßt gereinigten Salpeter, Kreide von Briancon, kalcinirte

Eyerschalen,

Eyerschalen, und philosophisch zubereitetes Hirschhorn, von jedem fünf Gran gebrauchen, und mischt alles als ein Pulver zusammen, um auf einmal in einem oder zween Löffel voll Wasser zu nehmen. Man verordnet, nachdem es nöthig ist, dieses Pulver des Tages etliche male.

Man muß den Salpeter bey dem Anfange des Trippers gebrauchen, wenn die Schmerzen zu lindern und zu kühlen sind. Sind aber diese Zufälle vorbey, und man muß den Ausfluß der Materie befördern, so ist der Salpeter nicht mehr das beste Salz, das man geben kann. Das pflanzhafte Salz ist alsdenn weit besser, weil man davor hält, daß der Salpeter die thierischen Feuchtigkeiten verdickte, welches den Ausfluß der Materie vermindern, und dadurch eine Vermischung derselben mit dem Blute und der Lymphe verursachen, und auf solche Art etwas zu der Venusseuche beytragen könne.

Der Salpeter ist beruhigend. Er läßt sich mit Nutzen in dergleichen Gelegenheiten nehmen, wo man ihn mit vitriolisirten Weinstein und Zinnober versetzen kann; man bekömmt auf solche Art ein temperirendes Pulver. Man mischt neun Gran vitriolisirten Weinstein, neun Gran Salpeter, und zween Gran gewachsenen Zinnober zusammen, um auf ein mal zu nehmen. Zuweilen muß man, um zu temperiren, dem Salpeter absorbirende Dinge beysetzen, z. E. acht Gran zubereitete Corallen zu sechs Gran gereinigten Salpeter, und zu vier Gran gewachsenen Zinnober mischen, um auf ein mal zu nehmen. Man kann ein solches Pulver des Tages öfters nehmen. Giebt man den Salpeter auf solche Art, so stillt er den Durchfall, das Bluten, und das Brechen, wenn sie von einer zu großen Hitze herrühren.

Ich

Ich habe gefunden, daß der Salpeter, wenn er mit Blutstein gegeben wird, in den Blutstürzungen des Frauenzimmers nützliche Dienste thut, wenn zu gleicher Zeit der Leib geschwollen, oder der Urin verstopft ist. Ich gebe in diesem Falle acht Gran gereinigten Salpeter, und vier Gran Blutstein. Man nimmt davon aller vier Stunden einmal ein.

Die Vorsichten, welche man bey dem Gebrauche des Salpeters zu beobachten hat, bestehen darinnen, daß man ihn niemals als ein Purgirmittel giebt, weil er nicht bekömmt, wenn man viel auf einmal nimmt. Es sind mir Kranke bekannt, denen man zu viel hat nehmen lassen, und sie haben in den Eingeweiden Reizungen empfunden, daß sie immer auf den Stuhl gehen müssen, ohne daß etwas gegangen ist.

Man muß auch wissen, daß der Salpeter, wenn auch wenig auf ein mal genommen wird, die Brust bey gewissen Personen beschwert. Es ist dieses überhaupt unter allen Salzen dasjenige, welches der Brust am meisten zuwider ist, wenn man es nur in so großer Menge giebt, als die andern Salze. Allein die meisten male thut er keinen Schaden, wenn man wenig auf einmal nimmt. In Deutschland bedient man sich gemeiniglich des Salpeters, das Blutspeyen damit zu stillen. Stahl spricht, Obseruat. Chim. medic. curios. p. 464. daß er mit dem Salpeter das Blutspeyen, welches von einer Aufwallung des Blutes hergerührt, sicher und allemal vertrieben habe.

Der mit ein wenig Schwefel geschmolzene Salpeter, das ist, der mineralische Crystall ist der Brust nicht so zuwider, als der blose Salpeter. Inzwischen ist der Unterschied merklich. Er verhält sich nach der Menge des Schwefels, den man dazu genommen hat.

Das 93. Kapitel.

Der mineralische Crystall.

Wenn man den mineralischen Crystall machen will, so nimmt man eine Unze gereinigten Salpeter, oder doch wenigstens Salpeter von dem dritten Sode. Man thut ihn in einen Schmelztiegel zwischen glühende Kohlen. Wenn er geschmolzen ist, so wird sich ein Schaum zeigen, den man sorgfältig abnehmen muß. Hernach schüttet man zwey Quentgen Schwefelblumen oder gelben gepülverten Schwefel dazu, und solchen nicht auf einmal, sondern nach und nach. Wenn die Materie nicht mehr kocht, sondern nur fließt, so gießt sie in eine kupferne Schüssel, die platt und recht reine ist, und vorher etwas gewärmet worden. Beweget die Schüssel so gleich in den Händen herum, damit das Salz, indem es kalt wird, überall herum fließt. Wenn es kalt geworden ist, so zerbrecht es in Stückgen, und es ist dieses der mineralische Crystall oder das Prunellensalz.

Bey dieser Arbeit muß man anfänglich ein starkes Feuer machen, und solches vermindern, wenn der Salpeter geschmolzen ist, und der Schaum darauf steht. Der Schwefel, welchen man darauf wirft, wenn er abgeschäumt ist, macht ihn vollends reine, und man erhält dadurch einen sehr weißen mineralischen Crystall. Einige werfen, um den mineralischen Crystall helle und recht weiß zu machen, in den geflossenen Salpeter ein wenig Alaun. Allein dieses verderbt den mineralischen Crystall, daß man ihn zu nichts weiter als zu Gurgelwassern brauchen kann. Es giebt so gar Leute, welche bey einem Handel, wo es auf das Leben kranker Menschen ankömmt, so unmenschlich und treulos handeln, daß sie mineralischen Crystall mit

gleichen

gleichen Theilen Alaun und Salpeter verfertigen, die sie zusammen schmelzen, weil der Alaun wohlfeiler als Salpeter ist.

Man kann den durch Alaun verfälschten mineralischen Crystall daran erkennen, daß er nicht wie reiner mineralischer Crystall schmeckt; er ist nicht so kühlend, er ist zusammenziehend. Legt man verfälschten mineralischen Crystall auf eine glühende Kohle, so schmelzt er, und schwillt dann auf, welches letztere eine Eigenschaft des Alauns ist. Tropft man etwas aufgelöstes Weinsteinalkali in aufgelösten mineralischen Crystall, so wird die Auflösung trübe, weiß, und die Alaunerde fällt nieder.

Andere schmelzen blos den Salpeter, um den mineralischen Crystall zu machen, und zerbrechen ihn in Stückgen, wenn er kalt ist. Diese handeln gleichfalls übel, weil die vitriolische Säure des Schwefels dem Salpeter eine gute Eigenschaft beybringt, die viele Wirkungen thut. Außer dem ziehet er auch alsdenn nicht so leicht die Feuchtigkeiten an sich. Der mit Schwefel geschmolzene Salpeter ist viel härter, und wird in der Luft nicht so leicht feuchte, als der alleine geschmolzen ist.

Es giebt heut zu Tage wenige Leute, welche den mineralischen Crystall so machen, wie er sollte gemacht werden, weil man den Schwefel für unnützlich dabey hält, und man glaubt Ursache dazu zu haben. Allein schließt man, ohne durch die Erfahrung dazu bestätiget zu seyn, so schließt man zwar systematisch, läuft aber dabey Gefahr, von der Natur widerlegt zu werden.

Man gebraucht den Salpeter nicht an statt des mineralischen Crystalls in den Manufacturen, zu den Arbeiten, wozu mineralischer Crystall kömmt.

Der

Der gehörig bereitete mineralische Crystall ist urintreibend und kühlend. Daher thut man ein halb Quentgen in jede Pinte Tisane, und jedes Klystier, wenn die Nieren erhitzt sind. Er ist auch von großen Nutzen in bösen Hälsen, man thut ihn unter die Gurgelwasser, man nimmt eine halbe Hand voll Salbey, ein Quentgen Kreßsamen, eine halbe Hand voll Gartenmalvenblumen, und anderthalb Quentgen Engelsüßwurzel. Man läßt alles zusammen in anderthalb Nösel Wasser kochen, bis der dritte Theil eingesotten ist, gießt dieses Decoct durch, löst anderthalb Quentgen mineralischen Crystall, und siebendehalb Quentgen Rosenhonig darinnen auf.

Die alten Chimisten nennten den mineralischen Crystall das mineralische Anodynum. Stahl ist nicht der erste, welcher den Salpeter für ein schmerzstillendes Mittel aus dem mineralischen Reiche hielt. Guyon spricht in seinem Cours de medicine theorique et pratique, im Kapitel von dem Harnflusse: Die Chimisten rühmen in dem Harnflusse das Prunellensalz, welches sie anodin mineral nennen. Auf solche Art beweiset die Erfahrung einer großen Anzahl Jahre diese schmerzstillende Eigenschaft des mineralischen Crystalls.

Die Laboranten machen vielen mineralischen Crystall für die Färber, und sie machen ihn in der Gestalt des Brodes, damit er sich gut einpacken und verschicken läßt. Wenn sie aber den mineralischen Crystall für die Apotheker bereiten, so machen sie ihn sehr klein, damit er bey dem Verkauf viel zu seyn scheint.

Das 94. Kapitel.

Von dem Polychreſtſalz.

Wenn man das Polychreſtſalz machen will, ſo pülvert man ein Pfund gereinigten Salpeter, und läßt ihn trocken werden. Man miſcht ein halb Pfund Schwefelblumen darunter. Trägt einen Löffel voll von dieſem Gemengſel in einen irdenen Topf ein, der in angeglimmten Kohlen ſteht, und glühend iſt. Es wird eine große Flamme entſtehen, wenn die vorbey iſt, ſo wirft man noch einen Löffel voll hinein, und hält damit an, bis alles eingetragen iſt. Man rührt die Materie mit dem Löffel um, ſo lange als ſie über dem Feuer iſt. Man läßt ſie noch eine Stunde darinnen ſtehen, und macht ein Feuer, daß ſie glüht, und glühend bleibt. Doch muß dieſes Feuer nicht ſo ſtark ſeyn, daß ſie ſchmelzt.

Wenn man den Topf aus dem Feuer heraus genommen hat, und das Salz kalt geworden iſt, ſo ſtößt man es klar, und löſt es im Waſſer auf. Wenn man die Auflöſung filtrirt, und einen Theil davon abgeraucht hat, ſo ſetzt man ſie hin, damit ſie in Cryſtallen anſchießt.

Man muß zu dieſer Arbeit einen Topf nehmen, der einen platten Boden hat, damit die Ausdampfung des Erdpeches, des Schwefels, und der Säure des Salpeters deſto leichter vor ſich gehen kann. Es muß dieſer Topf nicht verglaſurt ſeyn, und er muß auch dem Feuer und der Verpuffung des Salpeters und Schwefels widerſtehen können. Die irdenen Töpfe, welche in Frankreich gemeiniglich Camions genennt werden, ſind zu dieſer Arbeit gut, wenn man die rechten ausſucht.

Bey der Bereitung des Polychreſtſalzes muß man kein ſo großes Feuer machen, daß die Materie völlig fließt, weil

weil alsdenn die Kalcination, das ist, die Verfliegung des Erdpeches, und eines Theiles der Säure, weniger von statten geht, und wodurch das Salz grünlicht oder graulicht wird. Ist es auf die Art beschaffen, so muß man es ins Feuer bringen, um es noch ferner zu kalciniren, weil man dieses Salz in der Arztneykunst nicht brauchen kann, wenn es nicht weiß ist.

Wenn man sich zuweilen beschwert, daß das Polychrestsalz nach Schwefel riecht, oder wie faule Eyer schmeckt, so rühret dieses davon her, daß man zu viel Schwefel dazu genommen hat, und er nicht von dem Feuer zerstört worden. Es ist noch etwas Schwefel dabey, welcher mit dem Salpeter geschmelzt, ein schwefelicht salzigtes Ding ausmacht, das böse Eigenschaften besitzt, wenn es inwendig genommen wird.

Vor diesen nahm man gleiche Theile Schwefel und Salpeter, wenn man das Polychrestsalz machen wollte, und also zu viel Schwefel. Es blieb sehr oft davon in dem Salze, welches ihm eine sehr gefährliche Eigenschaft beybrachte. Es machte alsdenn Unempfindlichkeit, gewisse Ohnmachten und Herzensangst, und Brechen. Man mußte es, um diese Zufälle zu verhüten, sechs ganzer Stunden lang kalciniren. Und es war immer noch nicht genug, wenn man es nicht beständig umgerührt, und nicht genugsam starkes Feuer gemacht hatte, so daß dieß Salz öfterer mehr Schaden als Nutzen brachte. Die Aerzte, welche auf die Wirkungen der Mittel bey der Kur ihrer Kranken aufmerksam waren, verwarfen es als ein unsicheres Mittel. Inzwischen wurde die Arztneykunst dadurch eines der besten Salze beraubt, und davor man in gewissen Fällen kein anderes geben kann.

Das Polychrestsalz ist mit dem vitriolisirten Weinstein nicht einerley, noch der vitriolisirte Weinstein mit den aus zwey Dingen bestehenden Salze. Der Grund des Polychrestsalzes kömmt mit den Grundtheilen des vitriolisirten Weinsteines überein, welcher ein Weinsteinalkali ist; allein es ist nicht einerley Sache. Es ist die vitriolische Säure in dem Polychrestsalze schwefelicht, da sie hingegen in dem vitriolisirten Weinsteine blos sauer ist. Außer dem geht die Säure des Salpeters in die Verbindung des Polychrestsalzes ein; da hingegen der vitriolisirte Weinstein blos aus der vitriolischen Säure und dem Weinsteinalkali besteht.

Das Sal de duobus und das Polychrestsalz sind einander in Ansehung ihres Grundes, welcher der Salpeter ist, gleich; allein sie sind in Ansehung der Säure verschieden. Die vitriolische Säure ist in dem Polychrestsalze schwefelicht, und in dem Salze de duobus blos die vitriolische Säure. Und in dem Polychrestsalze ist noch eine Salpetersäure übrig.

Die Crystallisirung giebt auch noch zu erkennen, daß diese Salze von einander unterschieden sind. Allein dieses überzeugt noch mehr, daß die Erfahrung lehrt, daß die Wirkungen dieser Salze in der Ausübung der Arztneykunst sich verschieden zeigen.

Es findet sich bey der Zusammensetzung der Körper ein Mechanismus, den wir nicht vollkommen kennen. Wir sehen nicht alle Arten, wie die Mittel wirken, deutlich ein, so daß es weit klüger ist, sich zuweilen auf die Erfahrung zu beziehen, welche allemal am besten beweiset. Damit aber die Erfahrung nicht betrügt, wie Hippokrates gesagt hat, so muß die Vernunft, das ist, die Theorie vorher gehen, sie begleiten, und ihr nachfolgen, welche die

innere

innere Natur dieser Salze erforschen, und die Krankheiten und Zeiten unterscheiden lernt, wo man sie brauchen muß.

Man muß sich gewöhnen, die Ursachen durch ihre Wirkungen zu erkennen, und zuweilen die Wirkungen durch die Ursachen, die man kennt, ausforschen zu lernen.

Einige lassen die Auflösung dieses Salzes bis zur Trockenheit abrauchen, wenn sie solche vorher filtrirt haben. Allein es ist besser, wenn diese Mittelsalze als Crystallen, und nicht als Pulver dargestellt werden, weil die Crystallisirung der Salze sie von einander unterscheidet, und zu erkennen giebt, ob sie recht gemacht sind. Die Crystallen des Polychrestsalzes sind kleine sechs oder achteckigte Säulgen an den beyden Enden wie Pyramiden zugespitzt, die eben so viele Flächen haben, so wie die vitriolischen Salze anschießen.

Ich habe weiter oben gesagt, daß der mineralische Crystall, oder das Prunellensalz der Brust nicht so schädlich sey als der Salpeter. Diese böse Eigenschaft des Salpeters, in Ansehung der Brust, ist in dem Polychrestsalze völlig verbessert, welches eines von den besten Mitteln ist, das man in der Brustwassersucht hat. In diesen Krankheiten läßt man solches täglich zwey bis drey mal in einem Löffel voll nicht allzu fetter Suppe nehmen. Man nimmt auf ein mal von zwanzig Granen bis zu zween Scrupeln.

Bey dem Polychrestsalze braucht man in der Wassersucht auch noch andere wasserabführende Dinge, z. E. die Lauge von der Asche des Ginstes, des Wacholders und dergleichen. In der Bauchwassersucht sind die Eingeweide erschlappet, und die Gedärme liegen im Wasser, so daß man in diesem Falle keine Reizung zu besorgen hat, und man kann alsdenn das Polychrestsalz in größerer Menge geben. Inzwischen trifft man doch bey Wasser-

suchten in gewissen Theilen eine Trockenheit an, und alsdenn muß man das Polychrestsalz mit Behutsamkeit geben.

Wenn die Zasern erschlappt, und gewisse Theile mit einer Unempfindlichkeit gelähmt sind, so ist das Polychrestsalz allen andern Salzen vorzuziehen; und man läßt solches in einem mineralischen Wasser, z. E. in dem Wasser von Vichy, oder von Balarüc nehmen. Man verordnet in diesen Fällen von einem bis zu sechs Quentgen.

Wenn man gerade weg Polychrestsalz spricht, so versteht man darunter dieses, mit Salpeter und Schwefel gemachte Salz. Man nennt es auch das Polychrestsalz des Glasers, weil man dem Chimisten Glaser die Erfindung dieses Salzes zuschreibt. Ehe die Bereitung des Seignettischen Salzes öffentlich bekannt war, nennte man auch das Seignettische Salz das Polychrestsalz von Rochelle; allein jetzt heißt es blos das Seignettische Salz. Siehe den ersten Band, 250. Seite.

Das Polychrestsalz ist das beste Salz, welches man hat, die Purgirmittel damit auszuziehen, und ihre Purgirkraft damit zu vermehren, weil die alkalischen Salze, welche die Tinctur noch stärker ausziehen, zu gleicher Zeit die Purgirkraft schwächen. Ich habe dieses vielmals, besonders in Ansehung der Senesblätter, erfahren.

Man muß in ein gewöhnliches Purgirtränkgen von einem Scrupel bis zu anderthalb Quentgen Polychrestsalz thun.

Läßt man zween Theile Weinsteinalkali mit einem Theile Schwefelblumen zusammen gelinde kalciniren, hernach in Wasser zergehen, filtriren und anschießen, so bekömmt man ein Salz, welches dem Polychrestsalze ähnlich ist. Man nennt es Panchrestsalz. Es ist dieses Salz dem Polychrestsalze zwar ähnlich, aber nicht völlig gleich,

und

und zwar aus den Ursachen, die ich an den Orten angeführt habe, wo ich von dem mineralischen Kermes, von dem Lilium, von dem Weinsteinalkali, und von dem vitriolisirten Weinsteine geredet habe. Ich werde auch noch Gelegenheit haben, sie bey der Abhandlung von dem aus zwey Stücken bestehenden Salze, oder dem Salze de duobus zu erwähnen.

Das 95. Kapitel.

Von dem Alkali des Salpeters, oder von dem mit Kohlen feuerbeständig gemachten Salpeter.

Zerstoßt Salpeter von dem dritten Sode, das ist, solchen, der ziemlich rein ist, und thut ihn in einen guten Tiegel, den man in einen Ofen zwischen glühende Kohlen setzt, und wenn der Salpeter geschmolzen ist, so werft einen Löffel voll trockne gepülverte Kohlen darauf. Er wird sich mit einem Geräusche entzünden. Fahrt mit dem Eintragen der Kohlen so lange fort, als er sich entzündet, und höret nicht eher damit auf, als bis ihr sehet, daß die Kohle nicht anders brennt, als wenn sie ganz allein in einem glühenden Tiegel wäre. Werft die Kohle nicht allezeit auf einen Fleck über den Salpeter in dem Schmelztiegel, denn alsdenn würde sie eher aufhören sich zu entzünden, als bis aller Salpeter feuerbeständig geworden ist.

Wenn ihr sehet, daß die Materie nicht mehr grünlicht, sondern weiß und wohl geschmolzen aussieht, so gießt sie in einen recht reinen und gewärmten Mörser.

Wenn die Materie kalt geworden ist, so zerschlagt sie in Stücken, und löst sie im Wasser auf. Wenn die Auflösung durch Löschpapier gelaufen ist, so laßt alle Feuchtigkeit abrauchen, damit ein trocknes und weißes Salz

übrig bleibt, welches der feuerbeständige Salpeter seyn wird, den man in einem wohlverstopften Gefäße aufheben muß, weil er die Feuchtigkeit leicht an sich zieht.

Will man den Liquor des alkalinischen Salpeters haben, so trägt man die Materie, so bald sie von dem Feuer weggenommen und feuerbeständig gemacht ist, in den Keller auf einer irdenen Schüssel, die sich in ein ander Gefäße neigt, worein der Liquor abtropft. Hernach filtrirt man ihn durch Löschpapier. Wenn das Salz durch die Feuchtigkeit der Luft zergeht, so wiegt es bey nahe so schwer als Wasser. Glauber hat Wunder von diesem Liquor ausgeposaunt, er ist sein Alkahest. Er glaubte, daß man alle Arten der Körper damit auflösen könnte.

Die Menge der Kohlen, die man jedes mal einträgt, muß mit der Menge des Salpeters ein Verhältniß haben, den man in den Tiegel gethan hat.

Man muß auf einen Theil Salpeter zu figiren drey Theile Kohlen rechnen, das ist, bey nahe siebenzehn Unzen Kohlen auf sechs Unzen Salpeter, und dieses giebt drey bis vier Unzen feuerbeständigen Salpeter.

Es muß zu dieser Arbeit ein starkes Gefäße genommen werden. Ein eiserner Tiegel wird dazu sehr geschickt seyn. Es ist ein eiserner Tiegel für einen Apotheker ein guter Hausrath. Der Salpeter schmelzt bey dieser Arbeit, und verpufft mit den Kohlen, wodurch dem Tiegel eine große Gewalt widerfährt. Man muß ihn auch deswegen nur halb vollfüllen, denn sonst wird die Materie bey der Verpuffung überschießen.

Man muß zu der Verfertigung des feuerbeständigen Salpeters den reinsten Salpeter nehmen, denn ist er nicht rein, so wird er Kochsalz in sich haben, welches sich nicht alkalisirt, und durch die Kohlen nicht verpufft wird, wie

es

es der Salpeter thut. Es müssen auch mehr Kohlen genommen werden, um den gereinigten Salpeter feuerbeständig zu machen, als den gemeinen Salpeter.

Der auf die gewöhnliche Art feuerbeständig gemachte Salpeter enthält, wie ich schon gesagt habe, noch Salpeter in sich, der nicht feuerbeständig geworden ist. Man beweiset dieses dadurch, wenn man Vitriolöl auf den feuerbeständigen Salpeter gießt, es steigt dadurch ein Geruch des Salpetergeistes in die Höhe.

Will man den Salpeter vollkommener figiren, so muß man den Schmelztiegel lange im Feuer stehen lassen, oder man muß die Kohlen mit dem Salpeter vermengen, und dieses Gemengsel löffelweis in einem glühenden Tiegel über dem Feuer eintragen und verpuffen lassen. Es ist wahr, daß auf solche Art mehr versprengt wird, und weniger figirter Salpeter übrig bleibt. Allein man bekömmt so mehr Alkali. Man muß auch sorgen, daß der Salpeter und die Kohlen recht trocken sind, wenn man sie einträgt, denn wenn sie feuchte sind, so geschieht eine größere Verpuffung, weil das Feuer in die Feuchtigkeit wirkt, und dieses veranlaßt einen größern Verlust der Materie. Oder man kann auch in einen Mörser angezündete Kohlen werfen, um ihn heiß zu machen, damit er nicht zerspringt, und wenn man das Feuer heraus genommen hat, so schüttet man den Salpeter hinein, und wirft mitten darauf eine große glühende Kohle, die den Salpeter anzündet. Während dieser Zeit bethauet man ihn so zu sagen, indem man rings herum mit einem Löffel nach und nach schwarze gepülverte Kohlen darauf streuet, welches die Verpuffung unterhält. Und damit hält man so lange an, bis der Salpeter nicht mehr verpufft. Man muß bey dem Ende der Arbeit unten herumrühren.

Man nimmt ohngefehr drey Theile Kohlen zu einem Theile Salpeter.

So wohl der feuerbeständige Salpeter als sein Liquor ist ein Alkali, welches die scharfe Säure der Säfte stumpf macht, und die dicke Galle auflöst. Er zertheilt die zähen Säfte, und setzt sie in den Stand, daß sie durch die Ausführungsgänge der Nieren gehen können. In diesen Fällen ist er urintreibend. Er ist aber nicht zu gebrauchen, wenn der Kranke über Trockenheit klagt, und ein schleichendes Fieber hat, welches von einer alkalinischen urinhaften Schärfe herrührt.

Man kann sich eines feuerbeständigen Salpeters bedienen, um die Tinctur aus dem harzigten Purgirmittel auszuziehen, denn ich habe bemerket, daß die Alkali zu gleicher Zeit die purgirende Kraft der Arzteneyen schwächen, aus welchen sie die Tinctur ausziehen.

Die Dosis des feuerbeständigen Salpeters ist von drey bis achtzehn Granen, und der Liquor des feuerbeständigen Salpeters wird von vier bis zwanzig Tropfen gegeben.

Christoph Adolph Balduin zog mit Weingeist eine Tinctur aus dem feuerbeständigen Salpeter aus, und nennte sie Goldtinctur in seiner kleinen Abhandlung, welche Aurum Potabile betitlet ist, und zu Leipzig 1665 in Duodez gedruckt worden.

Die Magenarztney des Poterius ist ein Salpeter, der drey mal durch Kohlen ist feuerbeständig gemacht worden; hernach thut man ihn mit eben so viel guten Brandewein, als nöthig ist, ihn aufzulösen, in einen Kolben. Man setzt ein Circulirgefäße darauf, und läßt ihn im Marienbade oder Sandbade bey gelinder Wärme digeriren, und acht Tage lang stehen. Hernach läßt man ihn an einem kühlen Orte anschießen. Diese Crystallen schmecken sehr gut.

gut. Potier lehrt sie in dem andern Buche seines Apothekerbuches verfertigen.

Das 96. Kapitel.

Von dem Salpetergeiste.

Wenn man Salpetergeist machen will, so nimmt man einen Theil Salpeter, und drey Theile Thon. Man pülvert beyde besonders, und macht sie recht trocken, mischt sie genau unter einander, und füllt den dritten Theil einer Retorte davon voll, den man in einen verschlossenen Reverberirofen einsetzt. Wenn eine Vorlage an den Schnabel der Retorte angelegt ist, so macht man vier bis fünf Stunden ein gelindes Feuer, damit alles Wasser übergeht. Man gießt es aus der Vorlage aus; hernach verlutirt man die Fugen der Gefäße, und verstärkt das Feuer nach und nach zehn bis zwölf Stunden lang. Hernach läßt man die Gefäße kalt werden, macht die Fugen auf, und gießt den Salpetergeist, den man in der Vorlage findet, in ein Glas aus.

Die Laboranten verstehen durch Salpetergeist, die stärkste Säure des Salpeters, die schwächste Säure nennen sie Scheidewasser, und ein gesalzenes Wasser, welches bey dem Anfange der Arbeit übergeht, und sie das zweyte Wasser nennen. Wenn sie Salpetergeist machen, so nehmen sie nur dasjenige, was nach diesem Wasser übergeht, und wenn sie Scheidewasser haben wollen, so lassen sie alles übergehen. Sie verkaufen gemeiniglich den Salpetergeist das Pfund zu vier Franken, und das Scheidewasser nur um 22 Sols.

Einige lassen dasjenige weglaufen, was die ersten drey bis vier Stunden übergeht; hernach fangen sie dasjenige

auf, was alsdenn vier bis fünf Stunden lang destillirt. Dieses nennen sie Scheidewasser. Und was die folgenden acht Stunden kömmt, nennen sie Salpetergeist. Sie bringen mit Destillirung des Salpeters sechzehn Stunden zu, und ziehen mehr als zwölf Unzen Säure aus jedem Pfunde Salpeter ab. Man kann aber nicht mehr als vier Unzen guten Geist aus einem Pfunde Salpeter erhalten.

Die Laboranten zu Paris bedienen sich des Thones von Gentilly, bey Bicetre. Es ist dieser Thon roth und gemarmorirt. Je röther er ist, desto besser ist er zu dieser Arbeit. Diese Laboranten machen kein Scheidewasser mehr mit Vitriol, als wenn es bey ihnen von denjenigen bestellt wird, welche in den Spießgelhütten in der Vorstadt des heiligen Antons arbeiten, weil der Rückstand in der Retorte nach der Destillirung des Salpeters durch den Vitriol geschickt ist das Glas damit zu glätten. Und diejenigen Apotheker, die solches wissen, kaufen in dieser Spiegelhütte dasjenige, womit das Glas ist geglättet worden, und machen das Sal de duobus, oder das Arcanum duplicatum davon.

Die Laboranten zu Paris nehmen zur Verfertigung des Salpetergeistes sechs Pfund trockne und gepülverte thonichte Erde, die sie mit zwey Pfund Salpeter vermischen, und damit sie die Retorten so anfüllen, daß sie davon etwas über zwey Drittel voll werden. Sie setzen gemeiniglich 26 Retorten ein, und bekommen höchstens 24 Pfund, oder wenigstens 22 Pfund Salpetergeist.

Diese Retorten sind eine Art irdener Gefäße, die im Feuer aushalten. Die Vorlagen sind von eben der Erde.

Sie verlutiren sie anfänglich nur wenig, und wenn sie vom Wasser befreyet sind, das ist, wenn das Wasser, welches zuerst kömmt, übergegangen ist, so verlutiren sie die

die Fugen der Gefäße völlig, die sie vermittelst eines Vorstoßes vereinigen, in welchen der Schnabel der Retorte gesteckt wird, und der mit dem andern Ende in die Vorlage hinein geht.

Sie bringen mit dieser Arbeit sechzehn Stunden zu. Sie verrichten ihre Destillirung von vier Uhr des Morgens, bis um acht Uhr des Abends.

Man muß, um einen guten Salpetergeist zu haben, den Salpeter von dem dritten Sode dazu nehmen, weil der Salpeter von den erstern Soden Kochsalz in sich hat. Er giebt durch die Destillirung einen mit Salzgeist vermischten Salpetergeist. Der Salzgeist geht in weißen Dämpfen nach dem Wasser über, ehe der Salpetergeist kömmt, dessen Dämpfe röthlicht sind.

Das 97. Kapitel.

Der versüßte Salpetergeist.

Gießt in einen Kolben ein Pfund Weingeist, hernach gießt nach und nach ein halb Pfund Salpetergeist dazu. Man muß diese Arbeit unter der Esse machen. Man setzt den Kolben in eine mit Asche angefüllte irdene Schüssel.

Man muß lange Zeit mit dieser Vermischung zubringen, und den Kolben blos mit Papier verstopfen, wenn man davon weggeht.

Der Salpetergeist hat die besondere Eigenschaft, wenn er mit Weingeist oder wesentlichen Oelen vermengt ist, daß er eine Zeit lang ruhig zu seyn scheint, und hernach auf einmal wieder aufbraust.

Uebrigens ist das Aufwallen um so viel größer, je geschwinder man ihn mit dem Weingeiste vermischt.

Wenn

Wenn man allen Salpetergeist mit dem Weingeiste vermengt hat, so stürzt man ein Circulirgefäße auf den Kolben, und verlutirt die Fugen an demselben. Man setzt alles im Sommer an einen kühlen Ort, oder an einen mäßig warmen im Winter. Hier bleibt es 40 Tage so in Digerirung stehen, und man schwenkt zuweilen den Kolben in der Hand herum, besonders die ersten Tage, da man es immer herum schütteln muß, damit nicht abgesonderte Vereinigungen geschehen, dergleichen durch die Destillirung geschehen.

Es ist keine Vereinigung natürlicher, als diejenige, welche mit der Zeit durch die Digerirung bewerkstelliget wird. Die Vereinigung, welche durch die Destillirung geschwinder vorgeht, macht neue Producte. Und man muß sich dieses nicht blos in Ansehung des versüßten Salpetergeistes vorsetzen, so wie man sich dieses nicht in Ansehung des Rabelischen Wassers vorsetzen darf, das blos ein durch die Digerirung versüßter Vitriolgeist ist, welches von dem Aether und schmerzstillenden Liquor des Hofmanns sehr verschieden ist, welche durch die Destillirung hervor gebracht werden.

Das Rabelische Wasser würde nicht gut seyn, und es würde dasjenige kein Rabelisches Wasser seyn, was durch die Destillirung einer jeden Vermischung des Weingeistes und Vitriolöles heraus kömmt.

Wenn man eine Vermischung des Weingeistes mit sauren Geistern übertreibt, so ist dasjenige, was im Anfange übergeht, mit demjenigen nicht völlig gleich, was hernach geht, und bey dem Ende der Arbeit. Ja wenn man auch diese verschiedene Feuchtigkeiten in einem Stücke zusammen übertreibt, so wird doch nichts so gleichartiges, so einfaches heraus kommen, als wenn man Weingeist

mit

mit einer mineralischen Säure blos durch eine Digerirung vereiniget.

Die Destillirung bewirket andere Vereinigungen, die mehr Aufmerksamkeit verdienen; allein es werden dadurch andere Absichten erfüllet. Und man muß diese verschiedene Vereinigungen zu unterscheiden wissen.

Die Digerirung des Weingeistes mit den mineralischen Säuren decomponirt sie nicht, wie es die Destillirung thut. Sie vereinigen sich vollkommen, und die Säuren sind hinlänglich durch den Weingeist versüßt, wenn man nur mit der Digerirung lange genug anhält, und genug Weingeist nimmt. Es gehören sich zwey Theile Weingeist, und ein Theil mineralische Säure dazu, auch muß es sehr starker Weingeist seyn.

Hat der vermengte Weingeist und Salpetergeist vierzig Tage lang an einem mäßig warmen Orte, in Ansehung der Wärme und Kälte, gestanden, so muß man ihn in ein Glas gießen, wohl verstopfen, und zum Gebrauche aufheben.

Ist der versüßte Salpetergeist einige Jahre alt geworden, so findet man an den Seiten und auf dem Boden der Flasche kleine Crystallen, die mit dem Arcano duplicato eine Aehnlichkeit haben.

Einige thun anfänglich unter den Salpetergeist nur die Helfte Weingeist, den sie zur Versüßung desselben anwenden wollen, und wenn er einige Tage digerirt hat, so ziehen sie alles bis zur Trockenheit ab, hernach vermischen sie nach und nach mit diesem übergetriebenen und halb versüßten Salpetergeiste die andere Helfte des Weingeistes, und lassen ihn, wie ich schon gesagt habe, digeriren. Es werden auf solche Weise die beyden Arten, die Säuren zu versüßen, mit einander verbunden, nämlich die Destillirung, und die Digerirung.

Die

Die Verhältniß des Weingeistes und Salpetergeistes ist nach verschiedenen Schriftstellern verschieden. Einige verordnen mit dem brandenburgischen Apothekerbuche, daß man vier Unzen Weingeist zu einer Unze Salpetergeist nehmen, und übertreiben soll. Andere, die sich nach dem Stahl richten, und gleichfalls der Destillirung bedienen, fordern drey Theile. Die erstern Chimisten, die den Salpetergeist versüßt haben, unter deren Anzahl sich Crollius befindet, nahmen den Salpetergeist und Weingeist blos zu gleichen Theilen, und bedienten sich der Digerirung, ohne ihn zu destilliren.

Es entsteht eine große Verfliegung, wenn man diese Geister mit einander vermengt, (Lemery, welcher gleiche Theile nahm, verlohr die Helfte davon,) und dasjenige, was verfliegt, ist fast lauter Salpetergeist, so daß wenig davon zurück bleibt; und doch verlangt man einen versüßten Salpetergeist, und keinen Weingeist zu haben, der blos mit ein wenig Salpetergeist belebt ist.

Es ist wahr, daß die Salpetersäure eine sehr fressende und gefährliche Säure ist, wenn man sie einnimmt, daher muß man sie hinlänglich versüßen. Gleiche Theile Weingeist und Salpetergeist geben keine sattsam versüßte Säure, allein zween Theile Weingeist machen einen versüßten Salpetergeist, und dieses stimmt mit dem Apothekerbuche der Facultät zu Paris überein.

Einige nennen den versüßten Salpetergeist, Salpeteressenz. Die Salpetersäure ist ein heftiges Aetzmitttel, welche innerlich nicht kann genommen werden, wenn sie nicht versüßt ist. Man bedient sich dazu einer öhlichten Feuchtigkeit. Diejenige, welche man aus dem Weine erhält, nämlich der Weingeist ist die allergeschickteste, die sauren Dinge zu versüßen. Ein Gemengsel von Weingeist und

Salpeter-

Salpetergeist giebt einen Geruch, welcher weder dem erstern, noch dem andern gleicht. Der Salpetergeist hat einen sehr unangenehmen Geruch, den man nicht leiden kann, und der versüßte Salpetergeist hat einen sehr angenehmen Geruch, und der um so viel lieblicher ist, je länger er digerirt hat.

Der versüßte Salpetergeist ist ein gutes Eröfnungsmittel, besonders für die Nieren. Er ist besonders denjenigen anzupreisen, die den Grieß haben, und sich befürchten müssen, es möchten davon Steine in der Blase entstehen.

Zwey Quentgen versüßter Salpetergeist unter ein Nösel Wasser gegossen, macht einen eröfnenden Trank aus, der in vielen Fällen nützlich ist. Man kann ihn auch in einem Syrupe nehmen.

Man giebt von dem versüßten Salpetergeist von drey bis zwölf Granen auf ein mal in einem Glase oder Löffel voll Tisane oder Brühe. Man kann einer betrunkenen Person davon ein halb Quentgen, und auch noch mehr eingeben, sie schläft davon ein, und der Rausch vergeht.

Einige vermischen den versüßten Salpetergeist mit dem flüchtigen Salmiacgeiste. Andere versetzen ihn mit dem flüchtigen Hirschhorngeiste.

Man gebraucht den versüßten Salpetergeist in der Windkolik mit großem Nutzen, und alsdenn vermehrt man die Kraft desselben, wenn man die karminativische Essenz des Sylvius damit vermischt. Man versetzt einen Theil Salpetergeist mit zween Theilen karminativischer Essenz, und läßt dieses Gemengsel lange Zeit an einem warmen Orte stehen. Einige treiben es über, und gießen hernach noch den achten Theil karminativische Essenz wieder dazu.

Ich halte die versüßten Säuren für seifenhafte Mittel, und die gewöhnlichen Seifen für versüßte Alkali. Die

versüßten

versüßten Säuren sind saure Seifen, und die ordentlichen Seifen, alkalische Seifen.

Die verschiedenen versüßten Alkali, das ist, die gewöhnlichen Seifen haben nach den verschiedenen Alkali, und nach den verschiedenen Fettigkeiten, daraus sie bestehen, verschiedene Eigenschaften.

Die seifenhaften Säuren, das ist, die versüßten Säuren haben auch verschiedene Eigenschaften, so wie die Säuren verschieden sind; und nimmt man andere Geister als Weingeist dazu, z. E. Löffelkrautgeist, so läßt sich sagen, daß ihre Kräfte noch verschiedener sind, so wie die Geister verschieden sind, die man zur Versüßung dieser Säuren nehmen könnte.

Die versüßten Säuren sollen in den Krankheiten, welche von Verstopfungen der faulichten alkalinischen Materien herkommen, gute Wirkungen thun. Es ist dieses gewöhnlicher, als man glaubt.

Hingegen sind die versüßten Alkali jenen vorzuziehen, wenn die Verstopfungen durch eine verdickende Säure verursacht werden. Es kömmt dieses der Theorie der Arzteykunst zu, in allen Stücken die Ausübung bey der Kur der Kranken zu leiten, so wie es der Erfahrung zukömmt, jene zu bekräftigen. Man muß allezeit suchen, die Theorie mit der Erfahrung, und die Erfahrung mit der Theorie zu verbinden.

Es ist zu bemerken, daß der Weingeist, indem er die Alkali und Säuren versüßt, ihnen einen angenehmen Geruch beybringt, der in dem einen anders, als in dem andern ausfällt.

Das 98. Kapitel.

Das aus zwey Dingen bestehende Salz, oder Arcanum duplicatum.

Da ich Salpetergeist zu machen gelehrt habe, so würde es ohne Nutzen seyn, wenn ich hier die Arbeit, Scheidewasser zu machen, beschriebe, welches die Säure des Salpeters ist, welche vermittelst des Vitriols ausgezogen wird, da das Scheidewasser in der Pharmacie keinen Nutzen hat. Es ist genug, wenn man da den Salpetergeist hat. Doch kann man das Doppelsalz, ich heiße das Arcanum duplicatum so, nicht aus dem Rückstande auslaugen, wenn man den Salpeter durch Thon übergetrieben hat; da man solches hingegen aus dem Rückstande thun kann, wenn man Scheidewasser durch Vitriol destilliret hat. Allein, um dieses zu ersetzen, so nimmt man gleiche Theile reinen Salpeter und grünen Vitriol, die getrocknet und gepülvert sind. Man kalcinirt sie im offenen Feuer, bis sie röthlicht sind, und keine merklichen Dämpfe mehr aufsteigen.

Man löst diese Materie in siedendem Wasser auf, und filtrirt die Lauge. Hernach wirft man in diese Auflösung feuerbeständigen Salpeter. Man filtrirt die Feuchtigkeit wieder, läßt einen Theil abrauchen, und anschießen, wodurch kleine weiße Crystallen entstehen, welche das Doppelsalz sind.

Man machte anfänglich ein großes Geheimniß aus diesem Salze, daher nennte man es Arcanum, ein Geheimniß, und weil dieses Salz aus zwey Dingen besteht, nämlich aus dem Alkali des Salpeters, und aus der Säure des Vitriols, so hat man es Arcanum duplicatum genennt. Und aus eben der Ursache nennt man es auch das Salz de duobus, das ist, das Salz aus zweyen.

Man muß, um die metallischen Theile des Vitriols niederzuschlagen, feuerbeständigen Salpeter, oder den Liquor desselben in die aufgelöste kalcinirte Materie thun. Die vitriolische Säure hängt sich an das feuerbeständige Alkali des Salpeters, und entbindet davon die metallischen Theile. Es ist dieses eine sehr wesentliche, sehr sichere, und sehr einfache Sache, woran es bey Bereitung dieses Salzes insgemein fehlt.

Es ist dieses ein sehr sicheres Mittel, wenn man ein gutes Doppelsalz haben will. Hätte solches Herr Stahl gewußt, so würde er den Gebrauch dieses Salzes nicht verdächtig gemacht haben, wie er solches in den Opusculis chymicis, p. 260. gethan hat. Et *Wigandus*, Tract. de Philiatrorum Germanorum itineribus spricht gleichfalls, wie er bemerkt habe, daß das Dopelsalz zuweilen tödtliche Durchfälle erregt. Allein diese Zufälle kamen daher, daß dieses ohne die jetzt beschriebene Vorsicht bereitete Salz allezeit mit etwas wenigem von dem metallischen Theile des Vitriols vermengt ist, welcher allezeit im Stande ist, gefährliche Wirkungen zu verursachen, besonders wenn man einen Kupfervitriol dazu genommen hat. Es verursacht solches, daß das Doppelsalz öfters Ekel verursacht. Es geschieht auch daher, daß man es nur von fünf Gran bis zu einem Scrupel giebt; da man hingegen das auf die jetzt gedachte Weise bereitete Doppelsalz bis zu einer halben Unze kann nehmen lassen.

Es ist besser, man setzt das Alkali aufgelöst als in trockner Gestalt zu, und um das Niederschlagen der metallischen Theile des Vitriols noch mehr zu beschleunigen, so muß man hierauf ein wenig kalt Wasser nachgießen.

Man hat nicht zu befürchten, daß man zu viel Alkali hinein thut, weil dasjenige, was nach der Crystallisirung

des

des Doppelsalzes zurück bleibt, zu eben der Arbeit wieder kann aufgehoben werden.

Ludovici hat ein ander bequemes Mittel vorgeschlagen, das Doppelsalz zu machen, es besteht dieses darinnen, den Vitriol im Wasser aufzulösen, diese Auflösung zu filtriren, und hernach in die Auflösung feuerbeständigen Salpeter zu gießen, die von einigen antimonialischen Bereitungen, z. E. von dem Kermes übrig geblieben sind, oder man nimmt lieber eine Auflösung von Salpeter, der mit Weinstein ist feuerbeständig gemacht worden, und gießt sie in aufgelösten Vitriol, so lange, bis aller metallische Theil auf den Boden des Gefäßes niedergefallen ist. Man filtrirt die Feuchtigkeit, und läßt sie bis zur Trockenheit abrauchen. Man löst dieses Salz auf, filtrirt es, und läßt es anschießen.

Nach dem brandenburgischen Apothekerbuche muß man das gepülverte Doppelsalz in einen Kolben im Sandbade thun, und das Salz von Zeit zu Zeit herum rühren, und das Feuer nach und nach so lange verstärken, bis der Kolben endlich glüht. Hernach läßt man das Feuer ausgehen, und den Kolben kalt werden. Alsdenn fängt man diese Arbeit von fornen an, und wiederholt sie bis vier mal.

Das Geheimniß, dieses Mittel zu bereiten, wurde von dem großen Liebhaber der Wissenschaften, dem Herzoge von Hollstein, um 500 Thaler gekauft. Jeder Thaler gilt drey Pfund acht Sols französisches Geld. Schöder, ein Arzt dieses Fürstens, erzehlt dieses, und bringt Wunder von diesem Salze vor; nach dem von dem Herzoge von Hollstein gekauften Recepte muß man durch Auflösen, Filtriren und Abrauchen das Salz aus dem Rückstande des Scheidewassers ausziehen, dieses Salz drey mal über dem Feuer schmelzen, und hernach auflösen, filtriren,

und crystallisiren. Die Verfasser des brandenburgischen Apothekerbuches haben vermuthlich in Absicht auf dieses Verfahren vorgeschrieben, dieses Salz eine lange Zeit über, bis es glüht, und vier mal zu kalciniren. Diese Absichten giengen besonders dahin, den metallischen Theil des Vitriols zu zerstören. Stahl hat sich gleichfalls eben dieses vorgesetzt, und ist doch nicht vollkommen darinnen zum Zwecke gekommen. Das Mittel, welches er als das sicherste anwendet, ist die Verkalkung, allein die Verkalkung ist nicht hinlänglich, um das vitriolische Salz aus dem Doppelsalze zu bringen, weil die Verkalkung aus dem vitriolischen Salze ein colcotharisches Salz macht, aber solches nicht zerstört.

Stahl wußte die Methode des Ludovici, die ich in diesem Kapitel erzehle, allein diejenige wußte er nicht, die ich angegeben habe, das Doppelsalz durch ein feuerbeständiges Alkali sicher zu reinigen, weil das Doppelsalz alsdenn keinen Vitriol mehr bey sich haben, und folglich niemals verdächtig seyn kann. Stahl war ein zu guter Chimiste, und ein zu ehrlicher Mann, daß er nicht gerade heraus sagen sollen, blos ein feuerbeständiges Alkali dazu zu thun, um das metallische dadurch niederzuschlagen, wenn es ihm eingefallen wäre.

Bey der Vorschrift, die ich hier zu dem Doppelsalze gegeben habe, bringt man vermittelst eines feuerbeständigen Alkali diesen metallischen Theil sicherer und leichter davon. Inzwischen halte ich doch die Verkalkung des Doppelsalzes nicht für unnütze, sie mag nun übrigens geholfen haben, was sie will, ja ich glaube vielmehr, daß sie wesentlich ist. Man kann nicht in Abrede seyn, daß das Feuer viel zur Entstehung der zusammengesetzten Körper beytrage, und daß es die Theile, die es zusammen setzt,

inniger

inniger vereinigen kann, so wie es sie zuweilen trennet. Ueberdieß theilt auch das Feuer, indem es die Grundtheile der Körper verschiedentlich verbindet, ihnen verschiedene Eigenschaften mit. Die Stärke der Verbindungen ist unendlich.

Als das Doppelsalz in Paris anfieng bekannt zu werden, so nennten es diejenigen, welche es verkauften, Hindläuftsalz. Sie gaben ihm deswegen diesen falschen Namen, um einen besondern Vertrieb zu haben, und um es theurer zu verkaufen. Es kam aber bald ab. Herr Leaulte, ein Parisischer Arzt, hat es so zu sagen, eine Zeit lang fast ganz alleine gebraucht. Allein Herr Sylva, der gleichfalls ein Arzt von der Facultät war, hat es wieder aufgebracht, und es ist noch jetzt sehr gebräuchlich.

Das Doppelsalz ist urintreibend und schweißtreibend. Es wird als ein urintreibendes Mittel öfters in der Wassersucht gebraucht. Man läßt zwey Quentgen in einem Decocte zergehen, das von zwey Unzen wilder Grindwurzel, drey Quentgen Altheewurzel, einer halben Hand voll grüner Tag- und Nachtkrautblätter, und einer halben Hand voll Körbel gemacht worden, und die man eine kleine Viertelstunde in zwo Pinten Wasser kochen lassen. Wenn das Decoct durchgeseigt ist, so läßt man das Doppelsalz darinnen zergehen. Man zerweicht darinnen zwey Syrupe von den eröfnenden Wurzeln, und zerquetscht ein Duzend lebendige Kellereseln darinnen. Man nimmt aller drey Stunden einen Becher voll von diesem Decocte, und allemal darzwischen zwey mal Fleischbrühe, auch läßt man allemal gleich vorher, ehe ein Becher voll getrunken wird, einen mineralischen Kermes nehmen, und bey andern Gelegenheiten zwölf Grane Eisensafran in einer Conserve von Hindläuftblumen. Man giebt über dieses eine Tisane mit Sterndistel und Salpeter abgekocht, und purgirt öfters.

Das Doppelsalz wird als ein urintreibendes und schweißtreibendes Mittel in den Krankheiten de lait repandu gebraucht. Man nimmt es alsdenn in einem Decocte, das mit Borragen, Buglossen, Tag- und Nachtkraut und Pfaffenblattegemacht ist. Auch mischt man den Syrup der fünf eröfnenden Wurzeln darunter, und soll es laxiren, so thut man Grindwurzel dazu. Man purgirt öfters oben weg mit antimonialischen Weinstein, und von unten mit Manna in einem starken Mechoacannadecoct.

Es ist auch das beste Salz, das man in verschlagenen Säften gebrauchen kann. Es ist äußerst eindringend und wirksam, ohne daß es reizt. Es kömmt auch unter die niederschlagenden Pulver.

Einige rühmen das Doppelsalz in der fallenden Sucht. Man muß die Mittel alle brauchen, die diese Krankheit bestreiten können, da die Arztneykunst wider diese Krankheit nicht so kräftige und gewisse Mittel aufbringen kann, als wider andere Krankheiten. Allein ich zweifele, daß das Doppelsalz, wenn es recht bereitet ist, in der fallenden Sucht mehr als ein anderes Salz thun sollte. Hat man in dieser Krankheit einige Wirksamkeit davon bemerket, so rührte dieses wahrscheinlicher Weise davon her, weil es Vitriol in sich hält; welches in der fallenden Sucht ein specifisches Mittel ist, bey welcher die Mittel mit Gewalt auf die Nerven wirken müssen.

Das Doppelsalz löst sich sehr schwer auf, daher muß man es, wenn man es braucht, sehr klar reiben, und in warmen Getränke nehmen.

Man muß den vitriolisirten Weinstein nicht für das Doppelsalz nehmen lassen, es sind die Ursachen davon in den Kapiteln von dem Weinsteinalkali, dem vitriolisirten Weinstein, dem Lilium, dem mineralischen Kermes, und dem Polychrestsalze erklärt worden.

Das 99. Kapitel.

Die weiße Magnesie des Salpeters.

Wenn man weiße Magnesie machen will, so muß man die Muttersohle des Salpeters nehmen, das ist, das dicke Wasser aus der Salpetersiederey, wenn keine Crystallen mehr anschießen können. Man läßt sie in einem irdenen Gefäße gelinde abrauchen, und wenn die Materie unten auf dem Boden trocken geworden ist, so nimmt man sie mit einem Spatel heraus, und wirft sie Stückweise in einen glühenden Tiegel zwischen angeglimmte Kohlen. Wenn alles eingetragen ist, so läßt man sie in dem Feuer stehen, und unterhält solches so lange, bis auf der Oberfläche der Materie kleine Sterne auffahren, die mit einem Knall verschwinden.

Man muß die Muttersohle ganz gelinde abrauchen lassen, denn sonst steigt sie, und läuft über. Man muß dazu ein Gefäße nehmen, das einen breiten Boden, und eine enge Oefnung hat.

Man muß den Rückstand, welcher nach der Verrauchung der Muttersohle übrig bleibt, nur nach und nach in den Tiegel eintragen, und solches nicht übereilt verrichten. Verfährt man zu heftig, und trägt zu geschwinde ein, so wird er sich entzünden, verpuffen und in die Luft verfliegen.

Man nennt die weiße Magnesie in Deutschland die auflösliche Panacee, allein das heißt mit dem Namen Panacee verschwenderisch umgehen. Was man das Pulver des Santinelli nennt, ist die weiße Magnesie des Salpeters.

Die weiße Magnesie ist nach den verschiedenen Erden, welche in dem Salpeter befindlich sind, verschieden. Die Muttersohlen des Salpeters zu Paris sind nicht die besten

zu dieser Arbeit. Die Muttersohlen der Salpetersiedereyen in Provence schicken sich besser dazu.

Die weiße Magnesie hat die Eigenschaft, die Säuren der Säfte zu absorbiren. Sie löst die Verstopfungen, welche von den Säuren entstehen, auf, und sie laxirt, ohne zu erhitzen und zu reizen. Daher bekömmt sie auch dem Frauenzimmer bey der Mutterbeschwerung, und den hypochondrischen Mannspersonen.

Man nimmt sie von einem halben bis zu drittehalb Quentgen; man nimmt sie meistens des Tages drey mal, das erste mal Abends, das andere mal den Morgen darauf, und das dritte mal Nachmittags; und nimmt man sie als ein Verbesserungsmittel der Säfte, so fährt man mit dem Gebrauche viele Tage fort.

Sie ist ein sehr bequemes Laxirmittel, weil man dabey ausgehen kann. Sie treibt nicht, so daß man ohne vieles Halten, der Wirkung so zu sagen, nach seiner Bequemlichkeit seinen Lauf lassen kann.

Aeußerlich habe ich die Salpeterlauge in Krankheiten der Haut, z. E. in eingewurzelten Schwinden und Krätze brauchen lassen, und es hat solches zuweilen sehr gut angeschlagen.

Das 100. Kapitel.

Kochsalz oder Seesalz.

Das Kochsalz ist einer der vollkommensten Körper in der Natur. Es verdirbt niemals, ja es widersteht vielmehr der Fäulniß anderer Körper, so gar derjenigen, welche am flüchtigsten, und so eingerichtet sind, daß sie den geringsten Eindrücken der Luft nachgeben, dergleichen die Gerüche der Blumen und Gewürze sind.

Das

Das Kochsalz ist sehr dichte, und besitzt die Eigenschaft, die weichen Körper harte zu machen. Es macht Fleisch und Fische harte. Einige thun unter den Haarpuder verknistertes, gepülvertes und recht getrocknetes Salz, um die Haare für dem Ausfallen dadurch zu bewahren. Es kann dieses statt haben, wenn die Haare für allzu großer Feuchtigkeit und Erschlappung der Zasern ausfallen. Das Salz macht, daß die Haare stehen bleiben, indem es ihre Wurzeln befestiget, die eine Art von Zwiebeln sind.

Man kann das Kochsalz in drey Arten eintheilen. Es giebt Steinsalz, Brunnensalz und Seesalz. Ich verstehe unter dem Brunnensalze das Salz aus den Salzquellen, und unter dem Seesalze das Salz aus den gesalzenen Seen.

Die Brunnen, Quellen und gesalzenen Seen erhalten ihre Salzigkeit aus dem Meer, oder sie erhalten sie vielmehr eben so, wie das Meer, aus dem Erdreiche, das sie durchdringen, und wo sie das darinnen enthaltene Salz auflösen. Es giebt viel Wasser auf der Oberfläche der Erde.

Das Seesalz ist von der Beschaffenheit wie das Steinsalz. Das Steinsalz ist ein mineralisches Salz, davon man in verschiedenen Theilen der Erde Gruben findet. Es ist ein wenig durchsichtig und glänzend, und man hat es dahero Steinsalz, (Sal Gemmae) genennt. Dasjenige, welches man aus einigen Minen in Italien und Ungarn ausgräbt, ist feuerroth. Ich habe dergleichen Salz in dem Reis gefunden. Das Salz aus dem mittelländischen Meere ist roth, oder fleischfarben, so sieht auch dasjenige aus, welches man zwischen Aix und Marseille macht.

Das Steinsalz ist viel einfacher als das Brunnensalz, und das Brunnensalz einfacher als das Seesalz. Das

Seesalz ist bitter, und diese Biterkeit kömmt besonders daher, daß das Meer diejenigen Oerter bedeckt, welche die feuerspeyenden Berge ausgehöhlt haben. Außer dem führt das Salz auch eine erdpechichte Materie bey sich. Man sieht das Erdpech über gewissen Meeren schwimmen, es ist dieses besonders das Asphaltum. In dem todten Meere befindet sich dieses in so großer Menge, daß man es daher das mare Asphaltum nennt.

Man unterscheidet das Kochsalz von andern Salzen durch seine würfelförmige Gestalt. Es bestehen seine Crystallen in kleinen Würfeln. Sein salzigter Geschmack ist in der ganzen Welt bekannt. Es knistert auf eine besondere Art, wenn es in das Feuer kömmt.

Das Seesalz verliehrt gemeiniglich durch die Verknisterung den sechzehenden Theil. Diese Arbeit verbessert keine böse Eigenschaft an demselben, um es in der Arzneykunst zu gebrauchen, und bringt ihm auch keine gute bey, so daß sie in Ansehung der Gesundheit unnützlich ist.

Man sagt, wenn man das Seewasser trinkbar machen wollte, so müßte man es versüßen, oder das Salz heraus schaffen. Das Seewasser versüßen und trinkbar machen, scheint einerley Sache zu seyn; allein man betrügt sich. Man kann das Seewasser nicht blos der Salzigkeit wegen nicht trinken, sondern auch wegen des ekeln und scharfen Geschmackes, den es von dem Erdpeche, und von allen demjenigen bekömmt, was in der See lebt, ausdünstet und stirbt, von Pflanzen, Thieren, und allem, was es in sich schluckt.

Es ist wahr, das Meer ist sehr groß; allein die Fische sind auch überhaupt größer als die Thiere der Erde. Die Fische sind auch fruchtbarer, und vielleicht ließen daher die Alten die Venus aus dem Meere entstehen.

Es

Es trägt auch dieses noch viel zu dem üblen Geschmacke des Seewassers bey, daß die Fäulniß der Fische weit stärker ist, als der Thiere auf dem Erdboden. Der Gestank der Seefische ist unerträglich.

Ich sage dahero, daß es eine vergebliche Arbeit seyn würde, das Seewasser süße zu machen, wenn man nicht zu gleicher Zeit ein Mittel ausfindig machte, es eben so reine als natürliches Wasser herzustellen, auf welches man gleichfalls zu sehen hat, wenn es trinkbar werden soll. Was läßt sich also von der blosen Kunst, das Seewasser nur vom Salze zu befreyen, hoffen?

Wenn das Salz mäßig genossen wird, so ist es von großem Nutzen, die Fäulniß bey der Verdauung abzuwenden, und die Festigkeit der Zasern zu unterhalten. Es macht die Thiere fruchtbar. Die Geschichtschreiber von Pohlen erzehlen uns, daß die Pferde in den Salzgruben zu Cracau in kurzer Zeit fett werden, und daß die Menschen darinnen nicht wie außerdem krank sind. Allein man merkt auch zu gleicher Zeit an, daß sie nicht alt darinnen werden.

Wenn das Salz unmäßig genommen wird, so ist es schädlich, es trocknet, und zeuget in den Säften des Körpers eine Schärfe, welche der scorbutischen gleicht. Die einen Gürtel mit Salz tragen, um mager zu werden, werden öfters mit Koliken und Abzehrung beschweret.

Man kann sich von diesen Darmgichten befreyen, wenn man öfters mit Manna, Cassie und Engelsüßwurzel laxiret. Wegen der Abzehrung muß man viel frisches Wasser trinken, Bäder gebrauchen, die nur laulicht sind, und gelinde Speisen essen.

Der Gebrauch des Kochsalzes in den Klystieren ist sehr gebräuchlich, und sehr gut, wenn bey der Oefnung des Leibes viel Gestank weggehet.

Das

Das Salz ist, äußerlich gebraucht, sehr gut, wenn man, z. E. bey dem Brande, und überhaupt in gangrenirten Rohigkeiten und Schwinden des Hodensackes Leben erwecken muß. Es verliehrt dieser Theil die Empfindung, wie ich einige mal bemerkt habe. Er läuft zu gleicher Zeit auf, und verliehrt gar bald die natürliche Farbe. In diesem Falle muß man ihn in eine mit Salzwasser befeuchtete Leinewand einwickeln, und statt des gemeinen Wassers, um dieses Salz aufzulösen, nehme ich ein Decoct von Agrimonie.

Es ist sehr dienlich, die Beulen zu zertheilen, welche von einem Stoß oder Schlag herrühren; man muß sie mit aufgelöstem Salz streichen, und das Salz im Wasser zergehen lassen. Und ist die Haut von ausgetretenem Blute schwarz, so muß man etwas Safran dazu thun. Man kann auch nach den Umständen etwas Brandewein oder Weinessig dazu gießen, wenn sich eine Entzündung dabey findet. Man legt auf die Beulen ein Stück Leinewand, das in diese Auflösung getaucht worden; es zertheilt dieses solche sehr gut, wenn sie noch frisch sind. Es ist mir vorgekommen, als wenn solches an den Beulen des Kopfes besser gethan hätte, als an andern Theilen des Leibes. Allein die Erfahrung ist betrüglich, experientia fallax. Ob schon diese Bemerkung wahr ist, so muß sie doch weiter bekräftiget werden.

In gewissen paralytischen Zufällen, die von Gichtflüssen verursacht werden, muß man den gelähmten Theil in ein Stück Leinewand einwickeln, das mit warm gemachten Salzwasser ist angefeuchtet worden. Oefters vertreibt dieses sehr geschwinde den Schmerz und die Lähmung; man muß die Wärme mit zinnernen Wärmflaschen, die mit warmen Wasser angefüllt sind, oder mit warm gemachten

machten Tellern unterhalten, oder man kann auch neben die Salzlappen beständig mit warmen Seewasser angefeuchtete Leinewand legen.

Das 101. Kapitel.

Von dem Salzgeiste.

Lasset ein Pfund Salz trocken werden, stoßet es klar, und mengt vier Pfund recht getrockneten und gepülverten Thon darunter. Füllt mit diesem Gemengsel eine irdene oder eine gläserne, aber beschlagene Retorte, bis auf einen Drittheil voll. Setzt diese Retorte in einen verschlossenen Reverberirofen ein, und legt einen großen Recipienten vor. Verbindet beyde mit einem Vorstoß, davon die eine Endung in den Recipienten geht, und welcher den Schnabel der Retorte in die andere Endung einnimmt. Hernach verlutirt die Fugen genau, laßt das Lutum trocken werden, und streicht von neuem die Ritzen zu, die beym Trocknen entstehen.

Wenn alles so vorbereitet ist, so macht anfangs ein gelindes Feuer, und vermehret es hernach innerhalb zwölf bis funfzehn Stunden nach und nach, und Gradweise, bis zu der größten Heftigkeit. Wenn dieses Feuers ohngeachtet der Recipiente auf dem Boden und oben kalt ist, so muß man das Feuer abgehen lassen, und so bald es todt ist, macht man die Fugen ab. Man findet in dem Recipienten Salzgeist, den man geschwinde in ein Glas gießt, und so gleich recht feste zustopft.

Man muß den Thon und das Salz vor der Destillirung trocknen, damit wenig Wasser übergehen kann, weil dieses den Geist schwächen würde. Man kann die Vorlage nicht ohne große Beschwerlichkeit abnehmen, und das

Wasser

Wasser alleine auffangen, weil der Salzgeist außerordentlich durchdringend ist. Man müßte nicht eher destilliren, als bis das Lutum recht trocken geworden wäre, so daß wenn das Wasser weg wäre, man aufhören müßte zu treiben, bis das Lutum trocken geworden.

Man muß auch den Thon und das Salz klar stoßen, ehe man es zusammen mengt, weil es auf solche Art am vortheilhaftesten angeht. Denn ist das Salz nicht gepülvert, so wird es sich verknistern, und könnte leicht die Retorte zersprengen.

Man muß das Salz und den Thon nicht eher wiegen, um das rechte Verhältniß zu bekommen, als bis sie erst sind getrocknet worden. Die Laboranten nehmen zu fünf Pfund Thon ein Pfund Salz.

Es läßt sich auch der Salzgeist statt des Thones, mit Vitriol machen, und in diesem Falle muß man aus dem Rückstande das Glauberische Salz auslaugen.

Aeußerlich gebraucht man den Salzgeist in der Arzneykunst für den Beinfresser, und faules Fleisch wegzuätzen, besonders in scorbutischen Geschwüren. Er hemmt überhaupt die Fäulniß, er ist daher sehr geschickt, dem kalten Brande zu widerstehen, der Salzgeist hindert nicht die Wiedervereinigung des Fleisches, wie es der Salpetergeist macht, welcher wegbeizt, indem er verdirbt, so daß alle Theile absterben, die er berührt.

Das Wasser des Belleau besteht aus Salzgeist, Brandewein und Safran. Dieses Wasser wird sehr gerühmt in Schlägen an dem Kopfe. Man wäscht sich den Kopf damit. Es hat oft die Eigenschaft, auswärts zu ziehen, und es scheint, daß es nur den Theil heraus zieht, wo der Schlag hingekommen ist, wenn man gleich den ganzen Kopf damit wäscht. Einige lassen es auch durch die Nase wirken.

Man

Man kann, und es ist auch sehr dienlich, wenn man dieses Wasser nach den verschiedenen Umständen stärker und schwächer macht. Man nimmt die meisten male Salzgeist, Brandewein, und Wasser zu gleichen Theilen, und thut morgenländischen Safran hinein. Zuweilen macht man es aus gleichen Theilen Salzgeist und Brandewein, ohne gemeines Wasser. Ja es kommen Fälle vor, wo man es aus gleichen Theilen Salzgeist und Weingeist bereiten muß. Es gehört sich aber allemal Safran hinein zu thun, welcher zertheilet, und die gelbe Farbe ausmacht, die das Wasser des Belleau hat.

Das 102. Kapitel.

Versüßter Salzgeist.

Thut in einen Kolben acht Unzen rectificirten Weingeist, gießt nach und nach vier Unzen Salzgeist hinein, und so oft als ihr hinein gegossen habt, so stopft den Kolben mit einem Gork zu. Wenn aller Salzgeist hinein ist, so thut an statt des Stöpsels einen andern kleinen umgekehrten Kolben hinein, und verlutirt die Fugen genau. Man läßt alles acht bis neun Tage so stehen, und schüttelt es zuweilen um. Hernach läßt man es einen Monat lang in heißer Asche, oder in einem gelinde geheizten Sandbade digeriren, und schüttelt es alle Tage um. Endlich läßt man alles kalt werden, und gießt diesen versüßten Salzgeist in eine Flasche, die wohl muß verstopft werden.

Einige machen mit dem gelehrten Herrn Pott den versüßten Salzgeist auf solche Art, indem sie sechs Unzen rectificirten Weingeist in einen Recipienten gießen. Hernach legen sie diesen Recipienten an eine tubulirte Retorte, worein sie vier Unzen getrocknetes Kochsalz gethan, sie

gießen

gießen durch die Röhre zwo Unzen Vitriolöl hinein, und wenn die Röhre recht verstopft ist, so treiben sie über. Doch unterhalten sie vorher einige Tage lang nur ein Digerirfeuer, ehe sie mit dem Uebertreiben anfangen.

Es sind die Meinungen, in Ansehung des Verhältnisses des Salzgeistes und Weingeistes, bey Verfertigung des Salzgeistes sehr verschieden. Einige nehmen Salzgeist und Weingeist zu gleichen Theilen, und in diesem Falle ist der Salzgeist noch fressend. Andere nehmen drey Theile Weingeist und einen Theil Salzgeist, und alsdenn sind die Eigenschaften des Salzgeistes durch den Weingeist zu sehr verändert, und kann gar nicht die verlangte Wirkung haben. Das Verhältniß zweener Theile Weingeist zu einem Theile Salzgeist, ist das beste, weil der Salzgeist dadurch hinlänglich versüßt wird, und doch die natürlichen Eigenschaft dieser Säure, welche zusammenziehend und austrocknend ist, nicht vernichtet.

Der versüßte Salzgeist stillt die brandigte Auflösung des Geblütes; er zieht die Zasern zusammen, und macht sie wieder steif; daher giebt man ihn alle Morgen nüchtern, und alle Nachmittage vier Stunden nach dem Mittagsessen, in einem Löffel voll blosem Weine von zwey bis zwölf Tropfen in Brüchen ein.

Man kann in diesen Wein eine Hand voll von der Wurzel einweichen, die das Siegel des Salomons heißt. Man zerstößt die Wurzel, und gießt hernach eine Pinte guten starken ordentlichen rothen Wein darauf, und läßt ihn dreyßig Stunden lang in einem wohl zugestopften Gefäße stehen, und schüttelt es von Zeit zu Zeit herum. Hernach gießt man diesen Wein ab, hebt ihn in einem wohl vermachten Glase auf, und nimmt auf ein mal den achtzehenden Theil eines halben Glases davon.

Zu

Zu gleicher Zeit legt man Abends und Morgens auf den Bruch einen gewissen Breyumschlag, der aus dieser Wurzel, das Siegel Salomons genannt, besteht, die man, ohne zu waschen, zu Brey stößt, und fest auf den Bruch bindet.

Man muß auch überdieß einen Monat lang im Bette liegen bleiben, mäßig leben, und ein genaues Verhalten beobachten. Es sind mir viel junge Personen bekannt, welche dadurch von den Brüchen sind geheilt worden. Die innerlichen Arztneyen sind bey der Kur der Brüche wirksamer als man glaubt.

Das 103. Kapitel.

Das Glauberische Salz.

Wenn man das Glauberische Salz machen will, so nimmt man ein Pfund getrocknetes und gepülvertes Kochsalz, thut es in einen großen Schmelztiegel, der unter der Esse steht, und gießt ein halb Pfund Vitriolöl hinein, es wird ein Rauch entstehen. Wenn dieser Rauch vergangen ist, so setzt man den Tiegel in eine Kohlpfanne, worinnen sich heiße Asche und etwas Feuer befindet. Hier läßt man die Materie zwo Stunden lang trocken werden. Hernach setzt man den Schmelztiegel in einen Ofen mit einem Roste zwischen angeglimmten Kohlen, und macht ein mäßiges Feuer. Es wird die Materie kochen und knistern, und wenn sie trocken geworden ist, schwarz sehen, und hernach weiß werden. Endlich wird sie völlig weiß. Man nimmt hierauf den Tiegel von dem Feuer weg, läßt die darinnen enthaltene Materie in warmen Wasser zergehen, und gießt nach und nach entweder etwas aufgelöstes Natron oder Soda dazu, läßt die Feuchtigkeit durch Löschpapier

laufen, und wenn man einen Theil davon abrauchen lassen, so setzt man es hin zum Anschießen. Es werden dadurch Crystallen entstehen, welche das Wundersalz des Glaubers sind, die man nur schlechtweg das Glauberische Salz nennen muß, weil die Aerzte höchst nöthig haben, die prahlenden Benennungen zu vermeiden, deren sich die Marktschreyer bedienen.

Das Glauberische Salz ist schwerer zu machen, als man gemeiniglich glaubt. Man kann leicht dabey fehlen, und es entweder zu viel oder zu wenig kalciniren, und besonders wenn man ein zu starkes Feuer macht, wovon die Materie schmelzt, und zu Glas wird, wenn sie vorher zu einem gewissen Grad ist kalcinirt worden, ehe diese Schmelzung geschieht.

Der Geruch kann bey dieser Arbeit zu einem Führer dienen. Man muß bey dem Ende den Kopf über den Ofen halten. Die verschiedenen Säuren reizen den Geruch auf eine verschiedene Weise, und man unterscheidet ihn leichtlich. Man empfindet daselbst den Safrangeruch des Salzgeistes, wenn die Materie vorher raucht, ehe sie in das Feuer gesetzt wird; der Geruch, den man fühlt, wenn der Tiegel in dem Ofen steht, ist von diesem erstern unterschieden, und es scheint, daß er zum Theil von dem Vitriolöle herrührt. Hernach hört die Materie völlig zu rauchen auf, und bald darauf fängt sie von eben dem Feuer wieder zu rauchen an, und raucht so gar stärker als vorher; allein der Rauch steigt nicht so hoch, und währt auch nicht so lange. Der Geruch ist bald wie der erstere, das ist, er riecht wie Salzgeist. Wenn dieser Geruch nachläßt, so läßt auch der Rauch nach, und kömmt nicht wieder. Endlich giebt die Materie keinen Geruch mehr, ob schon eine Säure in die Nase fährt.

So

So lange als man diese Säure empfindet, muß man mit der Arbeit fortfahren, weil dieses ein Zeichen ist, daß mehr vitriolische Säure darinnen ist, als nöthig ist, wenn sich die alkalinische Erde des Kochsalzes in ein Mittelsalz verwandeln soll.

Wenn nicht mehr Säure vorhanden ist, als dazu nöthig ist, so ist das Feuer, das man zu dieser Arbeit macht, nicht hinlänglich, das Vitriolöl davon wegzujagen. Denn man muß bey dieser Arbeit allezeit ein mäßiges Feuer unterhalten, denn sonst läuft die Materie aus dem Tiegel heraus. Man könnte es bey dem Ende der Kalcinirung verstärken, wenn nicht zu besorgen wäre, daß die Materie schmelzte; es würden sich alsdenn die Säuren in größerer Menge mit dem Alkali verbinden und zusammen schmelzen. Man würde ein Salz bekommen, welches sauer wäre, und ein Theil würde den Tiegel durchdringen.

Als ich einstmals zu viel Feuer gemacht hatte, so war eine halbe Stunde darnach, als ich den Tiegel in den Ofen gesetzt hatte, die Materie verflogen. Und sie verflog blos durch ein Register des Ofens, das offen stund, und zu gleicher Zeit stieg ein Rauch und eine blaue Flamme auf, die, wie ich glaube, von der vitriolischen Säure und dem fettigten Theile der angeglimmten Kohlen herrührte, als ich das Feuer verminderte, so verschwand diese Flamme alsbald. Allein ich bemerkte, daß die Materie, zwar genugsam auf dem Boden des Tiegels kalcinirt, auf der Seite aber weit höher war, wo sie davon gegangen. Man sieht hieraus, daß sie nicht so flüßig ist, als sie zu seyn scheint, wenn sie in dem Tiegel kocht.

Da ich ein ander mal eine solche Kalcinirung vollführte, so zersprang mein Tiegel in viele Stücken, und die Materie wurde an denjenigen Theilen gelb, welche an den

Rissen lag. Ich halte davor, daß diese gelbe Farbe von einer fetten Materie herkam, die von den Kohlen in den Tiegel gedrungen war, und mit der vitriolischen Säure eine Art von Schwefel gemacht hatte. Glauber hat Schwefel hervor gebracht, indem er drey Theile Kohlen mit einem Theile von seinem Salze geschmelzt.

Man muß ein Alkali in die aufgelöste und kalcinirte Materie eintragen, wenn man Glauberisches Salz macht, um den metallischen Theil niederzuschlagen, und die überflüßige Säure anzubringen, wenn sie wirklich vorhanden ist, wie zuweilen geschieht. Das Vitriolöl hat fast allezeit etwas metallisches bey sich, und die vitriolische Säure macht sich von dem Metall los, und vereiniget sich mit dem feuerbeständigen Alkali.

Es hat nichts zu bedeuten, wenn man zu viel Alkali hinein thut, weil man sich nach geendigter Crystallisirung des Glauberischen Salzes des übrig gebliebenen Wassers, worinnen dieses Alkali enthalten ist, wiederum bedienen kann, wenn man ferner Glauberisches Salz macht.

Man muß eigentlich Natron dazu nehmen, welches ein von der Natur erzeugtes Alkali ist, und sich häufiger in dem Erdboden befindet, als man gemeiniglich glaubt. Man sehe dasjenige nach, was ich hiervon in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften des 1746sten Jahres gesagt habe. Dieses Natron ist der alkalinische Grund des Kochsalzes, des Steinsalzes, und des Seesalzes. Es ist aber der Grundtheil des Kochsalzes mit der vitriolischen Säure statt der Säure des Kochsalzes verbunden, welche das Glauberische Salz ausmacht.

Da das Natron nicht sonderlich bekannt und sehr rar ist, so ist man gezwungen, die Sode davor zu nehmen, weil das Alkali der Sode von der Beschaffenheit des Natrons

trons ist. Ich sage von der Beschaffenheit, oder ähnlich, aber nicht völlig eben das, was das Natron ist; denn es ist noch allemal ein Unterschied zwischen ähnlichen Dingen. Die Aehnlichkeit selber setzt einen wesentlichen Unterschied zwischen den ähnlichen Dingen voraus, die ohne denselben nur eine, und eben die Sache seyn würden.

Man kann zu gleicher Zeit den Salzgeist und das Glauberische Salz machen, wenn man diese Arbeit in einer Retorte durch die Destillirung, und nicht im Schmelztiegel durch Abrauchen verrichtet. Allein destillirt man auf diese Art, so muß man die Fugen zwischen dem Recipienten und der Retorte mit großer Sorgfalt verlutiren. Man hat alle Noth, wenn man den Salzgeist erhalten will, den man vermittelst des Salzgeistes übertreibt. Man muß eine tubulirte Retorte dazu nehmen, und das Vitriolöl nur nach und nach hinein gießen.

Man kann aus sechs Pfund Seesalz und vier Pfund Vitriolöl viertehalb Pfund Salzgeist und fünf Pfund Glauberisches Salz bekommen. Ein Pfund in dem Tiegel kalcinirte Materie giebt durch die Auflösung im Wasser, und durch die Crystallisirung ohngefehr drey Pfund crystallisirtes Glauberisches Salz. Es befindet sich eine außerordentliche Menge Wasser in diesen Crystallen. Wenn man daher dieses Salz für eine Krankheit besonders macht, so thut man wohl, wenn man zu deren Verfertigung ein Wasser nimmt, das sich zu der Krankheit schickt, und mit diesem Salze, in Ansehung seiner Eigenschaften, eine Aehnlichkeit hat, dergleichen z. E. das abgezogene Hindläuftwasser ist.

Es läßt sich mit Soda und Vitriolöl eine Art Glauberisches Salz machen. Vier Unzen recht gereinigte Crystallen von der Sode, schlucken aufgelöst eine Unze und drey Quentgen Vitriolöl in sich.

Die wohlfeilste und einfachste Art das Glauberische Salz zu machen, ist diejenige, da man es durch die Crystallisirung aus dem epsomischen Salze verfertiget. Siehe das folgende Kapitel von dem epsomischen Salze.

Die Crystallen des Glauberischen Salzes bestehen aus durchsichtigen und viereckigten Säulen, deren Endungen schräg wie die Diamanten geschnitten sind. Sie schmecken bitter, und lassen in dem Munde eine Kühlung zurücke, woraus sich schließen läßt, daß dieses Salz kühlen muß. Setzt man die Crystallen des Glauberischen Salzes in eine warme Luft, so zerfallen sie in einen weißen Staub. Sie schmelzen leichtlich im Feuer, und lösen sich im Wasser zu gleichem Gewichte auf. Es löst sich unter allen mineralischen Salzen am leichtesten auf, und ist nach dem alkalischen Salze des Weinsteines dasjenige, welches sich am leichtesten auflöst.

Das Glauberische Salz läßt sich unter allen Salzen am schwersten recht crystallisiren. Man muß bey der Crystallisirung desselben auf die Temperatur der Luft Acht haben. Man muß eine trockne und warme Luft dazu wählen. Denn ist die Luft naß und kalt, so legt es sich mehr an die Seiten der Gefäße an, als daß es sich crystallisirt.

Wenn man, um das Glauberische Salz zu crystallisiren, einen Theil der Feuchtigkeit abrauchen läßt, so bildet sich auf der Oberfläche kein Häutgen. Man muß sich in acht nehmen, daß man nicht zu viel wegrauchen läßt, und mit der Crystallisirung zu sehr eilt, sonst bekömmt man unordentliche Crystallen, wie diejenigen, welche das epsomer Salz ausmachen.

Man muß viel Aufmerksamkeit anwenden, wenn man ein schönes Glauberisches Salz aufbehalten will. Ist es feuchte, wenn man es hinein thut, so zerfließt es in

der

der Folge. Ist es aber zu trocken, wenn man es verschließt, so zerfällt es zu Pulver.

Das Glauberische Salz hat einen großen Nutzen in der Arzneykunst. Es ist ein bitteres Salz, das dem Magen zuträglich ist; es reizt den Magen weniger als jedes andere Salz. Daher bekömmt es öfters in bittern Magenbrühen, die mit wilder Hindläuft, Körbel und Hirschzunge (Scolopendrium) abgekocht sind. Das Wermuthsalz wirket nicht eben so gelinde als das Glauberische Salz.

Das Glauberische Salz bekömmt denjenigen besser, als jedes andere Salz, die empfindliche Eingeweide haben, so wie der vitriolisirte Weinstein dergleichen am wenigsten bekömmt. Das Glauberische Salz laxirt sehr gelinde, und ohne zu erhitzen, und daher wird es in Mutterbeschwerungen und hypochondrischen Krankheiten angepriesen. Es führt besonders die Serositäten ab, die zu sehr nach dem Munde gehen, daher bekömmt es den Milzsüchtigen wohl, die gemeiniglich immer ausspeyen, und hartleibig sind.

Es schickt sich kein Salz besser zu dem Manna als das Glauberische. Ueberhaupt hat man für zärtliche Personen, und die zu gleicher Zeit schwer zu laxiren sind, kein besseres Laxirmittel, als wenn man ein Quentgen gestoßene Quinquina mit Wasser an das Feuer setzt. Wenn das Wasser kocht, so wirft man ein Quentgen klein geschnittene Rhabarbar hinein, und läßt es sieben bis acht mal aufkochen, hernach thut man drittehalb Unzen Manna dazu, und nimmt es gleich vom Feuer weg. Wenn das Manna zergangen ist, so drückt man diese Arztney stark aus, und löst zwey Quentgen Glauberisches Salz darinnen auf.

Das Glauberische Salz löst die zähen Säfte auf, und bereitet sie auf solche Art vor, daß sie können abgeführt

werden. In solcher Absicht giebt man sie in stärkenden Brühen, die aus einem halben Pfunde derben Kalbfleische, oder einem jungen magern Huhn, die man in drey Chopinen Wasser bis auf eine einkocht, das ist ohngefehr eine Stunde, oder fünf Viertelstunden. Hernach wirft man Borragen- und Buglossenblätter, Lattich, Körbel, Portulac und Veilgenblätter oder Malven hinein, von jedem eine halbe Hand voll, und zwar gelesen, gewaschen und klein geschnitten. Man läßt die Brühe nur einmal aufkochen, hernach gießt man sie durch, und theilt sie in zween Theile, davon man die eine Helfte des Morgens nüchtern, und die andere Abends zwo Stunden nach dem Abendessen nimmt, und das Glauberisch. Salz läßt man in der ersten Brühe zergehen. Man thut davon nach den Umständen von einem halben bis zween Quentgen hinein.

Es ist das Glaubertsche Salz ein gutes Auflösungsmittel, es dringt ein, es erweicht, und zerschmelzt dasjenige, was die Verstopfungen bildet. Man giebt es in diser Absicht in den Tränkgen, die von wilder Grindwurzel und Klettenwurzel, von jedem eine Unze, Odermennige, Eupatorium, Brunnenkresse, wilde Hindläuft, Erdrauch und Hirschzungenblätter, von jedem eine gute halbe Hand voll gemacht werden. Wenn alles abgeputzt, gewaschen und geschnitten ist, so wirft man sie in zwo Pinten und eine Chopine siedendes Wasser, und läßt es eine halbe Stunde bis auf zwo Pinten einkochen. Hernach drückt man die Feuchtigkeit stark aus, und löst darinnen von zwey Quentgen bis eine Unze Glauberisches Salz auf.

Man nimmt davon aller drey Stunden einen Becher voll, und eine Brühe oder einen Gerstenschleim mit Wasser gekocht, oder eine dünne Suppe anderthalb Stunde auf jeden Becher.

Man

Man muß die beyden ersten Becher von diesem Decocte des Morgens nüchtern, in einer Zeit von anderthalb Stunden, und eine Brühe anderthalb Stunden auf den andern Becher nehmen.

Das Glauberische Salz ist ein bitteres Salz, das die Fieber vertreibt, daher bedient man sich desselben mit Nutzen in den Decocten bey anhaltenden Fiebern mit laxirenden Pflanzen, und zuweilen mit Purgirmitteln, dergleichen die Cassie, oder Senesblätter, oder Manna ist.

Man setzt es auch in nachlassenden Fiebern der peruvianischen Rinde zu. Man setzt eine Unze Rinde in zwo Pinten heißem Wasser an das Feuer, und thut drey bis fünf Quentgen Glauberisches Salz dazu. Wenn das Wasser kocht, so wirft man Borragen, Buglossen, Hirschzungen und wilde Hindläuft hinein, von jedem eine halbe Hand voll. Man läßt es bis auf drey Chopinen einkochen, hernach preßt man die Feuchtigkeit gehörig aus. Man läßt diesen Fiebertrank Tag und Nacht aller drey Stunden, und darzwischen allemal eine Brühe nehmen.

Man kann dem Kranken Klystiere setzen lassen, und dazu den Rückstand von dem Fiebertranke nochmals abkochen.

Ich lasse das Glauberische Salz gleich anfangs mit der Quinquina hinein werfen, damit sich das Fiebermittel besser auszieht. Wenn man sich der Salze zum Laxiren bedienen will, so muß man sie nicht eher in das Laxirtränkgen thun, als bis es fertig ist, wenn sie aber das Ausziehen der Kräfte aus den Sachen befördern sollen, dazu sie genommen werden, so muß man sie gleich anfangs hinein thun. Außerdem muß man wissen, daß die Salze, wenn sie lange kochen, ihre Natur verändern. Man wird das Kochsalz aus dem gesalzenen Fleische niemals wieder so

heraus bringen, als man es daran gethan hat. Einerley Menge Salz salzt eine Brühe oder Suppe ganz verschieden, wenn man es ganz zuletzt, und nicht gleich anfangs hinein wirft. Die Salze decomponiren sich endlich in heißem Wasser. Ich habe einen Versuch gemacht, und Salz im Wasser aufgelöst, die Auflösung filtrirt, anschießen lassen, die Crystallen wieder aufgelöst, wieder filtrirt und anschießen lassen. Dieses habe ich so oft gethan, bis das Salz zerstört war. Es ist dieses ein Mittel, die Grundtheile der Salze zu untersuchen, weil dieses die einzige Sache ist, die nach jeder Operation übrig bleibt. Wenn ich mich recht besinne, so habe ich schon in dem Kapitel von dem Salze oder der Crystallisirung davon gesprochen.

Das 104. Kapitel.

Von dem epsomer Salze.

Wenn man epsomer Salz machen will, so muß man zween Theile getrocknetes Seesalz in eine tubulirte Retorte oder in einen Schmelztiegel thun, und etwas Vitriolöl darauf gießen. Hernach wird aus der Retorte der Salzgeist übergetrieben, der als weiße Dämpfe in die Vorlage übergeht. Verrichtet man aber diese Arbeit in einem Tiegel, so muß man ihn so lange im Feuer stehen lassen, bis der Dampf, der gleich anfängt aufzusteigen, wenn das Vitriolöl hinein gegossen ist, alle verflogen ist. Den Rückstand in der Retorte oder in dem Schmelztiegel nimmt man so gleich aus dem Feuer heraus, und löst ihn in warmen Wasser auf. Nach geschehener Filtrirung raucht man das Wasser so weit ab, bis es recht gesalzen schmeckt, und hernach läßt man es anschießen.

Man

Man braucht nicht so gelinde zu verfahren, wenn man das epsomer Salz crystallisiren will, als man bey dem Glauberischen nöthig hat. Auch muß man bey Bereitung des epsomer Salzes eine größere Menge Wasser abrauchen lassen, worinnen es ist aufgelöst worden.

Das epsomer Salz ist eine Zusammensetzung von dem Glauberischen und dem Seesalze, die mit einander vermischt sind. Alles epsomer Salz hält Glauberisches Salz in sich, und öfters befindet sich Glauberisches Salz in dem epsomer Salze, wenn z E. das Glauberische Salz nicht aus schönen Crystallen besteht, sondern mit Seesalz vermengt ist.

Man kann durch wiederholtes Anschießen alles Glauberische Salz, welches mit dem epsomer vermischt ist, absondern, und endlich bleibt nichts als Seesalz übrig, das man vermittelst des Vitriolöles in Glauberisches Salz verwandeln kann. Man kann also alles epsomer Salz in Glauberisches verwandeln. Daß sich in dem epsomer Salze noch Seesalz befindet, wird daher erwiesen, weil ein Salzgeist aufsteigt, wenn man Vitriolöl auf epsomer Salz gießt.

Das epsomer Salz ist ein noch rohes Glauberisches Salz. Das Glauberische Salz ist in Ansehung des epsomer Salzes dasjenige, was der gereinigte Salpeter in Ansehung des rohen ist. Der rohe Salpeter ist ein Salpeter, der mit vielem Kochsalze vermischt und schlecht crystallisirt ist. Das epsomer Salz ist ein Glauberisches Salz, das mit vielem Kochsalze vermischt und schlecht crystallisirt ist.

Wenn man den Salpeter reinigen will, so sondert man durch Auflösen, Filtriren und Crystallisiren das Kochsalz von dem Salpeter ab. Die Apotheker, welche ihren Vortheil

theil und den Vortheil des Publicums verstehen, machen das Glauberische Salz auf die Art, und scheiden das Kochsalz durch Auflösen, durch Seihen und Anschießen von dem epsomer Salze aus.

Diejenigen unter den Apothekern, welche gerne gute Wahren verkaufen wollen, aber die Beschaffenheit dieser Salze nicht sattsam verstehen, wollen das Glauberische Salz selber machen, welches so viel zu machen kostet, als sie es verkaufen, das Pfund sechzig Franken, und das Quentgen zwölf Sols. Da hingegen das aus den Salzwerken, wovon man das Pfund zu vierzig Franken verkauft, weniger zu machen kostet. Es laxirt mehr als dasjenige, welches man selber macht, und ist auch nicht so schön; allein man kann es so schön machen, als es nur seyn kann, wenn man es so, wie ich gesagt habe, reiniget. Der Unterschied des Preises verlohnt die Mühe ganz wohl, die man sich darmit giebt. Das aus den Salzwerken laxirt blos deswegen mehr als das andere, weil es noch der Natur des epsomer Salzes gleich kömmt, das stark laxirt.

Man nennte sonst das epsomer Salz das englische Salz, weil man es die erste Zeit über, da dieses Salz bekannt wurde, aus einer Quelle in England, die Epsom hieß, bereitete. Im Jahr 1710 und 1711 machte man noch ein Geheimniß in Engelland daraus, wie das epsomer Salz gemacht wurde. Sepius hat zu der Zeit an den Martin Lister geschrieben, der sich einige Zeit auf dem Lande bey Epsom aufhielt, um ihn zu fragen, wo das epsomer Salz herkäme, weil er wußte, daß diese Quelle nicht geachtet wurde. Lister antwortete ihn, daß dieses Salz kein natürliches, sondern ein gemachtes Salz wäre, welches die Chimisten in London bereiteten. Man hat Ursache zu glauben, daß Lister nicht recht ist unterrichtet gewesen, wie

man

man das epsomer Salz in Engelland macht, und daß man es aus den Salzwerken bekömmt. Man hat mir gesagt, daß man Seewasser auf vitriolische Erde gösse, in der Luft stehen ließe, diese Erde auslaugte, und durch Anschießen das epsomer Salz heraus brächte. Vermuthlich läßt man einen Theil des Wassers abrauchen, um es salzigter zu machen, ehe man es auf die vitriolische Erde gießt. Oder man gießt es viele male darauf, so wie es von der Sonnenhitze verraucht. Man könnte eben dieses in Frankreich versuchen, indem man Meerwasser auf Thon gösse.

In Frankreich macht man das epsomer Salz aus dem Wasser, worinnen das angeschossene Seesalz liegt. Man bereitet es in Lothringen aus der Mutterlauge des Seesalzes. Man könnte es auch in den Salzwerken zu Loucques in der Normandie machen.

In den Lothringer Salzwerken macht man das epsomer Salz aus dem Bodensatz, oder aus der Erde, die sich in den Kesseln absondert, worinnen man die Mutterlauge des Seesalzes abraucht. Sie wird im Französischen Cheloppe genennt. Sonst streute man diese Erde auf eine Wiese, die man verbessern wollte. Man wurde darauf in der Folge Crystallen wie Nadeln gewahr, man war aufmerksam darauf, und als der Arzt Grosse in Paris hierüber zu Rathe gezogen wurde, so suchte er, fand und zeigte Mittel an, dieses Salz, welches aus dem Glauberischen und Seesalze besteht, deren Crystallen unter einander gemengt, das epsomer Salz ausmachen, aus dieser Erde heraus zu ziehen. Man hat dieses in Frankreich Herrn Düpin, einem Oberpachter, zu verdanken, der ein Mann von großem Verstande, und ein guter Bürger war.

Es würde dieses sehr verkehrt gehandelt seyn, wenn man das epsomer Salz jetzund aus Engelland wollte kommen

lassen.

lassen. Es würde dieses noch übler gehandelt seyn, wenn man es machen wollte. Es ist weit besser, wenn man es aus den Salzwerken zieht, so wie es weit besser ist, wenn man das Glauberische Salz aus dem epsomer heraus scheidet, als es selber macht, wie ich in dem vorhergehenden Kapitel erklärt habe.

Das epsomer Salz ist sehr wirksam; es hat zu gleicher Zeit die Eigenschaften des Glauberischen und des Seesalzes. Man sehe das vorhergehende und das 100. Kapitel nach. Daher muß man das epsomer Salz nicht in den Fällen geben, wo das Glauberische Salz nützlich, und das Seesalz schädlich ist; noch auch in den Fällen, wo das Seesalz nützlich, und das Glauberische nicht dienlich ist. Es ist aber das epsomer Salz in den Fällen heilsam, wo es zu gleicher Zeit auflösen und wieder beleben muß, z. E. in Schlagflüssen, Erstarrungen und Lähmungen, wo man stark laxiren und den Zasern ihre natürliche Bewegung wieder geben muß. Es rührt zum Theil von dem Salze her, daß die Wasser zu Balarüc in dergleichen Krankheiten eine große Wirkung beweisen.

Das epsomer Salz ist unter allen Salzen dasjenige, was am meisten laxiret. Eine halbe Unze epsomer Salz laxirt stärker als eine Unze Seignettisches. Man kann es auch in Tisanen, Tränken und Brühen, von zwölf Gran bis zu einem halben Quentgen nehmen lassen, und solches in einem Tage viele male.

Gemeiniglich giebt man das epsomer Salz nur in laxirenden Tisanen, in Purgirtränken und mineralischen Wassern. Man läßt in zwey oder drey Gläsern laxirenden Tisanen zusammen von einem Quentgen bis zu einer halben Unze nehmen. In zwey Pinten mineralischen Wasser, dergleichen die Wasser zu Vichy oder Balarüc sind, kann

man

man von zwey bis zu sechs Quentgen thun. In ein gewöhnliches Laxirmittel thut man von einem halben bis zu drey Quentgen.

Das 105. Kapitel.

Von dem Kalke.

Kalk nennt man in der Chimie alle Sachen, die entweder im Feuer, an der Sonne, oder in der Luft kalcinirt sind, und zwar nennt man dieses die trockne Verkalkung, und was durch ein fressendes Wasser aufgelöst, und hernach als ein Pulver niedergeschlagen worden, ist die feuchte Verkalkung.

Allein in der ordentlichen Sprache bedeutet Kalk gewisse gebrannte Steine oder andere Materien, z. E. Schalen, die auch gebrannt sind, und in einen Staub zerfallen, wenn sie in der Luft liegen, wenn sie aber ins Wasser kommen, sich kochend auflösen, und vornämlich von den Mäurern gebraucht werden. Es ist dieses der eigentliche Kalk, und ich will jetzund von demjenigen handeln, der von Steinen gebrannt wird.

Die Nothwendigkeit, darinnen sich der Mensch beständig befunden hat, so zu wohnen, daß er für dem Ungestüm des Wetters, und für den Anfällen der Thiere und seines gleichen gesichert ist, hat ihn zu rechter Zeit angestrengt, Mittel auszufinden, wie er Häuser bauen könne. Der Gebrauch des Kalks ist wahrscheinlicher Weise eben so alt, als die Kunst zu bauen. Man bediente sich des Kalkes in den ältesten Zeiten, von welchen nur einige Kenntniß auf uns gekommen ist.

Das Wort Calx, wodurch man im Lateinischen Kalk ausdrückt, bedeutet einen kleinen Stein, und also eben das,

das, was Calculus, wovon das französische Wort Caillou herkömmt.

Das Wort Calx kömmt seinen ursprünglichen Verstande nach von dem griechischen Worte χάλιξ her, welches gleichfalls einen Stein bedeutet, dergleichen die Steine sind, die sich an den Ufern der meisten Flüsse befinden, und sehr guten Kalk geben.

In der Folge nahmen die Alten auch Kieselsteine, um Kalk daraus zu machen. Daher übersetzten die Lateiner damals nicht nur das griechische χάλιξ durch das Wort Calx, sondern sie legten ihm auch die Bedeutung des Silex bey.

Bey den Alten war das Wort Calx männlichen Geschlechts. Man liest in dem Cato, Vitruv, Columella, Plin, Pallad und andern, Calx arenatus, um Mörtel dadurch auszudrücken.

Endlich hat man alle Arten Steine dazu genommen, die sich durch Brennen in Kalk verwandeln lassen. Und nach der Meinung der alten Schriftsteller, die ich nur angeführt habe, nahm man zu dem Kalke den härtesten Stein, und so gar den Marmor, aber nicht zum Weißen, Opera tectoria, wozu man sich nicht gar zu harter Steine bediente.

Man muß den weißen, weichen, schweren und frisch gebrannten Kalk allen andern vorziehen.

Man nennt denjenigen lebendigen Kalk, der nicht in der Luft gelegen, nicht in Pulver zerfallen, oder mit Wasser begossen gewesen, denn wenn dieses geschehen, so heißt er gelöschter Kalk.

Man kann den lebendigen Kalk lange aufheben, wenn man ihn in ein Gefäße thut, und solches dergestalt vermacht, daß keine Luft hinein kann. Man hat 1747 in den Ruinen

der

der alten Stadt Heraclea Kalk gefunden. Ich habe, spricht der Verfasser der Erzehlung von dieser Entdeckung, ich habe einen Ort gesehen, wo man Kalk zum Bauen gemacht hatte, er war noch so frisch, als wenn er gestern wäre gebrannt worden.

Der Kalk schmelzt nicht durch das heftigste und noch so lange unterhaltene Feuer. Kunkel hat ihn vergebens zu schmelzen gesucht, und solchen in einen Glasofen gesetzt. Ich habe ihn bey einem Feuer geschmelzt, das nicht außerordentlich war, weil ich ihn vorher mit Salzgeist durchziehen lassen. Der Salzgeist macht, daß er im Feuer schmelzt.

Herr Maquer, Doctor der medicinischen Facultät zu Paris, Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften, und der sich durch eine vortreffliche Abhandlung, Anfangsgründe der Chimie betitelt, bekannt gemacht hat, hat sehr sinnreiche Versuche mit dem Kalk und Mittelsalzen, den Säuren und Alkali angestellt. Man kann dieses im 5ten Kapitel seines Buches nachsehen.

Der Kalk hat einen großen Nutzen, nicht nur zum Bauen, sondern auch gewisse Erden zu verbessern, zum Glas machen, und zum Reinigen des Zuckers. Man bedient sich auch desselben zur Metallurgie, und in der Chimie zum Verstreichen der Gefäße.

Man kann vermittelst des Kalks entdecken, ob der Wein verfälscht ist. Man sehe das 25. Kapitel des dritten Theiles im ersten Bande von dem Weine nach.

Die Alten bedienten sich eines außerordentlich festen Kittes, den sie mit Kalk machten, den sie in Wein löschten, und kneteten hernach unter Schweinefett und Pech. Sie rieben vorher die Steine mit Oel, ehe sie solche mit diesem Kitte befestigten.

Der Kalk ist gemeiniglich der Hauptheil derjenigen Dinge, deren man sich bedienet, wenn man machen will, daß die Haare ausfallen sollen, und welches Mittel man Depilatorium nennt. Wenn man ein Depilatorium machen will, so nimmt man vier Unzen lebendigen Kalk, eine Unze Operment, eine Unze Silberglätte, und eine Unze Stärke. Wenn alles gepülvert und unter einander gemengt ist, so macht man mit Seifenwasser oder mit einer starken Lauge eine Salbe davon. Man kann auch die Silberglätte und Stärke weglassen.

Wenn der Kalk mit Oel oder Fett vermischt, und äußerlich aufgelegt wird, so erweicht er, macht reif oder zertheilt. Man legt ihn besonders auf die podagrischen Knoten.

Der recht ausgelaugte Kalk ist gut, die Geschwüre, besonders der Geburtstheile auszutrocknen, und vornehmlich wenn sie französicht sind. Ueberhaupt ist der ausgelaugte Kalk absorbirend, zusammenziehend und heilend. Der Arzt Tagault preiset ihn in seinen chirurgischen Anfangsgründen mit Tutie und vieler Rosensalbe vermischt in gewissen Wunden an, wo ein Nerven zerschnitten ist.

Der Kalk thut mehr oder weniger gut, wenn man sich gebrannt hat, und ihn auf eine Weise auflegt, auf welche man will. Man thut zu diesem Gebrauche Nußöl dazu. Man kann ihn zu der Absicht so bereiten, daß man mit Nußöl und Kalkpulver einen Teig macht. Man bildet kleine Kugeln daraus, damit man eine Retorte anfüllet, die man in einen Reverberirofen einsetzt, und nachdem man eine Vorlage vorgelegt, und die Fugen verlutirt hat, so treibt man das Oel über, das heller wieder abgeht, als man es dazu genommen hat.

Man nimmt den Kalk wesentlich unter den Aetzstein. Siehe den ersten Band, 385. Seite.

Das

Das 106. Kapitel.

Von dem Kalkwasser.

Wenn man Kalkwasser machen will, so nimmt man ein Pfund Kalk und acht Pfund Wasser. Man thut den Kalk in eine Schüssel, macht das Wasser heiß, und gießt nach und nach bey nahe den dritten Theil auf den Kalk. Wenn der Kalk anfängt zu zerspringen und zu rauchen, so gießt noch die Helfte von dem rückständigen Wasser darauf, und endlich, wenn es kocht, so gießt alles vollends darauf. Rührt es mit einem hölzernen Spatel etwas um.

Wenn das darüber stehende Wasser helle ist, so neigt das Gefäße um, und gießt alles sachte ab. Es ist dieses das erste Kalkwasser.

Gießt sechs Pfund kochendes Wasser auf den Rückstand in die Schüssel, und rührt es mit einem Spatel um. Laßt es einen Tag lang weichen, und gießt das oben stehende helle Wasser ab. Es ist dieses das zweyte Kalkwasser.

Hernach gießt man vier Pfund Wasser auf den Rückstand in der Schüssel, und setzt es an das Feuer, damit das Wasser kocht, hernach läßt man das Feuer abgehen, und rührt es so lange mit dem Spatel um, bis das Wasser kalt ist, und wenn es helle geworden ist, so gießt man es ab.

Endlich gießt man noch zwey Pfund Wasser in die Schüssel, läßt es wie das vorige mal aufkochen, und gießt das Wasser in einen Trichter, der mit einem Filtro versehen ist, weil man dieses mal alles, auch das trübe abgießen muß.

Es ist das Filtrum die ersten male nicht nöthig, weil man da nur das helle Wasser abgießt, das in der Flasche noch heller wird, wenn es steht.

Das zweyte, dritte und vierte Wasser muß man unter einander mengen, weil sie alle einerley Kraft haben. Sie

halten unumgänglich einige Grundtheile in sich, und auch das eine so viel als das andere, weil man allemal weniger Wasser zugießt, und das Feuer zur Hülfe nimmt. Allein diese Wasser halten nicht eben die Grundtheile in sich als das erste, welches dasjenige auflöst, was sich leicht auflösen läßt, und wovon nichts mehr übrig bleibt, dergleichen die Mittelsalze sind. Ich habe Salpeter in dem Kalke gefunden, wie ich in einer Abhandlung von dem Kalke erzehlet, die ich der Akademie im Heumonat 1745 vorgelesen habe. Es hat ihn noch jemand anders, als ich, darinnen gefunden, und es ist mir sehr lieb, daß man meine Entdeckung bestätiget hat. Die Untersuchungen, die man nach mir angestellet hat, ob Salpeter im Kalke ist, sind beträchtlicher als diejenigen, welche ich darüber angestellet habe, weil meine Absicht dabey nicht war, Salpeter darinnen zu suchen, sondern zu entscheiden, ob überhaupt Salz im Kalke ist, und was es für Salz sey. Man bat mich um einen Auszug meiner Abhandlung, um ihn jemanden zuzuschicken, der seit dem diese Untersuchungen in der Provinz angestellet. Ich gab sie ihn, allein ich habe Ursache zu glauben, daß er nicht ist genützt worden, weil man seiner in einer Abhandlung nicht gedacht hat, die seit dem der Akademie von dem Salpeter ist vorgelesen worden, den man in dem Kalke gefunden hat.

Ich werde bey dieser Gelegenheit sagen, daß nicht weit von Saumür ein Steinbruch ist, worinnen die Steine salpetericht sind. Ich habe diese Nachricht Henkeln zu verdanken. Es ist dieses eine Sache, die ich bestätiget haben möchte. Die Ausländer sind zuweilen von demjenigen besser unterrichtet, was sich in einem Lande befindet, als die Einwohner selber.

Man muß das Kalkwasser in einem wohl verstopften Glase aufheben, damit die Feuertheilgen nicht davon verfliegen, und damit die Luft nicht ihre Feuchtigkeit und ihre Salze damit vermengt.

Das Kalkwasser ist eröfnend, absorbirend, zusammenziehend, und sehr austrocknend.

Das Kalkwasser ist sehr wirksam, um zähe und salzigte Feuchtigkeiten zu verbessern, die nach den Nieren und der Blase gehen, und daselbst Grieß oder Steine erzeugen. Verschlagen sich diese Säfte, wie öfters geschieht, in die äußersten Theile des Körpers, das ist, in die Hände und Füße, so verursachen sie daselbst das Podagra und Knoten.

Man hat fast zu allen Zeiten eingesehen, daß der Kalk den Stein auflöst. Die alten Aerzte haben viele Arztneyen davon gemacht, und sie im Steine gebraucht. Allein sie haben niemals Mittel ausfindig gemacht, sie in genugsamer Menge ohne Beschwerde in die Blase zu bringen. Das Oel ist eines von den besten Mitteln, das man als hierzu dienlich kennt, es mildert den Kalk ohne die Wirkung zu hindern, und diese Wirkung kann so gar durch ein feuerbeständiges alkalisches Salz vermehrt werden, welches, wenn man es mit dem Oele vermengt, die Seife ausmacht.

Die Seife laxirt, und das Kalkwasser ist anhaltend. Diese entgegen gesetzten Eigenschaften, welche kein specifisches Mittel in dem Steine sind, mäßigen eines das andere, da hingegen die zerschmelzende und Stein auflösende Kraft des Kalkes durch eben die Kraft verstärkt ist, die sich in dem feuerbeständigen Alkali findet. Es ist dieses ein Vortheil, den das Mittel der Jungfer Stephens hat. Siehe den ersten Band, 339. Seite.

Man läßt das Kalkwasser mit Milch trinken, damit es abgeht. Es ist sehr geschickt, die sauren Schärfen zu zerstören, die eine große Hinderung sind.

Man giebt es für innerliche Geschwüre, und in der rothen Ruhr, mit Wundkräutern infundirt, oder der Kranke nimmt es vielmehr in seiner ordentlichen Tisane.

Man verordnet das Kalkwasser von einem Quentgen bis zu einer Unze, und läßt es des Tages verschiedene male nehmen.

Man kann mit Kalkwasser verschiedene sehr nützliche mineralische Wasser machen, wenn man nämlich warme mineralische Wasser in Ländern nöthig hat, wo keine sind. Man thut nach den Krankheiten, und nach der Leibesbeschaffenheit der Kranken, Vergöl und Salze dazu, entweder das Glauberische oder das epsomer. Man läßt in gemeinem Wasser Schwefel und Sode oder Weinrebenasche kochen, ehe man sie hinein thut. Man kann diese Wasser innerlich zum Trinken, und äußerlich zum Baden brauchen, so wie man sich der warmen mineralischen Wasser bedienet. Ich werde die Art und Weise, wie man mineralische Wasser bereitet, die den vornehmsten natürlichen mineralischen Wassern ähnlich sind, weit umständlicher in einer Abhandlung der mineralischen Wasser beschreiben. Man sehe hierüber den ersten Band nach.

Man thut Kalkwasser bey gewissen Koliken unter die Klystiere. Man macht auch Einspritzungen davon in dem Tripper und dem weißen Flusse.

Man bedient sich auch des Kalkwassers in der Wassersucht des Gehirnes. In diesem Falle wickelt man den Kopf in Tücher, die mit diesem Wasser befeuchtet sind.

Das 107. Kapitel.

Von dem Salze des Kalkes.

Es ist schon lange die Frage aufgeworfen worden, ob der Kalk Salz in sich hat, und was für ein Salz?

Die Meinungen der Chimisten sind hierüber sehr getheilt, und die meisten Schriftsteller, welche davon geschrieben haben, scheinen nur von Muthmaßungen zu reden.

Einige versichern mit Lemery, Hofmann und Ficken, daß der Kalk kein Salz in sich hat, weil sie sich vergeblich bemühet haben, solches heraus zu scheiden. Zwelfer, der gleichfalls unter die Anzahl gehört, spricht (*): Ex ipsa calce viua sal extrahere conatus fui, vtpote de quo Chimici multum, falso tamen gloriantur, sed irrito conatu: quin loco salis, quem vnice in votis habebam, exiguam terrae calcineae, vel gypseae ex satis magno quantitate calcis viuae acquisiui.

Andere hingegen behaupten, daß der Kalk Salz bey sich führt. Doch gehen sie in Ansehung der Art des Salzes sehr von einander ab. Einige geben vor, dieses Salz sey flüchtig, andere halten es für feuerbeständig, und einige Schriftsteller sagen gerade heraus, daß sich in dem Kalke so wohl ein flüchtiges als feuerbeständiges Salz befindet.

Da verschiedene Chimisten sahen, daß der Kalk bey gewissen Gelegenheiten eben das that, was die Alkali thun, so haben sie daraus geschlossen, daß er ein Salz von der Art in sich hielte. Charras, welcher der Meinung war,

(*) Pharmac. August. T. I. append. de sal.

und das Salz des Kalkes mit dem Gas des Vanhelmonts verglich, weil er glaubte, daß das Salz des Kalks eine geistige und sehr flüchtige Materie sey, die sich nicht in einen sichtbaren Körper zusammen bringen ließ, spricht: Ich habe niemals behauptet, daß sich eine Säure in dem Kalke befände, sondern eigentlich ein wirklich alkalisches Salz. Siehe das königliche Apothekerbuch im Kapitel von dem Kalke nach.

Verschiedene hingegen, welche bemerkten, daß der Kalk Zeichen einer Säure von sich gab, haben daraus geschlossen, daß sein Salz sauer ist. Kunkel glaubt es durch die Erfahrung zu beweisen, die er in seinem Laboratorium chimicum erzehlet, und man findet Chimisten, die mit gutem Grunde zu sagen glauben, daß der Kalk so wohl eine Säure als ein Alkali in sich halte, und daß das Aufbrausen dieser beyden Salze die Ursache sey, warum der Kalk kocht, wenn man ihn im Wasser löscht. Vanhelmont, welcher diese Meinung zuerst behauptet hat, und der zugleich auch zuerst chimisch von dem Kalke geschrieben hat, spricht: de Lithiasi Cap. III. Sunt in calce duo salia, vnum lixiuiale alkali et alterum acidum. Hartmann, welcher mit Ettmüllern und den meisten Chimisten in diesem Stücke der Lehre des Vanhelmont gefolget ist, glaubt, daß die Säure und das Alkali des Kalkes flüchtig sind.

Ludovici, welcher, Ficken ausgenommen, am meisten von dem Kalke geschrieben hat, spricht (*): Er hielte nicht nur eine Säure und ein Alkali in sich, das er urinartig zu seyn glaubte, sondern auch ein Mittelsalz, das salpetericht wäre.

Endlich

(*) Ephemerid. medico-physic. 6. et 7. pag. 365.

Endlich versichern viele Schriftsteller, daß der Kalk ein Salz in sich hielte, sie bestimmen aber nicht, was es für eines ist. Herr Dufay spricht im Anfange einer Abhandlung, die er der Akademie im Jahr 1724 von dem Salze des Kalkes übergab. Jedermann, der in der Chimie bewandert ist, weiß, daß der Kalk ein starkes Alkali ist. Und weiter unten, wo er von dem Salze des Kalkes redet, spricht er: So wie es mir vorgekommen ist, so gehört es unter die gesalzene oder Mittelsalze. Und er schließt mit diesen Worten: Es scheint sehr außerordentlich, daß dieses Salz nicht mehr ein Alkali ist, als es zu seyn scheint, dergestalt, daß man nicht genau entscheiden kann, von was für einer Beschaffenheit es ist.

Junker erklärt sich nicht, was für eine Art von Salz der Kalk in sich hält, ja er sagt nicht einmal wirklich, daß er eines in sich habe, sondern nur, daß er eine salzigte Natur annähme, wenn er auf eine gehörige Art mit Wasser vereiniget würde. Nos cum *Stahlio* dicimus calcem viuam, tum demum in salinam indolem permutari, quando cum aqua decenter combinatur. Conspect. Chim. T. II. p. 461.

Die übrigen Chimisten urtheilten sehr verständig, daß keine von diesen Meinungen unwidersprechlich bewiesen wäre, und hielten die Frage von dem Salze des Kalkes für unausgemacht, als ich im Jahr 1746 eine Schrift der Akademie übergab, worinnen ich zeigte, daß das Salz des Kalkes ein selenitisches Salz sey, das aus einer vitriolischen Säure, und aus einer Kalkerde bestehe. Wenn man bey einem gelinden Feuer im Sandbade das Wasser abraucht, worinnen dieses Salz aufgelöst enthalten ist, so entstehen auf der Oberfläche dünne Fäden, die bey einer

genauen Aufmerksamkeit sich nach und nach vereinigen, und kleine Häutgen bilden, die zu Boden fallen. Wenn diese weg sind, so entstehen wieder andere, die längere Zeit als die vorhergehenden auf der Oberfläche des Wassers bleiben, ehe sie niederfallen. Wenn das Gefäße von dem Feuer weggenommen ist, so entstehen Crystallen, in Gestalt kleiner Schalen, die wie Rosen geordnet, und mit äußerst kleinen und schimmernden Nadeln besteckt sind, die das wahre Salz des Kalkes sind.

Ich habe das Daseyn dieses Salzes in dem Kalke bewiesen, ohne zu behaupten, daß er zu gleicher Zeit weiter keins andern in sich hielte. Ich habe vielmehr einen wirklichen Salpeter, ein Kochsalz, und ein Urinsalz darinnen gefunden. Er enthält auch ein irdenes Alkali, das mit etwas Schwefel geschmolzen in dem Kalke enthalten ist, und eine Art von Schwefelleber ausmacht. Allein das wahre Salz des Kalkes, das ist, dasjenige, welches man daselbst in größerer Menge antrifft, ist das selenitische Salz.

Die Crystallen des Kalksalzes lösen sich ganz leicht in warmen Wasser auf, wenn sie neu sind. Sind sie aber alt, und haben in der Luft gelegen, so werden sie hart, so wie die Steine in der Luft hart werden, und können sehr schwer im Wasser aufgelöst werden.

Man kennt den Gebrauch des selenitischen Salzes in der Arztneykunst noch nicht, ob man gleich mit Recht vermuthet, daß es zu brauchen sey, weil es sich in großer Menge in den mineralischen Wassern befindet, welche die Eigenschaft besitzen, daß sie viele Krankheiten heilen. Da aber diese Wasser auch noch andere Dinge in sich

halten,

halten, als das selenitische Salz, so weiß man noch nicht genau, welche besondere Wirkung man diesem Salze zuschreiben soll.

Durch den Gebrauch, den ich davon gemacht habe, habe ich gefunden, daß es eröfnet. Es ist mir vorgekommen, als wenn es den melancholischen und hysterischen Kranken Linderung brächte. Ich habe darinnen die Eigenschaften des stillenden Salzes angetroffen.

Ich lasse das selenitische Salz von zween bis vier und zwanzig Granen auf einmal nehmen. Das selenitische Salz ist sehr leicht. Es ist dieses auch noch eine Eigenschaft, die es mit dem stillenden Salze (Sal Sedatiuum) gemein hat.

Ich habe oft eine Art von niederschlagenden Pulver machen lassen, indem ich das selenitische Salz an statt des vitriolisirten Weinsteines mit Salpeter und Zinnober verschrieben. Ich habe zuweilen weiße Salpetermagnesie oder Corallen nach der Anzeige der Krankheit darunter mischen lassen.

Anmerkungen.

Ehe ich dieses Werk schließe, so halte ich für meine Schuldigkeit, zu sagen, daß, da ich an vielen Orten behauptet, daß die Pharmacie bey der Ausübung der Arzneykunst so nöthig sey, als die Zergliederungskunst bey der Theorie, ich nicht die Absicht gehabt, zu sagen, daß die Zergliederungskunst bey der Praxis nicht nützlich sey. Ich glaube vielmehr, daß sie nöthig ist, so wie die Chimie

auch

auch zur Theorie nöthig ist. Der Arzt (*) Herophil hat sich vermittelst der Zergliederungskunst bis zur Weissagung erhoben. Allein die Chimie ist einem ausübenden Arzte noch nöthiger, und dieß wegen der Arztneyen und der Mängel der Säfte des Körpers in den Krankheiten.

Es beweiset dieses, daß man viel wissen muß, wenn man ein Arzt seyn will, und daß diese Wissenschaft nicht blos in einer Erfahrung besteht, wie leichtsinnige und unbillige Gemüther behaupten, die gleichwohl sich daraus kein Bedenken machen, bey Gelegenheit über Sachen, die die Gesundheit angehen, ein Urtheil zu fällen, wo sie glauben, daß die Aerzte nichts als rathen oder muthmaßen können. Siehe den ersten Theil, 3. Kapitel.

Ueberhaupt kömmt die Arztneykunst dem Witze unglaublich, dem gesunden Verstande aber glaubwürdig vor, weil der Witz oft Narren, und der Verstand kluge Leute macht.

Die Menschenliebe des Arztes steht mit der Liebe, die er zu seiner Kunst hat, in Verhältniß. Hippokrat spricht in seinem Buche de Praeceptis: So wie ein Arzt die Menschen liebt, so liebt er auch seine Kunst. Ein Arzt, der seine Profession nicht liebt, ist kein wirklicher Arzt. Die Liebe gegen uns selbst, macht, daß wir von Natur

(*) Arteriarum pulsus in cacumine maxime membrorum euidens, index fere morborum in modulos certos, legesque metricas, per aetates, stabilis, aut citatus, aut tardus descriptus ab HEROPHILO *medicinae vate*, miranda arte, nimiam propter subtilitatem desertus, obseruatione tamen crebri, aut lang vidi istus gubernacula vitae temperat. C. *Plin.* L. XI. C. XXXVII.

Natur dasjenige lieben, was wir sind. Ein Mensch, der ein wahrer Arzt ist, das ist, der gesund machen, und Gesunde auf eine kuge Art für Krankheiten bewahren kann, der sich um die menschliche Gesellschaft durch die Arztneykunst verdient macht, liebt die Arztneykunst, wodurch er seinen Freunden, seinen Mitbürgern, und sich selber Gutes thut.

Einem Arzt muß die Wirklichkeit und Gewißheit seiner Kunst bekannt seyn, wenn er darinnen recht fest ist, und sie gehörig anwendet. Hippokrates spricht in seinem Buche von der alten Arztneykunst. Die Arztneykunst ist schon seit langer Zeit gewesen, und beruht auf sichern Gründen. Sie hat einen richtigen Weg, auf welchen man in dem Laufe verschiedener Jahrhunderte sehr viele Dinge gefunden hat, deren Vortrefflichkeit die Erfahrung bestätiget. Und es behauptet dieser große Arzt in seiner Abhandlung von den Blähungen, daß die Arztneykunst unter allen Künsten die natürlichste ist.

Man hat keine Aerzte, die übel von der Arztneykunst gesprochen haben, als nur diejenigen, die beständig unglücklich, oder auf die Letzt unglücklich gewesen, und solche mit Verdruß fahren lassen. Gute Aerzte hingegen haben niemals eine Gelegenheit vorbey gelassen, das allgemeine Wohl zu befördern, da sie ein Zutrauen zu einer Wissenschaft einflößen, die zur Erhaltung der Menschen so nützlich ist. Man bemerkt, daß Hippokrat seine Schriften mit Bestreitung der Vorurtheile angefangen hat, die der Arztneykunst hinderlich sind. Ich werde, spricht er, die Arztneykunst wider die Anfälle ihrer ungerechten Verläumder vertheidigen, und ist diese Antwort, in Ansehung derjenigen, die sie anfallen, verwegen, so wird sie

wegen

wegen der Gewißheit der Kunst, die sie vertheidiget, ganz leicht seyn.

Wenn es möglich wäre, daß die Menschen, minder von ihren Leidenschaften dahin gerissen, minder in ihre Vorurtheile verliebt, sich mit einem Zutrauen, und ohne Hinterhalt, den Aerzten überließen, die durch ihre Rechtschaffenheit, durch ihre Gelehrsamkeit, und die Würde ihrer Handlungen anzupreisen sind, so würden die Kranken, die nicht so furchtsam, sondern gelehriger geworden, diese kostbare Gesundheit, die das Ziel ihrer Wünsche, so wie der Gegenstand unserer Bemühungen ausmacht, weit sicherer wieder erlangen.

Verbesserungen.

Gegen die Mitte der 154. Seite kann folgendes hinzugefüget werden: Herr von Senac erster Leibarzt des Königes hat mir gesagt, daß er das durch sich selber niedergeschlagene Queckſilber nehmen lassen, und daß er gesehen, wie es zu zween bis drey Gran genommen, Brechen erreget und solches so gar sehr stark.

S. 252. Wo es besser nach dem Ausspruch des Hippokrates ist, ein zweifelhaftes Mittel als gar keines zu gebrauchen, melius est anceps adhibere remedium, quam nullum, muß man lesen. Es ist besser eine zweifelhafte Hülfe als gar keine zu versuchen: Satius est anceps auxilium experiri, quam nullum. Celsus L. II. c. 10

Der Druck von diesem Buche war geendiget, als ich die theoretischen und practischen Bemerkungen über das Weichwerden der Knochen gelesen, wo man dasjenige anführt, was ich im ersten Theile gesagt habe, da ich von den Sauren der Thiere redete, daß die saure Milch, der Molken,

die

die Knochen und das Elfenbein weich machen können, wenn man sie darinnen in offnen Gefäßen wässern läßt. Ich verstehe aber darunter nicht die Molken von süsser Milch, die allemal noch ein wenig von dem fettichten Theile oder der Butter in sich halten, sondern die sauren Molken die man von zusammengefahrner und abgenommener Milch bekommt.

Die Milch wird die Zeit über sauer, da sie zusammen fährt und den Rahm aufwirft, und der Molken ist, wenn er von dem Käse geschieden, sauer, grünlicht und kühlend, aber nicht so gelinde als der Molken von frischer Milch.

Man hat noch eine Milch die saurer ist als der Molken von zusammengefahrner Milch. Es ist dieses eine verfaulte Milch, womit sich die Landleute auf den Winter versehen, indem sie täglich geronnene und abgenommene Milch in ein Faß werfen, das auf der einen Seite keinen Boden hat, und mit der andern in der Erde steht.

Die Bemerkungen über das weich werden der Knochen, u. s. w. die Gelegenheit zu dieser Anmerkung gegeben haben, sind ihres Verfassers des Herrn Navier würdig, der ein gelehrter Arzt zu Chalons-sur Marne ist.

Register
über beyde Theile.

Abzehrung, II. S. 379.
Absorbirend, I. 92. II. 376.
Abziehen, I. 24.
Adler, der weisse, II. 169.
Aerzte, I. 12. 164. worüber sie klagen, I. 174. sind gefährlich, I. 168. geschickte, I. 152. ihre Schuldigkeit, I. 167.
Aether, II. 370.

Aetzmittel, II. S. 248. Aetzmittel für die Kröpfe, II.
Aetzstein, I. 385.
Agtstein, II. 289. weißer, II. 290. gemeiner, II. 290. gelber, II. 289. in Sorten, II. 290. präparirter, I. 293.
Alaun, II. 336. gebrannte, II. 342. Steinalaun, II. 336. römische, II. 336. gereinigte, II. 338. gefärbte des Mynsicht, II. 339.
Alkali, I. 53. der Unterschied derselben, I. 133. 243. versüßte Alkali, I. 332.
Alkali des Weinsteines, I. 356. II. 230. feuerbeständiges, I. 53. 241. flüchtiges, I. 53. Alkali des Salpeters, II. 230. 357.
Alkaest des Glaubers, II. 358. des Vanhelmonts, II. 264.
Ankyloses, oder steife Gelenke, II. 275.
Antihecticum des Potiers, II. 242.
Antihysterisches Mittel, II. 57.
Antidotum polychrestum, II. 284.
Apozem, I. S. 181. II. 57. eröfnendes, II. 373.
Apotheker, I. 12. 164.
Apothekerkunst, was sie ist, I. 12. die galenische, I. 12.
Arcanum Corallinum, II. 150. Tartri, II. 223. duplicatum, II. 309.
Arztneyen, I. 167.
Arztneykunst, ist gewiß, I. 3. beruht nicht auf Muthmasung, I. 3. erhält die Gesundheit, I. 48. kuriret die Krankheiten, I. 48. wendet die Krankheiten ab, I. 48.
Athem, stinkender, I. 238.
Auflösungsmittel, I. 245. Auflösung, I. 30. Auflösung der Korallen, I. 95. Auflösungsmittel der Pflanzen, II. 327. Auflösungsmittel des Paracels, II. 265. des Rotrou, 264.
Aufwallung, oder Aufbrausung, I. 20.
Augenarztney des Lanfranks, I. 318. detergirende, II. 311.
Augenentzündung, I. 293.
Aussatz, I. 421.
Ausfluß, II. 317.

Austrocknendes Mittel, II. S. 39. 40. 319.
Azoth, II. 154.

B.

Bäder, I. 245.
Balsamus Samech, I. 380.
Balsam, was ein Balsam ist, I. 414. der weiße von Canada, I. 414. II. 284. Lebensbalsam, I. 313. Samariterbalsam, I. 292.
Balsam von Spiesglas, II. 191. Balsam von Copaiva, II. 284. Schwefelbalsam mit Anisöl, II. 284. Schwefelbalsam mit Terpenthin, II. 283.
Balsamisch, II. 306.
Beintresser, II. 382.
Benzoe, I. 440.
Berbisbeer, I. 98.
Beruhigende Mittel, I. 92.
Besänftigung, I. 92.
Bezoardicum minerale, II. 254.
Bissen, ein zertheilender, II. 171. purgirender, II. 176.
Blasen, II.
Blattern, II. 9. 117. 136. Einpfropfung derselben, II. 108.
Bley, II. 32. gebranntes Bley, II. 40. das Bley der Weissen, II. 191. gepülvertes Bley, II. 37. Sonden von Bley, II. 34. Bley ein Blutstillendes Mittel, I. 33.
Bleyweiß, II. 42. Bleyweiß des Spiesglases, II. 239.
Blume, I. 21. die Blumen von Salmiac mit Blutstein, I. 142. Eisenblumen, I. 144. Spiesglasblumen II. 211. Kupferblumen, II. 20. Schwefelblumen, II. 276. Eisenblumen der Zanichelli, II. 211.
Blutbrechen, II. 341.
Bluten, I. 102. 135. II. 300.
Blutschwären, I. 107.
Blutspeyen, I. 305. 135.
Blutstein, I. 143.
Blutstürzungen, I. 305.
Borax, II. 335.

Brand, der heisse, II. S. 9. 288. I. 337. im Blute, II. 384.
Brandewein, I. 320. Löffelkrautbrandewein, I. 197. Wachholderbrandewein, I. 216.
Bräune, II. 257.
Brechen zu stillen, I. 353. 354. ein Brechmittel, I. II. 204.
Brechen, II. 340.
Brechwein gut für die Augen, I. 317.
Brenzlicht, Brenzel, I. 20.
Breyumschlag, I. 213. 293. ein zertheilender, I. 84.
Brunnen, zu Epsom, II. 396.
Brüche, I. 293.
Brühe, Krebsbrühe, I. 182. Vipernbrühe, I. 183. medicinische Brühen, I. 182. erquickende Brühen, I. 152. II. 392. bittere, II. 391.
Butter, von Spiesglas, II. 246. gereinigte Spiesglasbutter, II. 248. Bleybutter, II. 45.

C.

Cachexie, II. 66.
Calcinirung, die feuchte, II. 399. die trockne, II. 399.
Chanker, II. 39. venerische, II. 39. geschworne, II. 149.
Charletan, II. 258.
Carunkeln, I. 425.
Cohobirung, I. 30.
Colcothar, II. 319.
Colick, II. 29. 379. Mahlercolick, II. 197. Bleycolik, II. 197. Windcolick, II. 287.
Concentrirung, I. 28.
Conserve, von der Enula campana, I. 233.
Convulsionen, I. 124. bey Kindern, I. 133.
Corallen, präparirte, I. 90.
Crystall, mineralischer, II. 349.
Crystallen von Weinstein, I. 338.
Crystallisirung, I. 32.

D.

Decoct, bey dem Durchfall, I. 127.

Dephlegmation, I. S. 29.
Destilliren, I. 24.
Drachenblut, II. 129.
Durchfall, I. 127. 217. II. 5. 47. lange angehaltener der Kinder, II. 42.

E.

Eau de Luce, II. 307. I. 146.
Einleitung, der Wundarzneykunst, II. 402.
Einspritzungen, anatomische, I. 156. gemeine, I. 157. feine, I. 158.
Einweichung in Wein, I. 178.
Eisen, II. 49.
Electricität, II.
Engbrüstigkeit, II. 278. 282. 287. die feuchte Engbrüstigkeit, II. 137.
Entzündung der Augen, I. 293. II. 33. Entzündungen, II. 202. des Zapfens, II. 357.
Eröfnendes Mittel, I. 51. 52. 54. II. 345. 405.
Erstarrung, II. 398.
Essenz, Windtreibende des Sylvius, II. 367. von Salpeter, II. 366. von Agtstein, II. 295. von Wachholderbeeren, I. 217. Weinessenz des Guidons, I. 324.
Essig, I. 299. blanker Essig, I. 309. starker Essig, I. 309. Knoblauchessig, I. 300. Spiesglasessig, I. 312. des Basil Valentins, I. 312. Dragunessig, I. 300. Nelkenessig, I. 300. von Orleans, I. 300. Rosmarinessig, I. 300. Salbeyessig, I. 300. Essig der 4. Räuber, I. 303. abgezogener, I. 308. versüßter, I. 313. indianischer, I. 303. Roseneissig, I. 300. Meerzwiebelessig, I. 301.
Essigmacher in Paris, ihr Geheimniß, I. 300.
Extracte, I. 218. Von Wermuth, I. 233. von Löffelkraut, I. 229. von Enula campana, I. 231. von Opium, 221.

F.

Fell über die Augen, II. 38.
Feuer, I. 36.

Fieber, hitzige, II. S. 302. scorbutische, II. 271. kalte, I. 149. schleichende, I. 168. bösartige, I. 114. 124. 127. 133. faulende, I. 153.
Fiebermittel, I. 149. II. 248. 289. 342. 393. des Cravns, II. 201. des Sylvius, I. 149.
Filtriren, I. 22.
Filtrum, I. 72.
Fingerwurm, I. 200.
Finnen, II. 177.
Flecken der Haut heraus zu machen, I. 337. Flecken aus dem Scharlach heraus zu machen, I. 342.
Flüsse, II. 291.
Fluß, der weiße, I. 102. Leberfluß, I. 102.

G.

Gallerte von Hirschhorn, I. 129.
Gährung, I. 20. Gährungsmittel, I. 20.
Gebrechen, der Kehle, II. 318. des Magens, II. 50.
Geist, Hirschhorngeist, I. 129. mit Agtstein versetzter Hirschhorngeist, I. 134. Blutsteingeist, I. 142. versüßter Salmiacgeist, I. 149. mit Agtstein versetzter Salmiacgeist, I. 146. Terpenthingeist, I. 413. Weingeist, I. 327. Camphorirter Weingeist, I. tartarisirter Weingeist, I. 330. flüchtiger Kellereselgeist, I. 88. flüchtiger Viperngeist, I. 112. flüchtiger Geist mit gewürzhaften Oele, I. 150. flüchtiger Uringeist des Salmiacs, I. 144.
Gelbsucht, I. 87.
Geschwulst, II. 113. der Gelenke, 410.
Geschwülste, I. 327. II. 308. Gichtgeschwülste, I. 213. Wassergeschwülste, I. 87. weiße Geschwülste, I. 421. 363. Krebshafte, II. 363. verhärtete, I. 363.
Gichtflüsse, I. 291. II. 411.
Gift, I. 16. Gegengift, allgemeines, II. 284. wider die Vipern, 109.
Gilla des Theopharsts, II. 309.

Gold, trinkbar des Dippels, I. S. 9. Horizontgold, II. 154.
Gonorrhee, II. 294. 320. 406.
Grieß, I. 49. II. 367.
Grinder, II. 248. Grindmachendes Mittel, II. 147. 248.
Grindkopf, II. 124.
Gummi Copal, II. 290.
Gurgelwasser, II. 45. 278. 316. 337.

H.

Haare, Mittel sie lange zu behalten, II. 377. daß sie ausfallen, II. 412.
Hämorrhoiden, II. 43. 48. 260.
Hefen, von Wein, I. 384. gebrannte Weinhefen, I. 384.
Heilend, heilende Mittel, I. 13.
Helm, I. 4.
Herzstärkend, II. 14.
Hipochonder, II. 376.
Hipokrates, I. 296.
Hirschhorn, I. 125. präparirtes Hirschhorn, I. 126.
Höllenstein, II. 13.
Husten, I. 213.

J.

Infusionen, in Wein, I. 178.
Julep, I. 195. herzstärkender, I. 196. hysterischer, I. 196.
Jungferkrankheit, II. 66.

K.

Kalk, II. 399. gelöschter, II. 400. lebendiger, II. 400. Metallenkalk, II. 232. Zinnkalk, II. 28.
Katharre, I. 147.
Kellereßel, I. 87.
Kerzen, I. 422. mediciniſche, II. 422. austrocknende, II. 424. reinigende, I. 424. eitermachende, I. 423.
Klystiere, I. 184.
Knallgold, II. 10.

Knoten, II. S. 177.
König, I. 23. von Kupfer, I. 212. von Metallen, I. 214. von Zinn, I. 213. von Eisen, I. 209. medicinischer, I. 205. einfacher, I. 207. violetner, I. 214.
Kopfarztneyen, I. 200.
Kopfpflaster, II. 307.
Krankheiten, de lait repandu, II. 374.
Krankheiten der Haut, I. 89. II. des Halses, I. 318. der Milz, I. 68. des Kopfes, I. 68. II. der Harnröhre, I. 425. der Nerven, I. 335. II. 294. der Brust, I. 70. II. 351. der Kinder, I. 383. des Magens, I. 178. der Leber, I. 68. der Augen, I. 88. 317. II. 38. 48. 291. 312. hitzige, II. 245. ansteckende, II. 9. 137. langwierige, II. 245. der Thiere, II. 200. mit Mattigkeit, II. 221. giftige, II. 241. hypochondrische, II. 304. bösartige, II. 9. 241. schlafsüchtige, II. 252. venerische, II. 221.
Kräutersäfte, I. 185. gereinigte Kräutersäfte, I. 186.
Krätze, I. 421.
Krebs, I.
Krebsartige Geschwulst, 363. II. 113.
Kreisen, I. 131.
Kröpfe, II. 258. I. 421.
Kugel der Bischöffe, II. 209. eisenartige Kugel, II. 63.
Kupfer, II. 16. gebrannt Kupfer, II. 27.
Kupferwasser, II. 308.

L.

Laudanum, I. 121. das flüßige des Sydenhams, I. 223.
Lähmung, I. 146.
Leber, von Spiesglas, II. 198. Leber von antimonialischen Schwefel, II. 102.
Leucophlegmacie, II. 233.
Lilium, II. 215.
Lindernde Mittel, I. 92.

Liquor, des alkalisirten Weinsteines, I. 360. steinzermalmender, I. 396. schmerzstillender des Hofmanns, II. 328. des alkalisirten Salpeters, 358.
Lungensucht, II. 118.
Luft, I. 37.
Lutum, I. 22. Lutiren, I. 23.

M.

Moklique, II. 196.
Magenarztney, I.
Magnesie, weiße aus dem Salpeter, II. 375.
Magnet, weißer, I. 148. arsenicalischer, II. 275.
Manna aus dem Queckſilber, II. 145.
Mastix, I. 308.
Mattigkeit, I. II. 221.
Mehlspeisen, I. 71.
Meisterpulver, I. 23. von Bley, II. 44. von Schwefel, II. 285. von Agtstein, II. 293. von Korallen, I. 93. vitriolisirtes, I. 371.
Melancholie, I. 68. 96. 178.
Mennige, II. 39.
Meerzwiebelhonig, I.
Milch, I. 65. mit Wasser vermischt, I. 68. Eselsmilch, I. 73. Schafmilch, I. 75. Ziegenmilch, I. 72. Weibermilch, I. 71. Schneckenmilch, I. 70. Kuhmilch, I. 72. geronnene Milch, I. 68. Schwefelmilch, II. 285.
Milchzucker oder Salz, 79.
Milzsucht, I. 68.
Mittel, wider den Stein, I. der Jungfer Stephens, I. 339. des Rotrou, II. 239. ein eröfnendes, verbesserndes und stillendes Mittel, II. 18. Das adeliche Mittel, II. 166. ein wirksames Mittel, II. 6. äuserliche Mittel, II. 279. innerliche Mittel, II. 279. Mittel für die Augen, II. 18. 205. Mittel wovon die Haare ausfallen, II. 402.
Mohr, antimonialischer, II. 119. mit Feuer gemachter, II. 121. ohne Feuer gemachter, II. 120. chinesischer ohne Feuer

Feuer gemachter, I. S. 128. Eisenmohr des Lemery, II. 58. mineralischer Mohr, II. 115. peruvianischer Mohr, II. 118.
Molken, I. 73. klare Molken, I. 77.
Monatliche Reinigung, I.
Morsellen, aus dem Spiesglase, II. 188.
Mundwasser, I. 337.
Mutterbeschwerung, I. 124. 150. 204. 205. 248. 378.
Mutterlauge, II. 375.

N.

Nahrungsmittel, die besten, I. 169.
Narbe, II. 243. Mittel die Narben machen oder heilen, II. 343.
Narron, II. 385.
Neroli, I. 203.
Nervenstärkend, I. 203.
Niederschlag, ein Niederschlag von Wismuth, I. 35. ein Niederschlag per se, II. 152. der weiße, 144. der rothe, 147.
Niederschlagendes (ein) Ding, I. 35.
Niederschlagung, I. 35.

O.

Oel des Democrits, I. 136. Oel, I. 49. Wermuthöl, I. 58. Spiesglasöl des Basil Valentins, I. 313. Spicköl, I. 201. Chamomillenöl, I 210. 213. Dippels, I. 136. pflanzhaftes, I. 206. des Sennerts, I. 378. Sesami oder Beenöl, 355. Tartari per deliquium, I. 360. Von Terpentin, I. 413. von Wein, I. 372. wesentliche Oele, I. 209. 212. wesentliches Oel von Orangenblüthen, I. 203. ätherisches Oel, I. 214. feuerbeständige Oele, I. 49. dicke Oele, I. 49. 212. Rosenöl, I. 213. gekochte oder infundirte Oele, I. 213. ausgedruckte Oele, I. 212. Agtsteinöl, II. 304. Kalköl, I. 177.
Ohnmachten, I.
Ohrenzwang, I. 89.
Opiat, I. 221.
Opierat, I. 304.
Opion, I. 221.
Orangenwasser, I. 202.
Oximel, I. 303.

P.

Panacee, des la Brune, II. S. 179.
Pflanzhafte Dinge, I. 161. pflanzhafte Arztneyen, I. 176.
Pflaster, für den Kopf, II. 307. Agtsteinpflaster, II. 307. aus Queckſilber, II. 174.
Pillen, wider die Cacherie, I. 235. des Matthäi, I. 411. des Starkey, I. 410. Fieber vertreibende, I. 235. wider die Milzsucht, I. 235. wider die Mutterbeschwerung, I. 225. wider die Kolick 234. Magenpillen, I. 235. allexiterische II. 266. von Alaun des Helvetius, II. 340 von den weißen Adler II. 175. des Barberossa, II 77. des Belloste, II. 177. von Coloquinten, die einfachen, II. 158. de duobus, II. 158. von der Panacee, II. 182. von Queckſilber, II. 278. immerwährende II. 209.
Podagra, I. 419. II. 179.
Porasche, I. 384.
Potion, herzstärkende, I. 196. in der Mutterbeschwerung I. 196.
Probe, des Weins, II.
Pulver, von gebrannten Hirschhorn, I. 136. Poudre Angelique, II. 251. wider den Krampf, II. 134. Cornachiny, II. 240. des la Chevaleraye, II. 242. des Sentinelli, II. 375. sympathetisches, II. 310. Zellisches, I. 134. temperirendes, II. 134. stahlisches, II. 241.
Purgirmittel, kühlendes, II. 343.
Purgirung, II. 175. 391. I. 341.

Q.

Querschungen, II.
Queckſiber, per se, niedergeschlagenes, II. 43.
Quintessenz, von Wermuth, I. 236. des Basil Valentins, I. 332. von Wachholder, I. 217.

R.

Rabelisches Wasser, II. 316.
Räucherung, II. 108.

Raude, I. S. 421. II. 123.
Rausch, was ihn vertreibt, 367.
Rectificirung, I. 29. der Oele, I. 209. der flüchtigen Salze, I. 337. des Zinnobers, II. 130.
Reinigendes Mittel, II. 27. 28.
Reiben, II. 97.
Rhabarbar, I.
Rose, die philosophische, I. 361.
Rotrou, das Mittel dieses Arztes, II. 264.
Ruhr, die rothe, I. 127. II.

S.

Säckgen, für den Schlagfluß, II. 310.
Säure, I. 51. animalische, I. 52. mineralische, I. 52. 254. pflanzhafte, I. 52, 254.
Safran, Eisensafran, II. 53. absorbirender, II. 54. antimonialischer Eisensafran des Stahls, II. 56. eröfnender Eisensafran, II. 56. zusammenziehender Eisensafran, II. 57. Mit Maythau präparirter Eisensafran, II. 54. Metallensafran, II. 201. Goldsafran, II. 10.
Salmiac, I. 138.
Salpeter, II. 343. roher Salpeter, II. 344. gewachsener, II. 344. von der zweyten Sode, II. 344. rafinirter Salpeter, II. 344.
Sal. Tartati extemporaneum, I. 357.
Salz, I. 50. saures, I. 53. alkalinisches, I. 53. ammonikalisches, I. 138. gereinigtes, I. 140. Wermuthsalz, I. 246. englisches Salz, I. 119. Korallensalz, I. 93. glauberisches, I. 369. II. 386. epsomer, I. 369. II. 394. Sal de duobus, 375. II. 369. Milchsalz, I. 79. von Rochelle, I. 250. des Grafen von Garaye, I. 240. wesentliches, I. 240. Fieber vertreibendes des Sylvius, I. 149. feuerbeständiges, I. 53. 241. seignettisches, I. 250. Weinsteinsalz, I. 356. purgirendes Weinsteinsalz, I. 378. Mittelsalz, I. 50. polychrestsalz des Glasers, I. 254. färbendes Salz, I. 326. II. 228. theriacalisches Salz, I. 118.

pflanzhaftes Salz, I. S. 238. flüchtiges Salz, I. 50. flüchtige Salz von Kelleresseln, I. 58. flüchtiges Hirschhornsalz, I. 129. flüchtiges Hirschhornsalz, welches mit Weingeist gereiniget worden, I. 132. flüchtiges Vipernsalz, I. 112. dergleichen gereiniget, I. 117. flüchtiges Salz mit gewürzhaften Oelen, I. 150. flüchtiges Urinsalz aus den Salmiac, I. 147. Wundersalz des Glaubers, II. 385. bittersalz, II. 394. Kochsalz, II. 376. Hindläuftsalz, II. 373. Brunnensalz, II. 377. Zinnsalz, II. 29. Kalksalz, II. 407. Eisensalz des Riviere, II. 60. Prunellensalz, II. 349. Bleysalz, II. 46. Seesalz, II. 377. Panchrestsalz, II. 356. Polychrestsalz, II. 352. antimonialisches polychrestsalz, II. 238. Polychrestsalz von Rochelle II. 250. glaserisches, II. 356. stillendes Salz, II. 332. crystallisirtes stillendes Salz, II. 334. selenitisches Salz, II. 410. flüchtiges Agtsteinsalz, II. 298.

Salzwerke in Lothringen, II. 397. in der Normandie, II. 397.

Schärfe, saure, I. 49. II. 221. alkalinische, II. 360. skorbutische, II. 379. salzichte, I. 49. urinartige, I. 52.

Scheidewasser, II. 361.

Schlacken, I. 24.

Schläfrigkeit, I. 124.

Schlafsucht, II. 10. 252.

Schlagfluß, I. 107. 133. 145. 153. II. 10. 252. 306. 308. aus den mineralischen Reichen, II. 338. wässerichte, II. 10.

Schmerzen, der güldenen Ader, I. 89. der Ohren, I. 89. des Kopfes, I. 89.

Schmerzstillendes Mittel, I. 89. II. 332.

Schuldigkeit eines Arztes, II. 173.

Schwefel, II. 271. Goldschwefel des Spießglases, II. 222. ganzer Schwefel, II. 273. gewaschener Schwefel, II. 280. mineralischer Schwefel, II. 272. Schwefel das Feuer damit zu löschen, II. 274. lebendiger Schwefel, II. 272. güldischer Schwefel, II. 75.

Schweißtreibendes Mittel, I. 149.

Schwiehlen an den Füssen, I. 147.

Schwinden, I. S. 107. II. 279. Schwinden an dem Hodensack, II. 380.
Scorbut, I. 241. 184. 185. 188. 215. 229. II.
Seife, I. 407. saure Seife, I. 380. II. alkalische, I. 380. II. des Starkey I. 407 von Weinstein I. 408. Mittelseife, 380.
Soda, I. 249. von Alicante, I. 249. von Bourde, I. 249. von Carthagena, I. 249. von Cherburg, I. 249.
Sonde, bleyerne, II. 34.
Spießglas, II. 187. schweißtreibendes, II. 235.
Staar, II. 158.
Stärkend Mittel, II. 332.
Sublimat, fressender, II. 159. fressender Sublimat des la Brune II. 179.
Sublimirung, I. 28.
Sucht, die fallende, II. 158.
Suppe des Hippokrates, I. 285.
Syrop von Alkermes aus Montpellier, I. 99. Korallensyrop des Verfassers, I. 98. des Quercetans, I. 97.

T.

Terpenthin, I. 413. gekochter, I. 415. von Chio, I. 413. von Strasburg, I. 414. von Venedig, I. 413. gewaschener Terpenthin, I. 414.
Theerwasser, I. 416.
Tinktur I. 25. von Wermuth, I. 236. von Korallen, I. 95. von den Metallen, I. 331 von Weinstein, I. 331. Goldtinktur, II. 8. Ambratinktur, II. 319. eisenartige Spiesglaßtinktur, II. 220. Spießglastinktur, II. 220. Eisentinktur, II. 64. antimonialische Eisentinktur, II. 65. Eisentinktur mit Nieswurz, II. 65. des Ludovici, II. 65. des Mynsichts, II. 65. Agtsteintinktur, II. 295. Tinctura solis, II. 8. des Balduins II. 360. Tinktur aus dem Glase des Spießglases, II. 198. alkalinische Eisentinktur des Stahls, II. 67.
Tisane, laxirende, II. 260. schweißtreibende, II. 172.

Tödten, das Queckſilber, I. S. 21.
Tonicum, II. 332.
Tripper, I. 221. II. 294.
Tropfbäder, I. 245.
Tropfen, des Wads, II. 248. ſchmerzſtillende des Sydenhams,
Tropfen, II. engliſche, I. 119.
Trunkenheit, II. 367.
Turbith, mineraliſcher, II. 155.

U.

Unrichtiggehen, I. 100.
Urin, ſeine Eigenſchaften, I. 83.
Urintreibende Mittel, I. 217. II. 306. 339. 345.

V.

Venuſeuche, I. 427.
Verbeſſerungsmittel, allgemeines, I. 408.
Verbrennungen, II. 48.
Verpuffen, I. 20.
Verpuffung, I. 20.
Verſüſſen, I. 20.
Verſüſſung, I. 20
Verwundungen, II. 64.
Verzehrung, II. 379.
Vipern, I. 103.
Vipernpulver, 100.
Vitriol, II. 308. weißer, II. 308. Silbervitriol, II. 308. Cypriſcher, 308. Goldvitriol, II. 308. römiſcher, II. 308.
Vitriolgeiſt, II. 312.

W.

Wachholdergeist, I. S. 21.
Wasser, I. 40. warmes, kochendes Wasser, I. 45. Wasser von Burbonne, I. 419. Hirschhornwasser, I. 126. doppeltes Orangenblüthwasser, I. 202. einfaches I. 202. Wachholderwasser, I. 217. Theerwasser, I. 416. Lavendelwasser, I. 197. Eau de Luce, I. 146. Eau de Carmes, I. 204. zusammengesetztes Melissenwasser, I. 204. einfaches Melissenwasser, I. 205. geistiges Melissenwasser, I. 205. tausendblumenwasser, I. 87. Regenwasser, I. 44. Hirschkopfwasser, I. 131. Lebenswasser, I. 320. abgezogenes Wasser, I. 45. abgezogenes Vipernwasser, I. 112. Kalkwasser, I. 46. Mundwasser, I. 337. laulichtes Wasser I. 47. aromatisches Wasser, I. 262. zusammengesetztes Wasser, I. 262. abgezogenes Wasser von Pflanzen, I. 188. mineralische Wasser, I. 419. einfaches Wasser, I. 262, alaunichtes Wasser, II. 336. zusammenziehendes Wasser, II. 310. gesegnetes Wasser, II. 204. des Rulandes, II. 204. blaues Wasser, II. 18. des Bellau, II. 382. Kalkwasser, II. 403. das erste, II. 403. das andere, II. 403. Seewasser trinkbar, II. 378. das Rabelische Wasser, II. 316. Des Villars, II. 51. Löschwasser, II. 50. Mercurialwasser zum äuserlichen Gebrauch, II. 140. gemachtes mineralisches Wasser, II. 63. mineralische Wasser, II. 356. Augenwasser, II. 205. das grüne rabelische Wasser, II. 320.
Wassersucht, I. II. 158. 355. Wassersucht der Brust, II. 355.
Weinsteincrystallen, I. 338.
Weinsteinrahm, I. 331. gereinigter, 338.
Wismuth, I. 35.
Wundarzneykunst, I. 324.
Wundärzte, I. 164.
Wunden, II. 64

Z.

Zähne, I. 319.
Zahnschmerzen, I. S. 146.
Zergliederungskunst, II. 297.
Zinn, II. 28.
Zinnasche, II. 28.
Zinnober, II. 129. aus dem Spießglas, II. 249. gewachsener, II. 129. gereinigter, II. 131.
Zucker, Bleyzucker, II. 46.
Zufälle von Queckſilber, II. 184.
Zusammenziehendes Mittel, I. 310. II. 310. 405.

In

der Richterischen Buchhandlung in Altenburg sind nachstehende Bücher zu bekommen:

Brouzet Abhandlung von der medicinischen Erziehung der Kinder und den Krankheiten derselben. Aus dem Französischen übersetzt, 2 Theile, 8.

Begebenheiten Eduard Wallsons eines Engelländers. Aus dem Englischen übersetzt, 8.

Begebenheiten, wunderbahre, Heinrich Löwenthals, von ihm selbst beschrieben, 8.

Klotzii acta litteraria, Vol. I. P. I. II. 8. wird fortgesetzt.

Otia metallica, oder Bermännische Nebenstunden darinnen verschiedene Abhandlungen von Bergsachen aus denen Geschichten, Bergrechten, Naturlehre, auch andern Wissenschaften nebst etlichen alten Bergwerksurkunden und Kupfern enthalten sind, 3 Theile, 8.

Walchii, Io. Ern. Imman. Sigillum Medici ocularii romani nuper in Agro Ienensi repertum et obseruat. illustr. 4.

Unter der Presse ist und wird nächstens mit allergn. Privilegio heraus kommen:

Morgagni, Io. Baptistae, de Sedibus, et Causis morborum per anatomen indagatis, T. III. 4.

Eben dasselbe in deutscher Sprache, 3 Bände, groß 8.

Uf 281

Ud 11

ULB Halle 3
006 302 017

Ud 11

Die medicinische Chimie

welche in sich enthält

die Weise,

wie man die gewöhnlichsten Arztneyen bereiten und sie zu Heilung der Kranken anwenden soll,

verfertiget von

Herrn Malouin,

Leibarzt seiner Majestät der Königin von Frankreich, Doctor und ersten Professor der Pharmacie in der medicinischen Facultät zu Paris, Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris und London, und königl. Bücherrichter.

Zweyter Band.

Nach der neuesten Ausgabe aus dem Französischen übersetzt

von

D. George Heinrich Königsdörfer.



Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. allergn. Privilegio.

Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung, 1764.